

Königsberger Skizzen

von

Karl Rosenkranz.



Erste Abtheilung.

Danzig.
Verlag und Druck von Fr. Sam. Gerhard.
1842.



v: G.

Den

Königsbergern

der

Verfasser.

Vorwort.

Wenn ein sogenannter moderner Schriftsteller mehre Tage — und dann hält er sich schon für sehr gründlich — im Gasthof einer Stadt verweilt, einige Spaziergänge gemacht, einige öffentliche Belustigungsorte namentlich das Theater, besucht und an der Wirthstafel den Gesprächen der Stammgäste gelauscht hat, so hält er sich für befähigt, über eine Stadt ein Buch zu schreiben. Und leugnen läßt es sich nicht, daß wir das Frappirende, Abweichende, das Idiosynkratische eines Orts wirklich in den ersten Tagen am stärksten empfinden, daß unsere Beobachtung dann am gespanntesten ist und das Eigenthümliche aus allen Dingen gleichsam mit somnambulem Instinct herauswittert. Den vierten, den fünften Tag scheint sich schon so Manches zu wiederholen, scheint das Neue schon zu veralten.

Dann muß man erst wieder Wochen und Monate, selbst Jahre an einem Ort leben, ihm ein tieferes Interesse abzugewinnen, um sich auf Irrthümern in der Auffassung zu ertappen, um den Zusammenhang des Details zu erspähen, genug um gründlich zu werden.

Aber dieser Zeitraum kann abermals seine Grenze haben. Lebt man sich erst ganz in einen Ort hinein, verwächs't man erst durch tausendfache Beziehungen mit ihm, wird man kraft solcher Verwurzelung ein lebendiges Glied seines Organismus, so fehlt leicht die Kraft der Absonderung, ihn in seiner Ganzheit uns als fremd gegenüber zu stellen. Wir finden dann bald Alles so gewöhnlich, so in der Ordnung, daß wir gar keine Reflexionen mehr darüber anstellen. Ich lebe jetzt hier im neunten Jahr. Dieser Zeitraum dürfte groß genug sein, um eine vielseitige, und, soweit meinem Standpunct möglich ist, gewissenhafte Beobachtung Königsbergs anzustellen. Er dürfte sich aber schwerlich noch länger ausdehnen, sollte ich nicht die Empfindung ganz verlieren, daß ich in diese Welt, die mich jetzt umgibt, nicht hineingeboren, sondern hineinversetzt, daß ich in einem Binnenlande, mitten

in Deutschland, in Magdeburg, nicht in einem Küstenlande an der Grenze des Slavismus, aufgewachsen bin.

Nun könnte ich allerdings meine Beobachtungen ganz unterdrücken, allein durch langjährige Gewohnheit bin ich schon in den Zustand gerathen, nicht blos in mich hinein, sondern auch aus mir wieder heraus zu empfinden und zu denken. Ganz unmittelbar gestaltet sich Alles in mir zu einer Form, in der ich es als Gemeingut preisgeben könnte. In der Modesprache unserer Journale würde ich sagen, die Oeffentlichkeit sei mir immanent geworden. Ich erinnere mich sehr wohl der Zeiten, in denen die Empfindung bei mir erwachte, in meinem Treiben Gegenstand der Beobachtung Anderer zu sein. Das Gemeinwesen lugte zuerst als spießbürgerliche Neugierde in meine Fenster, mein privatestes Dasein zu seiner Unterhaltung aufzufassen. Wenn die alte Jungfer da drüben mit ihrem Papagei zu spielen müde war, wenn der alte Mann, der dort an der Brustwassersucht hinsiechte, wieder einen Band Walter Scott beendigt hatte, so nahmen sie mich aufs Korn, wie ich denn meinen Tag hinbrächte und das genirte mich anfangs

zuweilen. Allein allmälig wird man als akademischer Lehrer so an die Oeffentlichkeit gewöhnt, daß der Unterschied von dem, was man in seinen vier Pfählen für sich und was man für das sogenannte Publicum ist, sehr zusammenschwindet.

Und doch würde ich diese Skizzen vielleicht nicht drucken lassen, hätte sich mir das Material dazu nicht ganz ohne Absicht angesammelt. Ich setze den Werth meiner Beobachtungen in ihre Unbefangenheit. Ich ging, während ich sie machte, nicht darauf aus, sie zu veröffentlichen. Ich lebte nicht, um das Erlebte zu beschreiben. Ich beobachtete, wenn man es so nennen will, weil ich beobachten muß, weil ich Natur und Kunst, weil ich das Volk liebe, weil ich meinem Wesen nach in einem großen Menschenverkehr stehe und, abgesehen von meiner amtlichen Stellung, die mich darin begünstigt, als ein starker Fußgänger weit umherkomme. Aber nur die öffentlichen Geheimnisse sind meine Domaine. Ich werfe wohl im Vorübergehen einen Blick in Euere Stuben; ich kenne in den meisten Quartieren der Stadt den gestickten Wandkorb, die Pendule, die Blumenvase, den Nähtisch, das Familienportrait am Fenster;

ich kenne die sterrotypen Physiognomien an denselben; ich sehe jeden neuen Laden ausbrechen, ein neues Schild befestigen, eine neue Tünche des Hauses vornehmen. Unwillkürlich spiegelt sich dies Alles in mir ab. Ich beobachte die Trachten, die Sprechweisen. Wo Zank und Schlägerei sich munter äußern, verlangsame ich meinen Schritt, stehe auch wohl still, dem Drama der Affecte und ihrer Rhetorik zu lauschen. Es entgeht mir nicht, in der Schmiedestraße alle Frauenzimmer sich von Kleidungssachen und den Zeugpreisen, auf dem Markt die Mägde vom Essen bei der Herrschaft, in der Brandenburger Vorstadt die Gesellen, die Tagelöhner von ihrem Verdienst sich unterhalten zu hören. Aber ich thue das Alles ganz harmlos. Ich bezwecke nichts damit und Ihr habt mich also nicht als einen Verräther zu scheuen, etwa gar wie einen Beamten, der eine Conduitenliste Eueres Betragens zu schreiben verpflichtet wäre. Sollt' ich einmal etwas sehen und hören, was Ihr nur von der Sonne und dem Monde gewußt glaubt; sollt' ich einmal einen Seladon vor seiner Göttin knieend, oder einen Mann den Arm gegen seine zarte Ehehälfte drohend aufheben; ein Mädchen vor dem

Spiegel im höchsten Selbstentzücken über ihre aufblühenden Reize sehen, so verlaßt — Euch auf die Discretion eines Philosophen, der in sich Alles, das Kleinste wie das Größte, mit demselben Gleichmuth der Erkenntniß sine ira et studio aufzunehmen gewohnt ist.

Nun könnte ich diese Skizzen anonym herausgeben. Die diplomatisirenden Schriftsteller würden mir unbedenklich dazu rathen. Auch bin ich nicht so plump biderbe, die Anonymität überhaupt zu verachten, obwohl ich selbst bis diesen Augenblick jeden Buchstaben, den ich drucken ließ, mit meinem Namen vertreten habe; nur als traurige Ausnahme lasse ich aber die Anonymität gelten, denn die Oeffentlichkeit ist wenigstens bis auf einen gewissen Grad immer auch eine Garantie der Ehrlichkeit und es würde um Staat, Kirche und Wissenschaft viel besser stehen, wenn das Unwesen der Anonymität gänzlich gestürzt werden könnte, weil sie immer die Möglichkeit enthält, etwas zu sagen, wofür mit seiner Person einzustehen man vielleicht nicht den Muth haben würde. Höchst betrübt ist mir die Erfahrung bei mehren juristischen Freunden und Bekannten gewesen, daß sie Resultate ihrer Privat-

beschäftigung mit der Literatur, mit der Wissenschaft, deswegen anonym oder pseudonym herausgaben, um nicht bei ihren „Vorgesetzten“ sich dadurch in üblen Credit zu bringen, als müsse dadurch der Amtseifer in den Facharbeiten geschwächt werden. Ich hoffe, daß diese Vorstellung von der Inhumanität der Vorgesetzten nur ein Wahn ist, den die Beamtenängstlichkeit früherhin erzeugt hat, denn ich sehe doch, daß Immermann, Göschel, v. Eichendorf u. A. sich mit ihrer Schriftstellerei nicht genirt haben, und daß ihnen für ihre amtliche Stellung daraus kein Nachtheil erwachsen ist. Sollte jene Idee eines Beamten, wie er sein soll, in ihrer ganzen Einseitigkeit durchgebildet werden, so müßtet Ihr ihm das Privatleben überhaupt unmöglich machen. Er dürfte z. B. nicht einmal eine Frau haben, denn könnte er nicht zuweilen, während er Linien zieht, Couverte macht, seinen Namen schreibt, zwei und zwei addirt und andere wichtige Dinge vollbringt, an dieselbe denken und somit seinem Amt ein Quentchen der ihm geweihten Aufmerksamkeit rauben? Eichendorf, selbst ein Beamter, hat daher ganz Recht gehabt, in seinen Gedichten den Humor so weit zu treiben,

der Ausartung des Beamtenwesens in's abstracte Mandarinenthum zu spotten. Gerade bei dieser Schrift nun, die so ganz auf eine Analyse unserer unmittelbaren Zustände ausgeht, halte ich es für meine Pflicht, durch meines Namens Nennung eine Garantie für die Gesinnung zu geben, in welcher sie verfaßt ist.

Ich darf Euch nicht ungerecht tadeln, dann würdet Ihr mir, falls es nicht aus Irrthum, aus Mißverständniß geschieht, zürnen können, und eben so wenig darf ich Euch schmeicheln, denn dann würdet Ihr mich verachten müssen. Was recht ist, lobt Gott.

Aber auch von Euerer Seite erwarte ich Gerechtigkeit.

Ich schreibe nämlich nur Skizzen d. h. also Umrisse, lockere Darstellungen, die nicht auf Erschöpfung ihres Inhaltes feierlichen Anspruch machen.

Aber ich schreibe nicht eine Skizze von Königsberg, sondern Skizzen, d. h. ich mache mich nicht verbindlich, eine vollständige Schilderung der Stadt, sondern nur Fragmente einer solchen zu geben. Habe ich also von diesem und jenem an

und für sich interessanten Gegenstande nicht gesprochen, so wollet darin nicht ein absichtliches etwa aus Mißachtung stammendes Verschweigen finden.

Ueber Vieles konnte ich nicht reden — aus einfacher Unwissenheit.

Ueber Vieles werde ich einseitig, irrthümlich gesprochen haben — berichtigt, verbessert es, aber ärgert Euch nicht.

Zuweilen ist mir die Nennung eines Namens entschlüpft. Seht auch darin keine besondere Absicht. Wer nach seines Namens Erwähnung in einem Buche sucht, befriedigt zunächst seine Eitelkeit. Diese Befriedigung kann völlig erlaubt sein. Es gibt Dinge, bei denen wir so betheiligt sein können, daß man unseren Namen ohne Undankbarkeit, ohne Neid gegen uns nicht wohl weglassen kann: sobald nämlich überhaupt Namen genannt werden. Wer aber nach seinem Namen sucht, nur um mit narcissischer Thorheit im gedruckten Buchstaben sich zu beliebäugeln; wer den Werth der Bücher, die Bildung eines Autors nach der Anzahl seiner Namenserwähnungen und den etwaigen ihnen wie Ordensbändern beigefügten Prädicaten mißt; wer also auch in diesen Skizzen nur blättert,

um zu erfahren, ob auch seiner, des so verdienstlichen Mannes, gedacht worden, da er doch vielleicht den Namen seines Nachbars, seines Vetters oder gar Schülers und Unterbeamten darin trifft, der spricht sich mit solch windigem Thun selbst das Gericht. Ich bin auf die Sachen, nicht auf die Personen ausgegangen. Mit wenigen Federstrichen konnte ich diese Skizzen piquanter machen. Ich konnte sie recht im haut goût der verstellten Ausplauderei schreiben, denn gerade von persönlichen Verhältnissen kann ich Vieles zu wissen gar nicht umhin. Aber ich verabscheue jede Einmischung in das Privatleben Anderer. Wo ich Namen erwähnt habe, ist es immer, mit Börne zu reden, aus Sachdenklichkeit geschehen.

Möge der Mann von ächtem Verdienst, der freudig wirksame, dem Gemeinwesen sich opfernde, der sich nicht genannt findet — und solcher Namen würde ich viele zu nennen haben — nicht glauben, ich hätte ihn nicht nennen wollen.

Eher, als solche Schnödigkeit, dürfte man mir eine Anerkennungssucht vorwerfen. Diese Krankheit hängt aber mit meinem Metier zusammen. Was Spinoza allen Menschen sagt, gilt von dem

Philosophen doppelt: die menschlichen Dinge weder zu verachten, noch zu belachen, noch zu beweinen, sondern einzusehen (intelligere). Die Einsicht in eine Sache stimmt uns aber immer milde, ruhig. Das Begreifen eines Uebels nimmt unserem Affect die gallichte Gereiztheit.

Ich erwarte, daß ein Königsberger, besser als ich unterrichtet, bald ein anderes Buch schreibe, das meine in Vergessenheit bringend. Von meinen Vorgängern nenne ich:

1) Ludwig v. Baczko: Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs. Zweite Auflage, Königsberg. 1804. 8.
2) Karl Faber, Königl. Geheimer Archivar und Bibliothekar: die Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen; das Merkwürdigste aus der Geschichte, Beschreibung und Chronik der Stadt. Königsberg, 1840. 8.
3) Dr. Alexander Jung: Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus, Braunsberg, 1840. 8.

Das Faber'sche Buch hat das Baczko'sche überflüssig gemacht und ist dem Geographen, Histo-

riker, Statistiker durch seine sorgfältig gesammelten Nachrichten, durch seine über alles Wissenswürdige sich erstreckende Genauigkeit unentbehrlich. Das Buch von Jung sucht mehr in raschen Zügen den allgemeinen Habitus der Stadt, ihre Bedeutung für die Preußische Geschichte und deutsche Literatur zu entwickeln und geht, nachdem dies geschehen, auf ein specielles Thema ein. Die Journale haben diese kurze Charakteristik unserer socialen und literarischen Physiognomie fleißig ausgebeutet, nachdem der Königsberger Huldigungslandtag von 1840 und der Danziger Landtag von 1841 das übrige Deutschland wieder lebhaft daran erinnerten, daß jenseits der Weichsel Freiheit und Intelligenz noch keineswegs zu existiren aufgehört haben. Wenn daher früherhin die banale Formel lautete: von dem Rhein bis zur Weichsel, so ist man jetzt in Deutschland so gnädig, zu sagen: von der Weichsel bis zum Pregel. Ostpreußen, Westpreußen und Litthauen sind freilich nicht Glieder des deutschen Bundes. Das ist aber kein Grund, sie nicht in dem Princip ihrer Cultur, im Wesen ihrer Entwickelung für Germanisch zu halten. Daß Preußen sich sein Stammland unabhängig von dem Deutschen

Bund erhalten hat, dünkt mich eher eine lob=würdige Klugheit zu sein und nur darüber wundere ich mich, daß man diese Sonderung so oft zu vergessen und alle Maaßnahmen des Deutschen Bundes sofort als auch für uns geltende anzusehen scheint.

Das Interesse, welches man seither von auswärts an Königsberg zu nehmen angefangen hat, ist daher groß und allgemein. Die oft wunderlichen Vorstellungen, welche ich über unsere Stadt in Briefen, die an mich kamen, in Journalen, in politischen Flugschriften traf, erweckten im verflossenen Frühling in mir den Gedanken, diese Skizzen zu schreiben. Ich erinnerte mich, wie dunkel und fabelhaft meine eigenen Vorstellungen von Königsberg in Deutschland gewesen waren, obschon ich zu Halle mehre Jahre lang in einem Kreise von Männern lebte, welche als geborene Königsberger — wie der Astronom Rosenberger, der Mediciner Friedländer, der Mathematiker Sherk, der zwar in Schlesien geboren ist, aber seine Studienjahre in Königsberg verlebte, u. A. — es daran nicht hatten fehlen lassen, mir von dieser Stadt vielerlei zu erzählen.

Wollte Lewald, auch ein geborener Königsberger, sich einmal eine Zeit lang hier wieder aufhalten, so würde er wohl am besten dazu geeignet sein, eine solche mehr genrebildliche Schilderung unserer Stadt zu entwerfen, denn

Πολλων δ' ἀνθρωπων ἰδεν ἀστεα και νοον ἐγνω.

Seinem Album von Paris, seinem Panorama von München könnte er einen neuen, würdigen Pendanten zur Seite stellen. Nur in seinen Aquarellen, Mannheim 1836, 2 Bde., 8., hat er flüchtig einige Erinnerungen an Preußen verzeichnet. Manche Aeußerungen darin sollten mich niederschlagen, z. B. die Versicherung, daß zwar die Glypthotek in München, die Peterskirche in Rom, nicht aber, was ich gewagt, der Artushof zu Danzig sich beschreiben lasse. Was ich für meine dürftige Skizze von dieser reichen Stadt sehr bedauere, ist, daß ich meine Schilderung der Danziger Architektur längst beendet hatte, als mir die treffliche, allen Kunstfreunden zu empfehlende Brochüre des Herrn Professor Maler Schultz, des Directors der Königlichen Provinzial-Kunstschule in Danzig, erst zu Gesicht kam:

Ueber alterthümliche Gegenstände der bildenden Kunst in Danzig; Danzig 1841, 8.
Ich empfehle wegen Schilderung des Totaleffects des Danziger Hausbaues in den Straßen besonders S. 32 und außerdem das, was S. 51 über die Vorsorge für die vielen schönen Gemälde, welche Danzig in seinen Kirchen besitzt, gesagt wird, sie entweder unberührt zu lassen, oder sie zur Restauration nur einer geübten Hand, nur einem durch langjährige Studien mit der Geschichte der Kunst innig vertrauten Maler, wie dem Schwabenentsprossenen Xeller in Berlin, dem Freunde Hegel's und Hotho's, anzuvertrauen. Hätte ich auf Schultz nachträglich Rücksicht nehmen wollen, so hätte ich meinen ganzen Artikel über Danzig aufdröseln müssen, was mir zu weitläufig war.

Zur soliden Gelehrsamkeit Faber's wie zum geistvollen Apperçu Jung's sollen diese Skizzen ein mittleres, ergänzendes Genrebild unserer Stadt liefern. Ich habe hierbei freilich den Vortheil, gleichsam ein Brachfeld zu cultiviren. Allein ich habe auch die Schwierigkeiten der ersten Bewirthschaftung auf mich zu nehmen. Oft stockte mir das Wort in der Feder, denn ich hatte es noch

niemals niedergeschrieben und fühlte mich daher zuerst unsicher. Ich wurde lebhaft an die Aeußerung eines meiner Freunde, eines recht methodischen Philosophen, erinnert. So anschauungsvoll und lebendig derselbe im Sprechen ist, so geht er doch im Schreiben nur mit der höchsten Etiquette der speculativen Terminologie zu Werke. Als er mich einst besuchte, blätterte er, indeß wir plauderten, in einem Theil von Göthe's Werken, in den Wanderjahren, wenn ich nicht irre. Auf einmal lächelte er und las die Worte:

„der Reitknecht ging im Hofe hin und her.“

Dann rief er aus: „Diese Worte, nie würde ich sie schreiben können! Ich wüßte gar nicht, wie das aus meiner Feder sollte: der Reitknecht ging im Hofe hin und her.“ — Wie oft habe ich an diesen fernen Freund gedacht, wenn ich, zu eigenem Erstaunen, Wörter, wie: Leberwurst, Käseschiff, Sauerampferrüpferin u. s. w., aus meiner Feder hervorrollen sah.

Wenn nun Jemand die Burgen des Rheins, die Seen der Schweizeralpen, die Pariser Boulevards, das Palaisroyal, den Wiener Prater, die Berliner Linden, die Brühl'sche Terrasse, den Jung=

fernsteig und das Alsterbassin, vollens aber Venedig oder sonst eine Italienische Stadt beschreiben will, so findet er Alles schon geebnet. Hier kann man sich noch kaum in der Auffassung irren. Immer von Neuem kann hier ein gewisser Gedankenvorrath mit Erfolg benutzt werden. Die Gegenstände sind einerseits allgemein bekannt und der Vorstellung selbst durch zahllose Abbildungen vertraut, anderseits aber auch so imposant, so welthistorisch klassisch, ein solches Rendevous aller reisenden Europäer, daß jedes Verweilen bei ihnen, ist es nur einigermaaßen sinnig, immer von Neuem anziehend wird. Sogar stereotype Prachtwendungen dürfen mit leichten Variationen wiederkehren und nicht zu sehr fürchten langweilig zu sein.

Periodisch werden jedoch selbst diese reichsten Stoffe abgenutzt und man sieht daher, wie die Reiseschriftsteller ein neues Terrain zu gewinnen suchen. Pückler Muskau geht nach Afrika, Theodor Mundt nach Krakau, George Sand nach Majorca, Ampère nach Schweden, Marmier nach Island u. s. w.

Aber Königsberg? Wer käme wohl zu ihm? Wodurch zöge es wohl an? Welcher Bau, welche

Statue, welches Gemälde, welchen Spaziergang, welche Naturschönheit, welches Fest könnten wir wohl nennen, um sogleich, wie bei den oben genannten Gegenständen, einen fixirten Begriff der allgemeinen Weltvorstellung, eine schlechthin bekannte Anschauung, einen Typus analoger Begriffe, eine Gattung im Individuum vor sich zu haben? Wenn wir Königsberger anderwärts von dem Schloßteich, von der grünen Brücke, — gewiß zwei der schönsten Prospecte, die man irgend haben kann — wenn wir von den Dschimken, von den Helfern — wie hier die Eckensteher heißen, die eben so ehrliche Leute sind, als die Berliner — genug, wenn wir von solchen uns geläufigen Dingen reden, werden wir bald ersucht werden, unsere Worte gefälligst durch eine Beschreibung zu erläutern.

Ja, ich bin überzeugt, daß man auswärts es kaum für möglich hält, von Königsberg eine ins Detail gehende genrebildliche Schilderung zu machen, die nur einigermaaßen anziehend sein könnte. Ich will es nur gestehen, daß, als es in der Stadt ruchbar wurde, wie ich mit einem solchen Unternehmen umgehe, von Königsbergern selbst mit Achselzucken höchst kleinmüthig geurtheilt wurde:

„es sei das kein dankbarer Stoff." Wohl sind wir für das Ausland bis dahin mehr nur ein Name, mit dem sich die unbestimmte Vorstellung einer großen, handeltreibenden Stadt verbindet, worin Kant, Hamann, Kraus, Hippel, Herder, Scheffner, Werner, Hoffmann u. A. gelebt haben, worin sich eine alte Universität befindet und gegenwärtig eine lebhafte Krise sich zu entwickeln scheint oder schon entwickelt hat, oder, falls manche Zeitungen Recht hätten, überhaupt nur die Fata Morgana einiger zufälligen Umstände war, so daß, wenn die hermetische Verschlossenheit der Russischen Grenze fortdauert und uns nicht bald eine Chaussée wenigstens über Bromberg und Posen mit Breslau verbindet, wir in der That nur zu schnell weiter nichts als ein Name sein werden.

Nur ein geringes Nachdenken muß indessen schon dazu führen, einer Stadt nähere Aufmerksamkeit zu schenken, aus welcher eben Männer, wie die genannten, hervorgegangen, aus welcher von Zeit zu Zeit der übrigen Culturwelt so nachhaltige Impulse gekommen sind. Königsberg birgt eine tiefe Eigenthümlichkeit, eine gediegene Bildung. Zunächst wenn man von moderneren, glatteren, geleckteren

Städten zu ihm kommt, empfindet man allerdings eine nordische Schwere, eine gewisse Kahlheit, Aermlichkeit. Aber bei längerem Aufenthalt lernt man hinter der äußerlichen Abgeschlossenheit, Starrheit, den gesunden Verstand, die wackere Gesinnung ungemein schätzen und findet eine viel größere Empfänglichkeit und mehr heitere Beweglichkeit, als man nach dem ersten trüben Eindruck vermuthete. Die isolirte Lage Königsbergs — Danzig ist von ihm aus die einzige Stadt, die als Reiseziel anlockt und Danzig ist über zwanzig Meilen entfernt — treibt die Königsberger zum Reisen an. Sehr viele Männer und Frauen der gebildeten Gesellschaft Königsbergs haben ihre Tour durch Deutschland, Frankreich und Italien gemacht und namentlich in letzterem oft Jahre lang gelebt. Mit dem Scandinavischen Norden, mit England, Holland, Hamburg und Lübeck stehen die Kaufleute fortwährend auch im persönlichen Verkehr. Nicht wenige kennen auch Rußland und wissen nicht nur von Petersburg, sondern auch von Moskau interessante Mittheilungen zu machen. Ich sehe immer mehr ein, wie die erstaunenswürdige Kenntniß der Geographie, wodurch Kant sich auszeichnete, auch durch den

gesammten Zusammenhang der hiesigen Bildung getragen ward.

Diese aus gemüthlicher Theilnahme für das Gemeinwesen, worin ich lebe, hervorgegangenen Skizzen berühren auch allgemeine Fragen der Zeit, indem sie unvermerkt aus der localen Bedingtheit mich dazu überführten. Ich sehe deshalb voraus, daß man aus ihnen eine Tendenzschrift machen und, von ganz entgegengesetzten Extremen aus, mich selbst entweder durch Consequenzmacherei einem Extrem zuwerfen, oder mich der Plattheit eines gesinnungslosen, furchtsamen Juste-milieu's beschuldigen wird. In religiös-kirchlicher Beziehung bin ich diese Behandlung schon gewohnt und habe mich bei mehren Gelegenheiten darüber aussprechen müssen, weshalb ich mich nicht für verpflichtet halte, hier darauf zurückzukommen, zumal ich die eigentlich hier zu ventilirenden Probleme, die Existenz Gottes, die Bestimmtheit Gottes als eines persönlichen Wesens, die Gottmenschheit Christi u. s. w. in dieser Schrift als Aufgaben der Wissenschaft nirgends berühre. Um so mehr wird man dagegen in politischer Beziehung mich der Kritik unterwerfen. Diese zu erleichtern, will ich hier meine politische Beichte von vorn herein ab-

geben und zwar mit den Worten des Freiherrn August von Harthausen *) in dem von mir

---

*) Es versteht sich von selbst, daß ich den Inhalt nur der von mir angeführten Worte, nicht die sonstigen Ansichten des Herrn Freiherrn zu vertreten gesonnen bin. Ich habe sie statt eigener, die ich hätte geben können, gewählt, weil sie von einem Beamten herrühren, der sich mit der Verfassung und Gesetzgebung Preußens ausdrücklich beschäftigt. Ich wollte dadurch mir als Philosophen einen empirischen und gleichsam offiziellen Beistand schaffen. Aber noch mehr. Es sind die Worte eines Freiherrn, eines Katholiken; ich wollte daher durch Anführung derselben zeigen, wie die allgemeine politische Bildung unserer Zeit weder durch Aristokratie noch durch Katholicismus gehemmt zu werden braucht, sondern mit denselben sich wohl vereinigen kann. Am a. O. S. 7 erkennt v. Harthausen die „unbedingt gebotene Einheit" des modernen Staates, das Festhalten gewisser allgemeiner auch eigends als vernunftgemäß bezeichneter Grundsätze und ihr gleichmäßiges Fortbilden in allen Theilen des Landes als nothwendig an. Abgabesystem, Zollgesetze, Handelsrecht, Militairwesen, selbst Criminalrecht müssen nach ihm in einem wohleingerichteten Staat eigentlich eins und dasselbe sein, wiewohl in der Ausführung des Allgemeinen Modificationen unausbleiblich sind. v. Harthausen unterscheidet: 1) Local- und Familien-Verhältnisse, die oft nicht geschriebenes Recht werden können; 2) Provinzialrechte, welche aus der Stammeigenthümlichkeit,

einigemal citirten Buch: die ländliche Verfassung Preußens, Königsberg 1839. Hier heißt es S. 7 ff.:

---

aus dem Klima, aus der ganzen Natur einer Provinz hervorgehen und deshalb für eine andere Provinz interesselos sind, z. B. unsere Bernsteinfischerei hat mit dem Weinbau an der Saar nichts Gemeinschaftliches; oder auch das Gesetz über die Zeit der Oeffnung und Schließung der Jagd muß für uns in Königsberg ein ganz anderes sein, als in Trier, weil die Entwickelung der Jahreszeiten an beiden Orten um mehr als vier Wochen differirt; 3) allgemeine Rechte, wie die oben angeführten, die in's allgemeine Gesetzbuch gehören und deshalb am meisten der Vernunft zu entsprechen vermögen. — Man verwechsle daher den Freiherrn August v. Harthausen nicht mit einem andern, Werner v. Harthausen, der sich durch eine dem in Münster 1833 versammelten Landtage vorgelegte Schrift: über die Grundlagen unserer Verfassung, bekannt machte. Sie wurde 1834 zu Leipzig bei Hartmann unter dem Titel: Worte eines Gläubigen aus Deutschland, theilweise mit einer zwischenlaufenden Kritik, gedruckt und von Leo in den Brockhaus'schen Unterhaltungs-Blättern mit großem Beifall empfangen. Dieser Harthausen geht nämlich zwar auch davon aus, daß der Staat sich durch und durch in allen Gliedern frei und selbstständig entwickeln müsse, aber die Consequenz, welche hieraus gezogen wird, ist bei ihm die Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit,

„Die Weltereignisse der letzten funfzig Jahre haben es herbeigeführt, daß die allgemeinen Gesetz=

---

die Macht der Aristokratie gegen die monarchische Souverainetät und gegen das Bürgerthum, genug, das Sonderleben des Mittelalters, die Verwandlung der unendlichen Berechtigung der Individualität in den Trotz der lieben Naturwüchsigkeit gegen den Rationalismus der Gesetzgebung, der sogleich Jacobinischer Liberalismus gescholten wird. Diese Politik möchte nicht nur alle durch die Aufklärung vernichteten Vorurtheile, wo sie noch existiren, erhalten, sie möchte auch die Kritik des Bestehenden überhaupt unmöglich machen, indem sie den Staat immer nach der Natur construirt und dem Geiste dadurch die tiefsten Wunden schlägt, denn die Natur freilich soll nichts anderes werden, als sie ist, aber der Geist soll sich verklären von einer Klarheit zur andern. Er soll nicht zum Vergötterer des Bestehenden werden, vielmehr trachten, es weiter zu bilden. — Hegel hat in seinem Grundriß der Staatswissenschaften schon 1825 dem Hallerischen Naturalismus sich auf das Kräftigste widersetzt. Diesen Widerstand haben ihm die Anhänger Hallers nie verziehen und verfolgen seine Philosophie, namentlich im Berliner politischen Wochenblatt, noch immer als eine politisch=destructive, oft, wie man nur zu sehr merkt, ohne jemals Hegel's Schriften gelesen, geschweige studirt zu haben. Während sie auf die Restauration der aristokratischen Feudalität und der Römisch=katholischen Hierarchie ausgehen, suchen sie Hegel bei den Monarchen, deren Souve=

gebungen, wenigstens vorläufig in Mitteleuropa, noch bei weitem mehrere Rechtsverhältnisse (als

ränetät sie so sehr in die Enge bringen, durch Wiederholung der witzigen Pointe zu verdächtigen, wie derselbe gesagt, der Monarch brauche nur das Tüttelchen zu sein, welcher auf das I gesetzt wird. Hegel meinte nämlich, so könne es geschehen in einem wohlorganisirten Staate, in welchem die Gesetzgebung ein Werk der ganzen sittlichen Substanz ist, die im Fürsten als unmittelbar persönliches Subject existirt. Ohne den Punct ist daher das I nicht, was es sein sollte, — der Punct, das Tüttelchen ist nothwendig. Je höher ein Monarch in seiner particulairen Persönlichkeit steht, je demüthiger wird er erkennen, wie er nicht in der Besonderheit seiner Individualität allein schon sich für seinen erhabenen Beruf genügen könne; er wird dieselbe mit Freuden opfern, um immer mehr das Schicksal des Allgemeinen zum seinigen zu machen. Warum denn sind wir Preußen so stolz auf unsere Fürsten, als weil wir ihnen den Sinn zuerkennen, ohne alle Eitelkeit auf ihre Person, die Freiheit und das Wohl des Ganzen unausgesetzt im Auge zu haben? — Aber hütet Euch, Professoren, auf dem Katheder witzig zu sein! Ihr seht, wie Hegel eines beiläufigen Vergleichs halber als ein Demagoge, als ein Fürstenfeind, als ein Revolutionair verfolgt wird, wie man alle Paragraphen seiner Rechtsphilosophie, alle seine mühsamen Arbeiten über die Verhandlungen der Würtemberger Landstände und über die Reformbill im Aerger über einen Witz vergißt, den man, seine Bedeutung

nämlich bis dahin besprochen worden) in den Kreis ihrer Wirkungen gezogen haben, ja alle Theile der Verfassung sind nach und nach davon betroffen worden. Aber es ist nicht zu leugnen, daß etwas dem ganzen Europäischen Völkerbunde Gemeinsames auch bei dieser Richtung und deren Wirkungen zu Grunde liegt."

„Dies ist die von dem Gange der Ideen, der Bildung und Cultur, von dem sogenannten Zeitgeiste gebotene Auflösung der sich im Mittelalter gebildet habenden Landesverfassungen, und dies hat dergestalt eingewirkt, daß in den einzelnen Staaten die Behandlung dieser Rechtsverhältnisse und die

absichtlich verkennend, bis zum crimen laese majestatis hinaufsteigert. Wehe Euch, Ihr Pharisäer, die Ihr gern in dem Unwesen, das Ihr patriarchalischen Staat zu nennen beliebt, ein Aggregat von freiherrlichen, bischöflichen und anderen Souverainetäten erschaffen möchtet, die Ihr dem Beamtenwesen nicht des allerdings bei ihm oft zu tadelnden Pedantismus halber, sondern deswegen gram seid, weil es mit seinem Mechanismus auch der Willkür einen Damm setzt und das Examen, also die Bildung, zur Bedingung der Amtsfähigkeit macht. Gewiß, lieber einen Beamtenstaat mit all seiner Ueberwachung, als den Zufall, die Caprice des Patriarchenthums.

Umwandlung der älteren Verfassung nicht blos im Allgemeinen nach jenen gemeinsamen Grundsätzen und Ideen sich gestaltet hat, sondern selbst die Art und Weise, wie sie zur Ausführung gekommen, ist in den verschiedenen Ländern im Wesentlichen dieselbe gewesen."

„Der einzige Unterschied war fast, daß man in Frankreich auf eine mehr gewaltsame Weise verfuhr und die älteren Rechtsverhältnisse mehr von Oben herab, und meist ganz ohne Compensirung und Entschädigung der materiellen Interessen, zerstörte und aufhob, in den andern Staaten zwar dieselben Grundsätze vorwalten, aber eine mehr oder weniger genügende Compensation der materiellen Interessen eintreten ließ. Die Grundideen über die Auflösung und die Gegenstände und Verhältnisse, welche denselben unterworfen werden sollten, so wie die Endresultate, waren dieselben."

„Man mag über das Recht zu diesem Verfahren einer Ansicht sein, welcher man will, das Factum ist einmal vorhanden und hat sich so völlig durchgebildet, ist so die Grundlage neuer Lebens- und Rechtsverhältnisse geworden, daß Niemand im Ernst daran denken kann, den älteren Zustand wie-

der herstellen zu wollen. Selbst wer jene Auflösung ungerecht, ja revolutionair nennt, muß zugeben, daß eine Wiederherstellung nicht abermals, ohne der größten Rechtsverletzungen sich schuldig zu machen, möglich wäre, daher in demselben Grade wie jene, zerstörend und revolutionair genannt werden müßte."

„Es ist hiervon auch eigentlich nirgends die Rede, aber es ist, wie nach jeder ereignißreichen Zeit, die Untersuchung und Forschung eingetreten; man forscht den Ursachen nach, man untersucht die Wirkungen."

„Jene Ideen, welche dieser Umwälzung in den Rechtsverhältnissen aller Verfassungen zum Grunde liegen, bilden ein in sich geschlossenes System, die Frucht der ganzen Bildung des vorigen Jahrhunderts. In der Zeit, als es durchgebildet war und zuerst überall lebendig und thätig eingriff, erschien es als das allein Richtige, als eine unumstößliche Wahrheit. Alle Angriffe gegen dies System aus jener Zeit sind daher so schwach, so unphilosophisch, so wenig die Fundamente berührend, und von der andern Seite

sogar so unklar in der Beurtheilung aller materiellen Verhältnisse, daß man sich durchaus über den Sieg jenes Systems, welches nicht blos in der Mitte, sondern damals auf der Höhe der Zeit stand, nicht verwundern kann. Allein die Zeit schritt vorwärts und mit ihr die Intelligenz und Erfahrung."

„Es bildeten sich andere und neue Gedankenreihen und Gedankenfolgen. Man fing an, die Grundlagen jenes Systems einer scharfen Untersuchung und Kritik zu unterwerfen. Dieser Untersuchung kam von der andern Seite die Erfahrung zu Hülfe, daß von dem, was jenes System als die nothwendige und unmittelbar praktische Folge seiner Durchführung versprochen hatte, eigentlich nichts wahr geworden war, daß zwar ein anderer socialer Zustand sich zu bilden begann, aber durchaus nicht der, den man vorausgesagt oder erwartet hatte."

— — — — —

„Betrachtet man die Zeit, wie sie sich nun einmal ausgebildet hat, oder auszubilden scheint, und die Verhältnisse, wie sie nun einmal vorhanden sind, so lassen sich, wie mir scheint, für den Augenblick nur drei Richtungen bezeichnen, welche die deutschen

Staaten in politischer und staatswirthschaftlicher Hinsicht bei ihrer Gesetzgebung und Verwaltung einschlagen können oder müssen:

1) Entweder man schreitet ganz und unbedingt in demselben Systeme fort, welches seit funfzig Jahren die politische und staatswirthschaftliche Gesetzgebung von Mitteleuropa zu beherrschen angefangen hat;

2) oder gibt dieses System auf und schlägt den direct entgegengesetzten Weg ein. Man prüft die Kraft und das innere Leben von allen organischen Rechtsverhältnissen und dem, was noch von ihnen vorhanden, consolidirt sie möglichst von Neuem, und gewährt ihnen Mittel und Kraft, sich neu auszubilden. Zugleich bildet man überall von Neuem Corporationen im ausgedehntesten Sinne, und befördert durch entschiedene Billigung und Beihülfe, wo sich etwa von Neuem dergleichen bilden wollen. Man müßte sich aber in dieser Richtung sehr vor der Klippe hüten, die alten Verhältnisse, wo sie einmal untergegangen sind, wieder herstellen, oder neue zu knüpfen und zu bilden, indem man jene alten sclavisch copirt, sondern man müßte die neuen Verhältnisse, wie sie einmal

geworden sind, auffassen, und ihre socialen und organischen Keime zu erkennen und einen neuen corporativen Organismus zu bilden suchen;

3) oder man hält sich in der Gesetzgebung möglichst passiv, und überläßt Alles der eigenen Entwickelung im Volke. Man bildet keine neuen Corporationen, aber man duldet, wenn sich von selbst welche bilden wollen; man schützt solche neue und die noch vorhandenen organischen Institutionen, insofern sie den Schutz begehren; man gewährt und erhält die individuelle Freiheit nicht blos gegen die organischen Institutionen der Vorzeit, woraus die modernen Gesetzgebungen sie angeblich erlöset haben, sondern gegenwärtig auch gegen diese Gesetzgebungen, welche ihnen bisher verboten, sich zu organischen Institutionen corporativ abzuschließen."

„Zu dem Ersten wird sich gegenwärtig wohl kein gut organisirter Staat mehr freiwillig entschließen, nachdem man gesehen, daß selbst das auf dieser Bahn so weit vorgeschrittene Frankreich große Anstrengungen macht zu irgend einem Stillstand zu kommen."

„Zu dem Zweiten glaubt gegenwärtig keine Regierung die innere geistige und materielle Kraft

zu besitzen. Man hält das jetzige Zeitalter nicht für fähig, organische Bildungen des Volkslebens von Oben herab durch die Gesetzgebung zu schaffen."

„Das Dritte scheint im Allgemeinen die Richtung zu sein, welche für die nächste Folgezeit wenigstens die Deutschen Regierungen einschlagen möchten."

„Das Preußische Gouvernement, welches wir in der Regel vorzugsweise auf der Bahn erblicken, welche die Signatur der Zeit an der Stirne trägt, hat, wie es scheint, in seiner neueren Gesetzgebung bereits diese Bahn eingeschlagen. Ich deute hierüber auf die Gesetzgebung über das Gewerbewesen, auf das den Städten in der Städteordnung eingeräumte Recht, sich selbst Statuten zu geben, auf das dem Bauernstande in Westphalen eingeräumte Recht, der völlig freien Disposition, selbst ohne an Pflichttheil u. s. w. wesentlich gebunden zu sein, hin."

S. 71 noch diese Worte: „Ich glaube, eine gerechte und wohlgesinnte Regierung wird bestehende Rechte schützen und aufrecht erhalten, und so wird sie auch nicht, blos aus Neigung zu generalisiren und zu

nivelliren, den einzelnen Provinzen die ihnen eigenthümlichen Rechte und Rechtsverhältnisse nehmen, zerstören, ohne Zustimmung und Einwilligung derer, die dabei interessirt sein könnten. Ein großer Theil dieser Rechtsverhältnisse ist aber so wenig aus dem Charakter und den Sitten und Gewohnheiten des Volksstammes, als aus den klimatischen Verhältnissen und den Culturverhältnissen des Bodens hervorgegangen, und es möchte oft für beide kein wesentlicher Schade zu erkennen sein, wenn man sie ruhig ab- und aussterben oder sich umwandeln ließe.“

Ich finde in diesen Worten meine eigenen politischen Ansichten, soweit dieselben in solcher Allgemeinheit sich darstellen lassen, treffend gezeichnet, denn ich halte es für den größten Irrthum, wenn nur diejenigen für Philosophen gelten sollen, die in politischen Dingen von der Geschichte abstrahiren. Der Philosoph soll dies so wenig, als etwa sich den Begriff der Idee nach der Geschichte zurechtmachen, d. h. von der Vernunft und Freiheit in ihrer geschichtslosen Ewigkeit abstrahiren. Aber durch dies „Ebensowohl als auch“ verdirbt er es nothwendig mit den Par-

teien, insofern er zwar eine jede anzieht, mit einer jeden in dem, worin sie Recht hat, sympathisirt, aber auch eine jede von sich abstößt und gegen jede in dem, worin sie Unrecht hat, antipathisch ist. Die Parteien werden ihn selbst daher als der Zweideutigkeit, als der Achselträgerei verfallen schildern. Daß er darin, auf seinem Gebiet, dem Fürsten gleich, die gerechte Mitte anstreben, daß er die Ausgleichung der Extreme zu seiner Aufgabe machen muß, werden sie ihm nur als die ungeheuerste Anmaaßung vorwerfen. Sie werden ihn mit der Drohung einzuschüchtern suchen, daß in Zeiten der Parteiung der Vermittler immer ein Opfer geworden; sie werden ihn verlocken wollen, statt der milden Sonne der Humanität dem Blitz des Terrorismus zu huldigen.

Auf alle persönlich oft sehr bitteren Consequenzen, die aus solcher Stellung hervorgehen, muß er gefaßt sein. Die ihm nothwendige Vereinsamung darf ihn nicht irre machen, wenn er nur die Vernunft und Freiheit auf seiner Seite hat. Vor allen Dingen darf ihn die Albernheit nicht kümmern, welche ihm sogar den Beruf streitig

machen möchte, über öffentliche Angelegenheiten nicht nur eine Meinung zu haben, sondern auch sie zu äußern. Der Philosoph wird von tausend Einzelnheiten nicht unterrichtet sein, die zu wissen das Geschäft besonderer Fachbildungen ist. Aber die Kritik der reinen Vernunft in Betreff der allgemeinen Zustände zu üben, soll ihn diese Unwissenheit nicht hindern. Bei den alten Philosophen findet man es in der Ordnung, daß sie nicht nur um die Idee des Staats, sondern auch um den Staat sich gekümmert haben, in welchem sie lebten. Und man lobt sie deshalb; diese Denker seien nicht abstracte Kosmopoliten, sondern ächte Patrioten gewesen. Sollen nun die modernen Philosophen nicht mehr Patrioten sein dürfen? Erklärte doch auch Schelling jüngsthin in der Rede, mit welcher er seine Vorlesungen zu Berlin eröffnete, er, der so lange den Interessen der Gegenwart entrückt gewesen zu sein schien, zur freudigen Ueberraschung aller Hörer, daß die Zeit und Philosophie bis zu jenen Lebensfragen vorgedrungen sei, gegen welche sich gleichgültig zu verhalten Niemandem erlaubt, ja auch nur möglich sei.

Nur vergesse man nicht, daß die Praxis des Philosophen die Theorie ist. Das concrete Handeln des Moments fordert die Schärfe der Einseitigkeit; das philosophische Erkennen, auf das Ganze gehend, die Abrundung der Allseitigkeit. In dem Ringen nach Vorurtheillosigkeit kann daher der Philosoph allerdings sogar zu einer momentanen Indifferenz gegen den Ungestüm der Gegenwart kommen. Er vertieft sich in seine Forschungen. Er weiß, daß aus ihnen dem Gemeinwesen endlich auch ein Gewinn erwachsen werde. Er will von der Welt weiter nichts, als ihm den Raum zu gönnen, seine Wissenschaft ruhig zu entfalten. Nur die Rohheit kann dem, der, — wie sich von selbst versteht, ohne die Unlauterkeit eines pfiffigen Betragens — in diesen Standpunct sich zurückzieht, einen Vorwurf daraus machen. Menschen, welche den unendlichen Genuß nicht kennen, den eine Wissenschaft, eine mühsame Forschung gewährt; Menschen, welche nicht bedenken, daß durch die christliche Religion Jedem heutzutage ein Hinaus über die Bedingtheit des Gegebenen, über die Widersprüche der geschichtlichen Wirklichkeit möglich geworden; Menschen, die sich

nur auf den Wogen der neugierigen Zeitungsleserei und des Kaffeehausgeschwätzes schaukeln, die nur von der Aufregung des Tages zehren, begreifen schwerlich das Bedürfniß einer solchen Ruhe, die sich an die Fersen eines Objects heftet, um sich seiner gründlichst zu bemächtigen. Mit Einem Wort: man kann Fichte wegen seiner Reden an die Deutsche Nation verehrend bewundern, aber man braucht Herbart wegen seiner stolzen Zurückgezogenheit von dem Geräusch der laufenden Geschichte nicht zu verachten.

Was mich selbst nun mit diesen Skizzen betrifft, so gehöre ich weder zu den planreichen, absichtsvollen Politikern, noch zu den Philosophen, welche im stillen Atelier Götterbilder der Wissenschaft ausarbeiten ohne Rücksicht auf das, was unterdessen sich draußen ereignet. In unmittelbarer Sympathie mit dem Volksleben, in dessen Mitte ich mich gerade befinde, habe ich das Bedürfniß, mir die Massen desselben zu zerlegen, die Anschauung zu reinigen, den Zusammenhang der besonderen Elemente aufzuspüren und, um es so zu nennen, die Poesie der Erscheinung zu genießen. Mag ich noch so abgearbeitet sein, so weiß ich,

daß schon ein Gang über die Straße mich wieder erquickt. Der epische Rythmus des Volkswesens durchklingt magisch meine Seele. Da geht eine Höckerin ihren mechanischen Tritt und stößt in regelmäßigen Pausen ihre Ankündigung in die Luft. Hier kommt eine Extrapost mit schmetterndem Horn gerasselt. Ein Böttcher karrt die hohl polternden Tonnen vorüber. Dort scherzt der Gewürzkrämer, die Feder hinterm Ohr, die grüne Schürze vor dem feisten Bäuchlein, mit der freundlichen Köchin. Hier tänzelt ein junges Dämchen vorüber, das verschämt zu fühlen beginnt, wie die Blicke der Lieutenants und Referendarien seit einigen Monaten sie aufmerksamer streifen. Dort führen die Stadtvögte, den Meldezettel in der Hand, einige Vagabonden nach dem blauen Thurm. Dies Fenster zeigt mir das Bild eines guten Alten, der, Zeitung und Roman lesend, Knaster rauchend und Kaffee trinkend, mit vergnügtem Humor Tag ein Tag aus dem Tode noch ein Schnippchen schlägt u. s. w., u. s. f. Dies Durcheinander, dies Treiben der lebendigen Menschenwelt zu schauen ist eine meiner Lieblingslaunen.

Die Königsberger haben daher ganz meinen

Sinn getroffen, wenn sie an den Philosophen-damm einen Poetensteig angeschlossen haben. Einen Philosophendamm hat außer Königsberg auf der ganzen weiten Erde wahrscheinlich keine Stadt. Philosophendamm soll natürlich nicht heißen, als hätten wir hier so viel Philosophen, Dämme davon aufthürmen zu können, vielmehr ist es ein von Hippel begründeter, dem alten Kant zu Ehren so benannter Spaziergang auf einem Damm, der von Gärten, Holzstrecken, der Festung, von Weiden-buhnen, von Speicher- und Häuserreihen der vorderen Vorstadt im Viereck umschlossen wird und große, vom Frühjahr bis Herbst mit Wasser überdeckte Wiesen umgibt. Dieser Spaziergang mochte Kant nicht nur seiner Friedlichkeit wegen anziehen, indem man hier allem Getöse entronnen ist und ein gutes Stück Himmel den Blick frei ausirren läßt, sondern es mochte wohl auch eine geheime Anhänglichkeit an die Spielplätze seiner Jugend ihn hieherlenken, weil er in der Nähe, in der Riemergasse, die der vorletzte große Brand vernichtete, geboren war.

Dieser ziemlich abstracte Damm öffnet sich nordwestlich in einen andern. Hier spazierte vor

Zeiten der berühmte Preußische Liederdichter Simon Dach, der Opitzianer, der Professor der Poesie an der Königsberger Universität, der, was einem Dichter selten passirt, von seinem Fürsten endlich sogar ein Landgut geschenkt bekam. Von ihm hat der Damm den Namen Poetensteig. Dieser Damm, etwas unordentlich, allein um so malerischer im Geschmack der kleinen Ruysdael'schen Landschaften, von Bäumen eingefaßt, hat zur Rechten große Wiesen, die vom Herbst bis Frühjahr durch den Pregel überschwemmt werden. Das gegenüberliegende Ufer des Flusses ist hoch und mit den Landhäusern der Huben bekränzt. Den Spiegel des Stroms kann man zur Sommerzeit nicht sehen, allein um so zauberischer wirkt es, wenn die Schiffe auf dem grünen Teppich in das fern her blitzende Haff einsegeln oder von diesem heraufkommen.

Zur Linken hat der Damm die Gärten, welche hinter der Häuserreihe liegen, die von ihnen den Namen der nassen Gärten erhalten hat. Diese Gärten werden ebenfalls zur Winterzeit überschwemmt und gewähren daher zum Frühjahr einen interessanten Anblick. Schöpfmühlen, von Pferden

gedreht, heben das Wasser über den Damm und gießen es auf die Pregelwiesen aus. Auf den Feldern aber sind Männer, Weiber und Kinder emsig beschäftigt, aus den Vertiefungen zwischen den Beeten, die man hier Rige d. h. Rücke nennt, und zur leichteren Trockenlegung sehr hoch macht, das Wasser auszuschöpfen und dem Entwässerungsgraben der Mühlen zuzuführen. Zwischen zwei oben zusammengeneigten Stangen wird ein Strick gebunden und an diesem ein Gefäß befestigt, das man, ebenfalls durch Stricke, von beiden Seiten her in Schwung setzt. Wenn nun hier sich Alles tummelt, wenn die Frösche zu tausenden herumhüpfen, und die schwarze, höchst fruchtbare Erde, oft noch reichlich mit Mist bedeckt, aus dem schwindenden Wasser mit grünen Sprossen hervorschaut, so kommt mir diese Partie unserer Stadt immer wie unser Aegypten vor.

Gewiß ist aber, daß zur sommerlichen Zeit, wenn diese Gärten üppig begrünt sind, wenn die Rinder und Pferde auf den Wiesen sich behaglich ergehen, wenn die Lerchen singen und die Schmetterlinge flattern, wenn die Mücken, an denen hier stets ein Ueberfluß, uns spielend und summend begleiten, dieser einsame Gang viel Schönes hat. Namentlich, wenn die Sonne sinkt und nun ein Schiff auf dem Haff mit rothglühenden Segeln, die immer rosiger, immer weißer werden, unserm

Blick entschwindet, wenn das Rollen der Wagen auf der Chaussée, die nach dem geliebten Deutschland führt, ahnungsvoll herüberrauscht: in solchen Glanzdämmerstunden ist hier anmuthig zu wandeln.

Ich lobe Euch also, Ihr Königsberger, daß Ihr sinnreich die Philosophie mit der Poesie in diesen Gängen zusammengebracht habt. Erstlich habt Ihr dadurch Eueren Philosophen den Wink gegeben, in die freie Natur hinauszueilen, in antiker Weise nicht Alles aus Büchern, sondern in Sokratischem Schlendern auch aus der Anschauung selbst zu lernen. Sodann aber habt Ihr angedeutet, daß ein innerer Verband zwischen Denken und Dichten da sei, und daß der Philosoph auch wohl, wie ja Sokrates, Platon, Aristoteles, Giordano, Bruno, Campanella, Fichte, Schelling gethan, einmal, wenn auch nicht ins Dichten übergehen könne, doch ins Dichterische übergehen dürfe.

Dies sei zu meinen Gunsten gesagt, theuere Mitbürger, verehrte Freunde, die Ihr mich stets mit so vielem Wohlwollen, fast möchte ich sagen, verzogen habt.

Nehmt diese Skizzen freundlich und harmlos auf.

Königsberg,
den 22. December
1841.

Karl Rosenkranz.

Erste Abtheilung.

Inhalt.

Die Judenstädte.

Auf der Reise nach Königsberg von Berlin aus gewähren die zum Theil von Juden bewohnten Orte Schlochau u. s. f. einen ganz eigenthümlichen Anblick. In anderen Städten hatte ich allerdings die Juden in eigene Quartiere zusammengedrängt, in den meisten aber unter den übrigen Mitwohnern zerstreut lebend gefunden, immer aber mit dem Handel beschäftigt, oder der Gesellschaft als Aerzte, als Sprachlehrer, als Schöngeister eingereihet. Hier sah' ich aber nicht blos sporadisch, sondern fast aus jedem Hause den Orient blicken; hier sah ich den Juden als Ackerbauer, als seßhaften Menschen. Es war hier keine Spur des polizeilichen Zwanges, der ihn in die Winkel einiger

schmuzigen, wohl gar mit Ketten am Abend abgesperrten Straßen in Massen zusammendrängte, sondern es war ein freies Behagen sichtbar, dem ich freilich nicht nachsagen will, daß es nicht ebenfalls schmuzig genug erscheine. Es war nicht der Jude, der unter dem einen Arm den Pack Schnittwaaren, unter dem andern die Elle trägt, sondern mit der Kartoffelhacke, mit dem Spaten begegnete er mir hier. Junge Dirnen mit rabenschwarzem Haar trugen baarfuß große Körbe mit Rüben, Kohl, u. dgl. auf dem Rücken. Diese Scenen waren mir ganz neu und ich glaubte nach dem Alttestamentlichen Kanaan versetzt zu sein, als ich einen Juden auf dem Acker ein Joch Stiere lenken sah; die kurze Tabackspfeife jedoch, welche über den langen Bart hinhing, erinnerte mich schnell genug an die heutige Geographie.

Die Katholiken des Ermelands.

Eine ganz andere Physiognomie bietet das Ermeland dar. Die Kirchen stechen mehr hervor. Die Menschen werden reinlicher, die Wohnungen freundlicher. Besonders wohlthuend wird dieser Eindruck durch den Contrast zu dem unansehnlichen, ja häßlichen Menschenschlag der Kaschuben, welcher zwischen den Juden und Ermeländern auf dem Wege von Berlin nach Königsberg die Mitte ausmacht. Der Katholicismus des Ermelandes hat etwas protestantisch Abgekältetes. Die Sichtbarkeit desselben ist geringer als im südlichen und westlichen Deutschland. Crucifixe, Wegkapellen, Betsäulen, Heiligenbilder fehlen zwar nicht, aber sind doch nicht häufig genug, um uns entschieden in die phantastische Welt zu versetzen, welche der Katholicismus in andern Ländern durch solche Darstellungen in uns anzuregen weiß. Das

einen großen Theil des Jahres hindurch strenge Klima begünstigt die Oeffentlichkeit der Andacht zu wenig, und diese erst vermag doch jene plastischen Sammelpuncte des religiösen Gemüths zu beleben. Wenn eine Frau mit einem Korb über die Straße geht, diesen plötzlich absetzt, sich vor einem Madonnen- oder Christusbilde niederwirft, einen Kranz von Feldblumen über die Strahlenglorie, über die Dornenkrone schlingt, oder in die Hand der Statue ein Bouquet steckt und nun für einige Minuten in ein Gebet versinkt: dann erst erscheint der todte Stein in seiner wahren Bedeutung. Wir Protestanten können uns einer solchen Form der Religiosität gegenüber momentan ganz religionslos vorkommen, ließe sich nicht alsbald der Geist Gottes in uns vernehmen, der uns zuruft, daß wir immerdar in uns ohne Stein und Bild geraden Weges Zugang zu ihm haben und der Vermittelung Niemandes bedürfen. Gott selbst ist uns Heiliger und Priester zumal, Anfang, Mittel und Ende unseres Cultus.

Die Hauptpuncte des Katholicismus scheinen mir hier Oliva, Frauenburg, Braunsberg und die heilige Linde. In Oliva hatte der letzte Fürstbischof seinen Sitz. Es ist ein an der Danziger Küste zwischen schön bewachsenen Bergen reizend gelegenes Schloß mit einem großen Park, und einer in den reinsten Verhältnissen ausgeführten

Kirche. Der eigentliche Sitz des Ermeländischen Erzbischofs war Heilsberg, wo auch noch Ruinen des Schlosses und des Bischofsgartens. — In Frauenburg hat sodann die höhere Geistlichkeit ihren Sitz. Der mit Recht berühmte Dom, durch ein oft copirtes Oelgemälde Quaglio's bekannter geworden, schaut hier von einem Berge mit imponirender Sicherheit auf die Wellen des frischen Haffs herab. Durch Copernicus, der hier als Domherr lebte und nach welchem noch ein Thurm genannt wird, hat der Ort auch eine wissenschaftliche Weihe. — In Braunsberg ist die Bildungsschule der hiesigen katholischen Geistlichkeit. Es befindet sich hier ein Simultan-Gymnasium, gegenwärtig unter der Leitung des Director Gerlach, ein Lyceum, ein katholisches Schullehrerseminar und ein Seminar für Geistliche, das im Lande weit und breit unter dem Namen des Steinhauses bekannt ist. Wie überall fehlt es auch hier unter dem Volk nicht an romantischen Erzählungen von jungen Priestern, welche in dem Seminar mit einer glühenden Liebe zu kämpfen hatten und deren Blässe, melancholische Züge besonders bei dem weiblichen Geschlecht viel Theilnahme erregten. Die heilige Linde, der Schauplatz von Hoffmann's Elixiren des Teufels, ist ein bei Rössel gelegenes großes Kloster, in welchem alljährlich in der schönsten Zeit ein großer

Jahrmarkt und ein großer Gottesdienst abgehalten wird. Es ist der besuchteste hiesige Wallfahrtsort, also das Theater des volksthümlichsten Katholicismus. Erinnerungsmedaillen aus Zinn mit einem Henkel, auf dem Avers das Bild des Klosters, auf dem Revers das der Linde zeigend, werden so viel verbraucht, daß in Königsberg selbst Protestanten sich mit ihrer Verfertigung beschäftigen. Es versteht sich von selbst, daß solchen Denkmedaillen eine gewisse wunderbare Kraft zugeschrieben wird. Ich sagte vorhin Gottesdienst. Eigentlicher hätte ich sagen sollen Mariendienst, denn eine Madonna herrscht in der heiligen Linde. Sie hat natürlich zahllose Wunder gethan. Ein Läppchen von rothem Fries mußte in ein durch Thränen der Mutter Gottes geweihtes Wasser getaucht und das kranke Glied damit bestrichen werden. Vorzüglich gegen Augenkrankheiten sollte dies wohlthätig wirken. Indem aber contagiöse Uebel dadurch massenhaft fortgepflanzt wurden und die Augen der Recruten aus der ganzen Umgegend die Regierung zur Aufmerksamkeit auf den wahren Heerd des Leidens hinlenkten, mußte gegen das Wunderthun intervenirt werden.

Professor Thrandorf in Berlin soll schon seit Jahren mit der Ausarbeitung einer Monographie über den Mariencultus beschäftigt sein und sogar mehre Reisen deshalb unternommen ha-

ben. Es wäre auch in der That sehr wünschenswerth, über diese Materie endlich etwas Vollständiges und kritisch Gesichtetes zu empfangen. Das Entstehen des Mariencultus hat unstreitig eine tiefe Nothwendigkeit in der Entwickelung des Christenthums gehabt. Eine so große Erscheinung läßt sich nicht als ein bloßer Mißverstand des Aberglaubens abfertigen. Da das Christenthum die Religion der ganzen Menschheit sein sollte, so war es nicht genug, daß ein Mann es stiftete. Dieser Mann mußte mit seinem Schicksal das eines Weibes verknüpfen, welches doch nicht seine Frau war. Die instinctartig innige Liebe der Mutter zum Kinde, des Kindes zur Mutter, wurde göttlich sanctionirt d. h. die Familie wurde als heilige in die Weltgeschichte aufgenommen, denn eben der Sohn, dessen Worte die Mutter in ihrem Herzen bewegte, den sie mit verehrender Zärtlichkeit liebte, eben dieser kannte kein Wirken als nur für die Menschheit. Und doch hörte er nicht auf, Sohn zu sein und suchte, als er starb, ihr im Johannes einen Ersatz für sich zu geben. Man könnte daher sagen, in der Anschauung Maria's sei das Weib emancipirt und längst, bevor unter uns dieser Ausdruck für die Mode gestempelt ward, hatte Schleiermacher in seiner: Weihnachtfeier, die Sache begriffen. Als nun im Mittelalter der Proceß der Versöhnung Gottes mit dem Menschen

immer mehr in juridischen Formen ausgebildet, als der Sohn Gottes immer mehr das schuldlose blutige Opfer ward, welches der Vater für die sündige Verruchtheit der todeswürdigen Menschheit sich selbst darbrachte, als der Zorn Gottes an der Marter des Geschmähten, Gegeißelten, Gekreuzigten sich Genugthuung schuf, als die Vorstellung der Hölle immer flammender aufloderte, die Seelen im Fegefeuer immer gräßlichere Pein litten und die Gerechtigkeit des göttlichen Willens sich bis zur tigerhaften Grausamkeit steigerte: da war es das liebevolle, weiblich sanfte, mütterlich weiche Wesen Maria's, welches die Gnade in Gott nicht untergehen ließ. Sie ward zur Fürbitterin der armen Menschen. In seltsamster Stellung zwischen Gott, der sie gewissermaßen bräutlich geliebt und zwischen Christus, der ihr als seiner Mutter gewissermaßen Pietät schuldig war, mußte sie allmächtig werden. Die ungeheuersten Frevel wurden durch ihre Vermittelung vernichtet. Sinnreich stellten Maler und Bildhauer sie dar, wie sie mit einem großen Mantel eine unendliche Schaar gläubiger Sünder bedeckt. Diese Madonnengesichter haben oft einen hinreißenden Schmelz der heiligsten Wehmuth. Der Schmerz, für rechtlose Sünder die der Strafe werth sind, bitten zu müssen, und doch die Seligkeit es thun zu dürfen, es wagen zu können, der mütterliche Rettungsdrang für die

Unglücklichen, verklären Stirn, Auge und Mund zur lieblichsten Hohheit:

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“

Die abenteuerlichen Ausschweifungen im Mariendienst der Mönchsklöster, welche die Maria zur christlichen Aphrodite machten, haben allerdings noch eine andere Seite, die ich hier nicht berühren mag. Für die Darstellung Maria's wurden besonders die sieben Schwerter, die ihre Seele durchdrangen, verhängnißvoll. Eine wohlaufgeputzte stattliche Frau, im Halbzirkel über dem Haupt mit sieben brillanten Galanteriedegen umgeben, wie wir in katholischen Kapellen und Gasthöfen wohl antreffen, stimmt uns freilich mehr zum Lachen, als zur Andacht.

Danzig.

Nach Königsberg führt von Westen her eine nördlichere und südlichere Straße. Die südlichere wendet bei Dirschau nordwärts ab nach Danzig. Zunächst verkündigt nichts die Nähe einer großen Stadt, bis man durch häufiger werdende Wirthshäuser und mannigfaltigere Gartenanlagen, durch größere Belebtheit der Chaussée merkt, daß man sich einer jener verwickelten Concentrationen des menschlichen Daseins nähere, die wir Städte nennen. Ich spreche von Danzig hier nur so weit, als mir nöthig scheint, um Königsberg in das rechte Licht zu setzen, denn beide Städte haben eine Menge Beziehungen mit einander gemeinsam, indem sie zugleich in andern den stärksten Contrast bilden. Die Schilderung der einen erläutert daher die der andern.

Danzig ist eine Stadt, welche sich selbst zu dem gemacht hat, was sie ist. Es nannte auch sein Gesetzbuch: die Danziger Willkür. Dieser Charakter der Selbstständigkeit erscheint bereits in seiner Lage. Vom Binnenlande her kommt man auf einer sanften Abdachung zu ihm und findet es einerseits durch eine kleine Bergkette, andererseits durch das Meer begrenzt. Es hat die Wichtigkeit einer Stadt, die an der Mündung eines großen, schiffbaren Stroms liegt, der productenreiche Fluren durchwandert. In die Weichsel ergießen sich hier noch zwei kleinere Flüsse, die Radaune und die Mottlau, die erstere mittelbar durch die zweite. Die Weichselschiffahrt ist für den Weltverkehr an Danzig gebunden. Wenn auf dem Binnenlande bedeutende Städte oft in nicht weiter Entfernung von einander liegen, so gewährt Danzig sogleich den Eindruck, daß, soweit das Auge reicht, nirgends eine mit ihm rivalisirende Thurmspitze die Linie des Horizontes schneide.

Im Kampf mit seinen Nachbarn hat sich Danzig zu seiner Größe erhoben. Gewaltige Festungswerke, die unter Preußischer Pflege eine immer größere Vollendung erhalten, umringen es. Die Häuser der eigentlichen Stadt haben fast sämmtlich einen burgartigen Character. Sehr hoch, allein nicht breit, aus gediegenem Material, lassen sie nur über einen Vorsprung zu sich ge=

langen, der oft so geräumig ist, daß Kaufgewölbe darin eröffnet sind. Die Treppe dieses Vorsprungs ist in der Regel aus Sandstein und rechts und links mit ungeheuern Steinkugeln verziert. Die Plattform des Vorsprungs ist bald mit Quadern ausgelegt, bald gedielt, in welchem letztern Fall zur Dauermachung ein Theerüberzug angewendet wird. Die Seiten des Vorsprungs sind mit eisernen oft sehr künstlichen Gittern umgeben, deren ernste Eisenfarbe durch spiegelblanke Messingknöpfe passend unterbrochen wird. Nach der Treppe zu können solche Gitter im Nothfall sogleich verschlossen werden. Vor dem Vorsprung, den man in Königsberg, wo er in verjüngtem Maaßstab auch vorkommt, Wolme oder Beischlag nennt, befinden sich in der Regel Bäume und beschatten die Bänke und Tische, die zur sommerlichen Zeit darauf stehen. Die Breite der eigentlichen Straße wird durch jene Vorsprünge etwas schmal und nur die schöne Straße des Langen-Marktes und der Langgasse vom grünen bis Langgassner Thor macht eine Ausnahme. Durch die hohen Bäume, welche oft wie durch einen Zauber aus den Steinmassen sich emporgeschwungen zu haben scheinen, erhalten die Straßen bei bezogenem Himmel einen eigenthümlich melancholischen Anstrich. Man wird zu einer träumerischen Stimmung angelockt. Bei heller Luft aber ist der Eindruck außerordentlich heiter.

In Langgarten, einem jenseits des grünen Thors gelegenen Stadttheil haben die Häuser mehr ein modernes Aussehen. Die Isolirung, welche in der Altstadt die Häuser wie Ritter in geschlossenen Rüstungen erscheinen läßt, verschwindet. Ein Haus reihet sich dem andern in gerader Linie an. Die Bäume unmittelbar vor den Fenstern, die in den Stuben eine gewisse Dämmerung unterhalten, ein stetes Wechseln der Beleuchtung, werden selten. Dagegen ist in der Mitte der Einen breiten Straße, die bis zum Wallthore führt, eine schöne Allee zur Promenade angelegt.

Wenn man die Reize der Danziger Architektur recht genießen will, so muß man an einem schönen Mondscheinabend, worin die Massen mehr in einander verschmelzen, umherstreifen. In wenigen Stunden kann man die mannigfaltigsten Ansichten haben. Höchst interessant ist der Gang vom grünen Thor bis zur Navigationsschule auf dem Bohlenwerk am Flußufer hin. Die Häuser, welche hier hart am Strom liegen, mußten gegen den Angriff sich stärker rüsten und prägten daher den burgartigen Charakter am entschiedensten aus. Sie gleichen mehr Thürmen, die am Fuß noch mit Verschanzungen umgeben sind, als Häusern in unserm Sinn. Der Ziegelstein, aus dem sie erbaut sind und der vom Rauch der Schmiedeessen, die sich nach dem hinteren Fischmarkt hin zahlreich

befinden, geschwärzt, von Moos hier und da begrünt ist, giebt ihnen mit seiner rothbraunen Farbe ein finsteres Wesen. Jeden Augenblick begegnet man einem Thor und Thurm und kann sich von den malerischen Effecten nicht losreißen, welche die Riesengestalten der Mauern, die auf große Seeschiffe hinabblicken, hervorbringen, zumal wenn in den Stuben bereits Licht angezündet ist. — Eine eigenthümliche Partie ist auch die in der Gegend der Trümmer des Schlosses. Hier steht in der Stadt am altstädtschen Graben ein einzelner Thurm, der weithin die nachbarlichen Häuser überragt und, weil er die directe Einsicht in die Schloßküche gewährte, den Namen: Kieck in de Köck (Schau' in die Küch') erhalten hat. Wo man sich auch in den nächsten Straßen hinwende, immer, so wie man den Rücken kehrt, hat man ihn in einer andern Gruppirung wieder vor sich.

Den unerschöpflichsten Genuß gewährt natürlich der Raum des Langen Markts und der Langgasse, der auf der einen Seite mitten zwischen den stattlichen, reichlich durch Bildhauerarbeit geschmückten Häusern, das schöne Rathhaus mit seinem schlanken Thurm und den bekannten Artushof, die Börse der Danziger Kaufleute, enthält. Auf der Gegenseite ist das neue Postgebäude bemerkenswerth. Vor dem Artushof steht ein

fließender Brunnen, von einem schönen Gitterwerk umsponnen, aus dessen Mitte sich die Bronzestatue eines Neptun hervorhebt. Sonst dürfte unter den Häusern dasjenige am meisten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, welches zuerst die Münze, hierauf das Gymnasium war und gegenwärtig dem Buchhändler Gerhard, dem Verleger des Danziger Dampfboots gehört. Die architektonischen Verhältnisse dieses Hauses sind allerdings verwickelt und von unserer heutigen Bauweise gänzlich abweichend. Man hat zu thun, bis man den Zusammenhang der Gemächer, Treppen, Fenster, Gänge sich klar macht. Aber die Ausarbeitung der Decken mit den anmuthigsten Verzierungen, die Gediegenheit der Ausführung, fesselt uns überall. Auf dem Fries der Hinterwand des untersten Saales befindet sich eine Reliefdarstellung der freien Künste und auf dem des Flurs eine Jagd, ebenfalls im Hochrelief, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was ich Derartiges aus dem Mittelalter kenne. Vielleicht erwirbt sich ein Danziger das Verdienst, durch eine Lithographie oder einen Kupferstich und hinzugefügte Beschreibung diese ächten Kunstwerke öffentlich bekannt zu machen. Die allegorischen Figuren der Grammatik, Astronomie u. s. f. sind sehr edel und voll Schwung, die Jagd aber, welche in ihren Proportionen wohl um zwei Drittel kleiner ist, ziehe ich noch vor.

Jäger, Hunde, Wild, Gruppirung, Alles ist von dem regsten Leben durchdrungen.

Wenn ich auf dem Langen Markt und auf der Langgasse hin und her zu schlendern und hier die schönen Maaßverhältnisse, dort eine Arabeske, dort die Pracht der Fenster, die oft eine bedeutende Länge haben und durch zwei Etagen reichen, zu bewundern nicht müde werde konnte, wurde ich wohl durch die Anrede der Kaufdiener gestört, welche der Meinung sein mußten, als späheten meine bald hier bald dort sich einbohrenden Blicke nach einer Waare, die mir erst gar nicht zu Gesicht kommen wollte. G. Moller hat Recht gethan, in seine Denkmäler der Deutschen Baukunst, Tafel LXII. die Darstellung auch eines Danziger Hauses aufzunehmen, welche ihm der jetzige Oberpräsident von Preußen, Herr v. Schön, verschaffte. Nach Moller hat der Erbauer dieses in der Brodbänkengasse gelegenen Hauses dem Deutschen Orden angehört. Die Zeit der Erbauung setzt er Ende des funfzehnten oder Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Ueber die Bauart weiß er nur Folgendes zu sagen: „Bemerkenswerth erscheint, daß die drei untern Stockwerke des Hauses fast blos aus Glasfenstern bestehen. Da das Haus sehr schmal und, wahrscheinlich zwischen andern Häusern eingeschlossen, sehr tief ist, so war die Gewinnung des Tageslichtes zwi-

schen die hinten liegenden Zimmer eine wesentliche Aufgabe für den Baumeister und veranlaßte die sonderbare Einrichtung des Aufrisses." Ich werde bei der Beschreibung der Kneiphöfschen Langgasse in Königsberg meine Ansicht über den Ursprung dieser Construction mittheilen. Den Danziger Häusern gibt das fast überall gebrauchte Spiegelglas ein recht vornehmes Aussehen. Zu wünschen wäre, daß des verstorbenen Immermanns Freund, der in Düsseldorf lebende Procurator Schnaase, ein geborner Danziger, sich einmal über seine Vaterstadt in künstlerischer Beziehung ausließe, deren plastischem Charakter er unstreitig für die Entwickelung seines Geschmacks viel verdankt. Daß die Freude am Plastischen noch immer einen Grundzug der Danziger ausmacht, ließe sich durch viele Thatsachen darthun. Noch immer erhalten sich daher auch die bunt bemalten Figuren vor den Kaufläden, ein Mohr, ein Matrose, Türke u. s. f. und es wird gewiß lange dauern, bis hier die symbolische Emblematik der ganz verständigen Bezeichnung durch bloße Schilde und Namen weicht. Oder vielmehr dürfte es, wenn jene Figuren verschwänden, dazu kommen, daß die Schilder, wie in Prag und Wien, sich dann in Gemälde verwandelten, wozu bereits hier und dort in Danzig ein guter Anfang gemacht ist.

Da der Typus der Architektur der Altstadt

ein mittelaltriger ist, so war es consequent, wenn der jetzige König von Preußen unter mehren ihm für den Bau eines neuen Gymnasiums vorgelegten Plänen denjenigen wählte, der eine solche Physiognomie zeigte. Das Gymnasium liegt auf einem stillen Platze, von Gärten und Holzwiesen umringt. Sein schloßartiges Ansehen, die kühnen Dachzinnen, der rothe Abputz, lassen es sehr vortheilhaft hervorstechen. Die innere Einrichtung ist vortrefflich. Helle, geräumige und hohe Zimmer, ein Saal zu größeren Feierlichkeiten, ein Gesangsaal, ein Zimmer für den Director, eines für die Lehrer, in den Zwischenstunden sich zu verweilen, ein Corridor, der zwischen alle diese Zimmer und Sääle verbindend hinläuft, lassen nichts zu wünschen übrig. Als der Professor Anger und später der Director Engelhard mit mir in dem Gebäude umhergingen, konnte ich meinen Neid nicht unterdrücken, wenn ich daran dachte, auf welch' kümmerliche Weise wir zu Königsberg in den traurigsten Localen den Studirenden Vorlesungen halten müssen.

Einen öden, trübseligen Eindruck macht die Speicherinsel, welche zwischen der Rechtstadt und Langgarten, zwischen den Mottlaubrücken liegt. Wer nicht in Seestädten gewesen ist, hat von so gewaltigen Vorrathshäusern gar keine Vorstellung, vielweniger von einer solchen Anhäufung derselben.

Was die Schiffe auf dem Wasser, sind diese Speicher auf dem Lande. Sie fassen die ungeheuersten Quantitäten Korn, Flachs, Zucker, Talg u. s. f. Auch die größten Wagenlasten schwinden in ihren Räumen zu Unbedeutendheiten zusammen. Die Speicher sind colossal, fest, aber nicht schön gebaut. Es ist nur das Bedürfniß, dem sie dienen. Jeder Speicher hat sein symbolisches Abzeichen, theils nach Thieren und Pflanzen, theils nach Heiligen. Denn da einer dem andern so überaus ähnlich sieht, so hilft diese Symbolik für die Leichtigkeit des Verkehrs sehr viel. Der Fremde so wie der, welcher nicht lesen kann, wird durch das Emblem orientirt. Um Luftzug machen zu können so wie um des bequemen Ein- und Ausbringens der Waare halber, ist ein solcher Speicher von Unten bis Oben mit Luken versehen. Sind diese geöffnet, wird das Getreide mit der Wurfschaufel umgeregt, wird Getreide abgemessen und jede Zahl mit einem eigenen melancholischen Gesang ausgerufen, halten Wagen oder Schiffe vor den Thüren, laufen die Träger hin und her, so ist das Schauspiel lustig genug. Sind aber die Luken und die mit Eisen beschlagenen, mit ungeheueren Riegeln und Schlössern versehenen Thüren geschlossen, liegt gar Schnee, ist Alles still, so ist der Aufenthalt innerhalb der Speichergassen, wo kein Fenster uns in ein Zimmer schauen läßt,

kein Baum die Einförmigkeit unterbricht, wo nur zuweilen eine feiste Katze durch einen für sie absichtlich gemachten Einschnitt den Mäusen und Ratten nachschlüpft, wo uns höchstens ein mißtrauisch anblinzelnder Wächter begegnet, fürchterlich beengend.

Will man einen ganz entgegengesetzten Eindruck haben, so muß man vor das hohe Thor hinausgehen und den mächtigen Hauptwall hinter sich lassen. Hier tritt man auf eine breite platzartige Landstraße, welche rechts durch herrliche Alleen nach Langfuhr, links nach dem Bischofsberge führt. Da empfangen uns sogleich die Thorwagen, wie man in Danzig diese grün angestrichenen Gesellschaftswagen nennt, uns nach den reizendsten Puncten der Umgegend, nach Fahrwasser, Oliva, Langfuhr, Zoppot u. s. w. zu bringen. Auf der einen Seite hat man hier die Stadt, wie sie mit den Giebeln der Häuser und den Spitzen der Thürme die grüne Borte des Walles überragt; auf der andern eine Reihe von Wohnungen, welche hinter Gärten versteckt liegen und zu denen man im Durchschnitt nur über kleine Brücken gelangen kann, die über einen von der Radaune durchflossenen Grund gehen. Die Vegetation ist hier außerordentlich üppig und bildet vorzüglich in der Nähe der einfachen Mennonitenkirche, die hier mitten zwischen den Landhäusern liegt, die

schönsten Prospecte. Wenn man Abends hier vorübergeht, und die Lichter aus dem dunkeln Grün schimmern und das Wasser unten plätschert und über die Brücken hin Gestalten geheimnißvoll in die weißschimmernden Häuser verschwinden, so kann man sich die Ueberzeugung nicht nehmen, daß unter diesen kraftvollen Bäumen, unter diesen süßen Blumen, hinter diesen Hecken nicht das Glück und die Zufriedenheit selbst wohnen müßten.

Eine ganz paradoxe Stelle nimmt der ungeheure Gefängnißthurm ein, der nämlich in dem belebtesten Theil der Stadt am hohen Thor sich befindet. Nicht nur daß hier das Hinein und Heraus der Stadt sein Maximum hat, so stoßen auch einige Märkte daran, der Trödelmarkt und der Kohlenmarkt. Aber auch das alte Zeughaus kehrt seine Façade hierher; das Schauspielhaus steht hier und der Blick kann von den obern Stockwerken des Thurms außerdem noch in das Gewühl der Langgasse tauchen. Welch' ein Contrast! Die schärfste Isolirung und die ungebundenste Bewegung des Verkehrs. Hier der Verbrecher zur Strafe abgesperrt und außen um ihn die Wellen des immer fortfluthenden Lebens. Alles um ihn herum ladet zum Genuß ein und er ist durch sein Thun, das ihn vereinsammte, von Allem abgeschnitten. Die Eisenstäbe seines Fensters erinnern ihn an seine sittliche Abnormität; er hat die Frei=

heit durch seine Willkür vernichtet; er hat sie daher außer sich, auch wenn er nur die Wolken frei am Himmel ziehen sieht. Ich möchte wohl wissen, welchen Einfluß gerade diese eigenthümliche Situation des Gefängnisses auf die Gefangenen hat. Man wird mir entgegnen, derselbe müsse nach der Individualität der Verbrecher ein so verschiedener sein, daß man darüber nichts im Allgemeinen bestimmen könne. Diese Entgegnung ist eben im Allgemeinen nicht unrichtig, aber befriedigt nicht, denn daß nicht die Umgebung auf den Verbrecher wirken sollte, wird man doch nicht leugnen können. Wirkt sie, so muß die Wirkung gefaßt werden können. Es sind hier zwei Fälle möglich: Die Nähe des muntersten Lebens, das hier alle Töne seines Ausdrucks vom wehmüthigen Posthornschall bis zum Gekicher eines sinnlosen Mädchengeplauders in die Lüfte sendet, kann den Verbrecher neidisch, nach dem versagten Genuß gierig, ungeduldig machen, so daß er noch schlechter wird, als er bei seinem Eintritt in den Thurm war. Die Furie der Genußsucht, welche mit jedem Blick auf die geputzten Spaziergänger, die Furie der Freiheitslust, welche bei dem steten Erzittern des Thurms von den ihn umrollenden Wagen, auch wenn er im Dunkel des Kerkers nichts mehr sieht, angefacht wird, kann ihn tückischer und lügnerischer machen, um nur wieder den Rücktritt in das Leben

sich zu erlisten. — Oder aber es könnte auch die Unterhaltung, welche ihm das Straßengewimmel gewährt, verhüten, daß er sich in sich vergräbt und seine Bosheit systematisch ausbildet. Die starre Verdumpfung, in welche viele Gefangene verfallen und in der sie oft durch heimliche Laster verthieren, ist nicht selten Folge der Beschäftigungs- der Gegenstandlosigkeit, wozu sie sich verdammt sehen. Wir wissen ja genugsam, welche abenteuerliche Fictionen sie oft machen, um die Monotonie ihrer Existenz einmal zu unterbrechen. Der Wechsel sogar der Gefängnißzelle ist für sie eine Zerstreuung, ein Fest. — Aus der großen Zahl der Zurückgefallenen, die in Danzig als unter polizeilicher Aufsicht stehend Observaten genannt werden und bis auf mehre hundert gestiegen sein sollen möchte für Danzig fast auf die erstere Wirkung zu schließen sein.

Der Trödelmarkt in der Nähe des Gefängnißthurms in zwei Reihen zusammenhängender Buden, die eigentlich nur ein einziges Gebäude ausmachen, ist durch die große Menge von metallenem Kochgeschirr und auf dem Pflaster zierlich ausgebreiteten eisernen Kettenschnüren, die von den Schiffern viel verbraucht werden, sehr eigenthümlichen Aussehens. — Der zweimal am Mittwoch und Sonnabend in der Langgasse und auf dem langen Markt abgehaltene Wochenmarkt ist sehr

reich und wahrhaft malerisch. Die kräftigen und gesunden Gestalten der Verkäufer, die wohlhäbigen nach dem Besten und Wohlfeilsten umherspähenden Bürgerfrauen, von sauber gekleideten mit Handkörben versehenen Köchinnen begleitet, die zierliche Aufschichtung der Früchte, die symmetrische Aufreihung der Geflügel und des Wildprets an Tragstöcken, -besonders aber in der milden Jahreszeit die herrlichen Blumen, die Fülle geschmackvoll gewundener Kränze, geben eines der heitersten Bilder, die man ersinnen kann. Die hohe nach zwei Seiten hin absteigende Freitreppe des Rathhauses ist dann gewöhnlich von unten bis oben mit Blumen und Kränzen wie zu einem Fest geschmückt. Im Detail kann man hier oft gewahr werden, wie unerschöpflich der Formalismus der Modification in den Außendingen des Lebens ist. So beobachtete ich z. B. Kasten, in welchen die Butterstücke nicht horizontal sondern vertical gestellt waren. — Das größte Getümmel herrscht aber am Fischmarkt. Stundenlang kann man hier dem Handel zuschauen, der von dem Bohlenwerk herab, das mit Bäumen bepflanzt ist, mit den Fischern in den Booten getrieben wird. Die Mannigfaltigkeit der Fischgattungen, die Größe vieler Exemplare, die energische Lebendigkeit der Thiere, die Derbheit des Fischervolks, die Steigerung des tumultuarischen Dranges durch die Beengtheit des Raums, der Contrast der düstern

Häuser und Mauern mit dem glitzernden Wasserspiegel, locken immer von Neuem an. Die Fischverkäuferinnen, welche auf dem Lande feil halten, sind in diesem Menschengewoge die einzig unbeweglichen Figuren. Wie Göttinnen der Grobheit thronen sie in dem muntern Durcheinander. Göttinnen der Grobheit sage ich, denn grob sind sie, außerordentlich grob, allein sie sind auch so ihrer sicher, so autokratisch, mit so massiver Würde Fische und Menschen behandelnd, daß man den befreienden Hauch des Wasserelementes in ihrer Haltung nicht verkennen darf. — Hier am Bohlenwerk hat auch ein Antiquar seine Bude unter der Reihe von Budenkramladen, welche zwischen dem Fischmarkt und dem grünen Thor sich hinziehen und vorzüglich von den Matrosen benutzt werden. Etwas mährchenhaft wurde mir hier einst zu Muth, als ich bei dem Antiquar zufällig in einer Ausgabe von Cicero's Briefen blätterte und unterdessen ein New-Yorker Dreimaster vor meinen Augen anlegte. Cicero, der Pompejaner, das Schlachtopfer des Augustus, ein Mann, der nur Philosophie studirte, um sich über die böse Zeit zu trösten, um im Klang seiner schönen Perioden das Gebelfer der Gerichtsstätte und den Lärm der Waffen zu vergessen. Cicero, die Qual der Primaner, — und die freien Nordamerikaner, die Männer der That, die mit

goldenen Buchstaben ihr Schiff: Mackintosh benamst hatten!

Endlich an die Mauer auf Schnüren von Bindfaden befestigt hängt hier auch die Bildergallerie des Volkes. Man trifft hier fast alle jene Bilder, die ich in meinem Aufsatz: die Bilderliteratur des Deutschen Volks, in dem Buch: Zur Geschichte der Deutschen Literatur, 1836, S. 245 ff. beschrieben habe. Katholisirende Bilder und Seestücke herrschen jedoch aus nahe liegenden Gründen vor. Der Katholicismus besitzt auch einen Heiligen für die Fischer, den Antonius von Padua, wie er den Fischen predigt, der denn hier natürlich nicht vermißt wird.

Der Handel und der Krieg sind die beiden Elemente, welche Danzig seinen eigenthümlichen Charakter verleihen und auf welche man daher überall stößt. Hier die Wälle der Festung, dort die Dächer der Speicher und die Spitzen der Maste; hier das Fort Weichselmünde, dort der Hafen bei Fahrwasser; hier das Zeughaus, dort der Trödel; hier das Rathhaus, dort die Börse, die sogleich den chevaleresken Titel, Artushof, hat. In dieser tritt eine gewisse Durchdringung des mercantilischen Elementes mit dem militairischen hervor. Das ganze in schönen Schwibbogen mit stolzer Zierlichkeit ausgeführte Gebäude, das im Inneren auf wenigen schlanken Granitsäulen

ruht, kann ohne Anstoß sogleich der ersten besten Ritterburg einverleibt werden. Nur symbolische Andeutungen lassen seine Bestimmung errathen. Inwendig laufen unterhalb Schränke an den Wänden umher, die zu den Meisterstücken der Tischler- und Holzschneidekunst gehören und früher die sogenannten Banken enthielten. Ueber diesem schwarzbraunen Getäfel bedecken größere und kleinere Gemälde die Wände. Viele derselben stellen Scenen aus den Kriegen dar, welche die Danziger mit den Deutschen Rittern und den Polen geführt haben. Andere Bilder betreffen die Mythologie und die heilige Geschichte. Ueber den Bildern hängen Rüstungen, Helme, Schwerter, zerfetzte Fahnen und von der Decke herab schweben Modelle von Seeschiffen, uns nicht den Handel vergessen zu lassen. Die Weite und Höhe des Saales forderte aber noch andere Mittel der Verzierung heraus. So befindet sich auf der rechten Seite der Hinterwand ein ungeheurer fast durch die Höhe des Ganzen hinreichender Ofen aus bunten Fliesen, an dessen unterem Saum der alte plattdeutsche Witz sich breit gemacht hat. Man wird nämlich von dem rothgerockten Castelan, der umherführt, ersucht, den Ofen klaftern zu wollen. Streckt man nun die Arme aus, die Enden der Kante zu fassen, so kommt man mit den Lippen gerade auf die Mitte und küßt — den mit ächt Nordischer Schalkhaftigkeit präsentirten

Allerwerthesten des Herrn Eulenspiegel! Eine solche Attrappe war so recht in dem schwankliebenden Sinn der derben Hanseaten. Uns will sie als ein doch gar dürftiger Cynismus gemahnen, allein in früheren literaturloseren Zeiten hatte derselbe wenigstens so viel Gewicht, als jetzt sechs Bände Tutti frutti. Auf Balkenvorsprüngen und Postamenten stehen ferner einige ganz runde Figuren von colossaler Größe, reichlich mit Silber, Gold und grellen Farben ausgestattet, die sich recht gut ausnehmen und eine gewisse phantastische Sinnlichkeit verbreiten. Da ist der ewige Jude und der tapfere Reinhold, das wackere Heimonskind, das auch eine der Banken gestiftet haben soll, da ist Casimir von Polen und der riesige Christophorus mit dem Christuskinde zu schauen. Auch ergötzten sich die ehrsamen Handelsherren an einer üppigen Diana mit ihren Nymphen u. s. w.

Denn der Luxus ist das Product, welches die politische Selbstständigkeit in Verbindung mit der Rührigkeit des Handels erzeugte. Die Mittagsmahle der reichen Danziger Kaufherren sind im Preußenlande berühmt. Eine Seestadt kann darin leichter und schneller zu einem großen Universalismus des Genießens gelangen, als Städte des Binnenlandes. Klüglich hat sich daher auch der Börse gegenüber eine Josty'sche Conditorei in einem schönen Local etablirt, in welcher man die Verdauungsvirtuosität

von Jung und Alt bewundern kann, denn es ist in der That keine Kleinigkeit, so viel Kuchen und Süßigkeiten täglich zu verzehren als hier geschieht. Vor der Thür auf breiten Quadern stehen Tische und Stühle, von einem bunten Zeltdach und Bäumen schattig gehalten, unter denen man bequem und anmuthig dem Straßentreiben zuschauen kann. Uebrigens geht es an den Marmortischen der Conditorei ziemlich einsylbig her. Der Cours, der Cours ist die Hauptsubstanz der Unterhaltung; Politik folgt nur in Beziehung auf ihn nach; Literatur ist höchst selten, nur als Ausnahme Gegenstand. — In den Tavernen herrscht dagegen die seemännische oft überlebhafte Jovialität bei Beefsteak, Austern, Porter, Groc und Wein. — Die Volkslust schwärmt außer der Stadt in zahllosen meist eleganten Gasthäusern umher. In dem Hafenort Fahrwasser sind namentlich die Ballastkrüge für die Matrosen Tummelplätze des Vergnügens. Ein Wirth in einem der hier gelegenen Kaffeehäuser hat sich durch den neckischen Humor weit und breit eine Celebrität zu machen gewußt, mit welchem er das Stillstehen der Erde behauptet. Dieser Mann, ein ausgezeichneter Weinzüchter, Schachspieler und freundlicher Plauderer, weiß die originellsten Argumente für sein Paradoxon anzuführen, hält sich aber besonders an das Factum, daß die Erde jede Secunde fast vier Meilen

in ihrer Bahn fortrücke. Wäre dies wahr, so müßte Jemand ihm zufolge, der in die Höhe springt, vier Meilen von dem Punct, wo er sich über die Oberfläche erhebt, wieder herunterkommen, weil die Erde indessen unter seinen Füßen schon so weit vorwärts gekommen wäre. Man kann sich vorstellen, wie sehr Herr Kuhn mit dieser Grille die Schiffscapitaine amüsirt. Auf dem Hof dieses Kaffeehauses steht ein Belvedere mit einem guten Tubus, um die Rhede beobachten zu können. Hier sitzen mitunter schöne orientalische Männergestalten und lugen in die See hinaus, ob die erwarteten Schiffe nicht am Horizont auftauchen werden. Doch ist die tiefere Poesie solcher Momente jetzt verschwunden, seitdem in der Regel alle Ladungen verassecurirt werden. Es kommt nicht mehr groß darauf an, wenn ein Schiff zu Grunde geht. Nur der Zuwachs oder Verlust des Gewinns, der in dem Früher- und Später- oder Garnicht-Ankommen liegt, bewegt noch die Seele mit einer Ebbe und Fluth, welche matt ist gegen die gepreßte Furcht und Hoffnung, womit sonst ein Schiff von seinem Eigner auf der See begleitet ward.

In Fahrwasser langt zu bestimmten Zeiten aus der Stadt eine geräumige Treckschuyte an. Eine Glocke verkündet Ankunft und Abfahrt. Im Herbst 1833 fuhr ich eines Sonntags Abends damit zurück. Es wehete ein scharfer Wind über die

Weichsel hin. Regenwolken zogen auf. Zwei alte Bordingcapitaine — Bording heißen die kleinen Lichterfahrzeuge — fingen an, sich über die wahre Richtung des Windes zu streiten. In feierlichen Pausen erklärte sich erst ein West=West=Nord gegen einen Nord=Nord=West, bis die Pausen immer kürzer, der schrillende, höhnische Ton der Windnamen immer drohender wurde. Dann brachen einige Flüche heraus. Bis dahin hatten die Capitaine, was ihre gewöhnliche Attitüde ist, die Hände in den Seitentaschen der Beinkleider gehabt und lediglich mit dem Kopf gesticulirt, der mit Blick, Nase und Lippe die unsägliche Verachtung des unwissenden Collegen ausdrückte. Aber nun fuhr die eine Hand heraus und schnalzte mit den Fingern zu einem fürchterlichen Fluche. Der Gegner entfaltete sofort beide Hände. Hierauf mußte dieser seinerseits hören, daß der Wind, für den er sich interessirte, gar kein Wind, sondern nur ein F— sei, den irgend ein dummer Junge da unten auf dem Lande in die Luft geschickt habe. Nach dieser Verspottung, welche die Lacher auf seine Seite brachte, ward er befragt und zwar auf Englisch, ob er in England gewesen sei und wisse, was man unter Boxen verstehe? Allein die fröhliche Stimmung der Gesellschaft, welche sich an diesem Zank mit dem wohligsten Phlegma weidete war über den Antworter gekommen und er erklärte, daß

er nur Englisch Ale kenne, aber von England und von Boxen nichts wisse. Diese ironische Manier nahm der andere für Feigheit und ging mit einem Auge, worin Verachtung und Triumph gemischt waren, durch die unter einem Leinwandverdeck in zwei Reihen einander gegenübersitzende Menge schweigend auf die andere Seite des Kahns. Der zurückgebliebene Capitain aber schickte ihm murmelnd noch einige Witze nach, die ich nicht verstand, jedoch in seiner Umgegend durch ein dankbares Gewieher belohnt wurden. — Nun fing eine Harfe an laut zu werden. Eine Violine begleitete sie. Es wurde immer dunkler. Die Frauenzimmer ließen sich immer stürmischer den Hof machen. Der Harfenist steigerte die gute Laune und erregte ein nicht endendes Gequike und Gescherze durch eine Gespenstergeschichte, deren entsetzlicher Anfang sich endlich, wie die Geschichte des spuckenden Mönchs in Byrons Don Juan, in die Verse auflöste:

O lieber Geist von Fleisch und Bein,
O komm zu mir in's Bett herein!

Darüber landeten wir gegen 9 Uhr im Innern der Stadt in der Gegend der Navigationsschule an. — Wer übrigens in romanhafter jedoch treuer Schilderung das Wesen der untern Danziger Volksklassen kennen lernen will, dem können: Novellen und Lebensbilder von A. Rebenstein, Berlin, 1840, empfohlen werden.

Der Reiche geht im Sommer in das Seebad oder auf Landgüter, welche höchst malerisch am Fuß des schon erwähnten Bergzuges liegen, der sich bis zur See erstreckt und in welchem der Karlsberg eine der höchsten Spitzen ausmacht. Die schönsten Besitzungen dürften hier die bis Oliva hin sich erstreckenden, unter dem Collectivnamen Pelonken zusammengefaßten sein. Der Park dieser Villen enthält in seinen kleinen Thalungen die herrlichsten Bäume, auf deren Zweigen hunderte von Eichhörnchen ihr graziöses Spiel treiben. Einer meiner Freunde nannte sie treffend unsere Nordischen Affen. Von den Hochpuncten in Pelonken hat man die entzückendste Aussicht auf das dunkle Grün eines in der Ebene liegenden Waldes und dicht dahinter das Blau der Ostsee.

Wie reich Danzig an schönen Kirchen ist, brauche ich nur zu erinnern. Ihre Alterthümlichkeit bringt jenen ahnungsvollen Zauber hervor, dessen moosiges, rissiges Wesen uns so lieblich an die Jahrhunderte mahnt, die sich schon über dem Gestein weggestohlen haben. In Königsberg fehlt bei den Kirchen dies Eingewohnte, durch den langen Gebrauch Vermenschlichte fast ganz und selbst der Dom erscheint profan. Aber in Danzig ist diese geheimnißvoll idyllische Sabbathfeierlichkeit noch ganz auf die Kirchen und ihre nächste Umgebung ausgegossen. Wenn das Glockenspiel durch die Lüfte

klingt, dünkt es einem, wie ein Gebet, daß diese alten grauen Thürme in das weltliche Treiben hineinsprechen. Ich will hier nichts von der Größe der Marienkirche, nichts von ihren vielen Capellen und Sehenswürdigkeiten, nichts von der Pestcapelle und Opitzen's Grabmal sagen. Ich will nur bemerken, daß man sich ganz in eine Pariser Kirche versetzt wähnen kann, wenn man hier tabouretartige Sessel zum Sitzen während der Predigt im Hauptschiff stehen sieht, die gegen ein Trinkgeld vermiethet werden, welches die saubergekleideten Kirchdienerinnen mit großer Gewandheit in eine Tasche unter der grünseidenen Schürze hineingleiten lassen. Auch Gesangbücher werden vermiethet. An dem, was ich bekam, beschäftigte mich während der Einleitungen der Orgel das Titelblatt sehr lebhaft, weil darauf stand:

Gesangbuch des Freistaats Danzig.

Mir fiel hier unter Anderem auch ein, wie unterrichtend es sein müßte, wenn wir eine Beschreibung der Abendmahlsfeier besäßen, welche nicht blos das dogmatische Formular, nicht blos die liturgische Technik in der Modalität der Administration, sondern auch das Individuelle des socialen Momentes in's Auge faßte, wie es sich in verschiedenen Gemeinden gestaltet. In einem Werk von Bern. Picard, Amsterdam 1735, 4 Bde. fol.: ceremonies et coutumes religieuses de

tous les peuples, würde man ein treffliches Material dazu finden. Ich wohnte in der Marienkirche einer Abendmahlsfeier bei, und mußte mir sagen, wie die Frauen in der That das Mögliche gethan hatten, ihren Stolz zu demüthigen. Sie waren nämlich in die kostbarsten Stoffe gekleidet; die Kirchstuhlhalterinnen mit Kniekissen standen seitwärts für Viele des Winkes gewärtig. Im ganzen Bewußtsein ihrer reichen und geschmackvollen Toilette, ihres Gewichts für Danzig, ihres Ranges, Vermögens, ihres Patricieradels entschlossen sie sich, andächtig zu sein und öffentlich vor einer Macht sich niederzuwerfen, ohne deren Huld sie nicht zu athmen vermöchten. Man mißverstehe mich nicht. Ich will die Andacht der Damen nicht verdächtigen. Ich will nicht sagen, daß man zum höchsten kirchlichen Fest sich nicht schmücken solle. Ich will den todestiefen Ernst des Sacraments nicht durch eine ironische Beleuchtung entweihen, sondern nur die Wirklichkeit zurückspiegeln, wie der Abendmahlcultus sich hier an dem prachtvollen Altar, auf den kunstreichen Teppichen, von Seiten der geputzten Frauen darstellt. Ich weiß sehr wohl, daß in dieser zur Sitte gewordenen Weise der Feier, die sich in der Manier des Kommens, Gehens, Knieens, Aufstehens noch zu einem ganzen System dem Fremden kaum sichtbarer Gewohnheiten abschließt, mehr wahrhafte

Frömmigkeit enthalten sein kann, als in der gesuchten Einfachheit, mit welcher selbstbewußte Pitiestinnen zum Tisch des Herrn schleichen.

Jüngstes Gericht.

Ich will hier so wenig, als späterhin von Königsberg, eine Beschreibung liefern, welche einem Fremden als Führer dienen könnte. Ich will nur Eindrücke schildern, die ich empfangen habe, ohne damit die Anmaßung weder der einzigen Richtigkeit noch viel weniger der Vollständigkeit zu verknüpfen. So will ich denn über die Kunstschätze Danzigs hier nicht in das Detail gehen und des berühmten jüngsten Gerichts in der Marienkirche nur in besonderer Beziehung erwähnen. Dies schöne Bild, welches schon manchen Reisenden nach Danzig gelockt hat, der dann außer ihm noch durch so viel Anderes, was er nicht erwartete, belohnt ward, ist jetzt sorgfältig in einer der vielen Capellen der ungeheuern Marienkirche aufgestellt. Eine Distichonunterschrift in goldenen Buchstaben erinnert an sein Schicksal, nach Paris von den Franzosen entführt,

aber glücklich wieder zurückgebracht zu sein. Dies Bild wird der Eykschen Schule zugeschrieben. Eine Danzigerin, die verstorbene Johanna Schopenhauer, deren Haus mit einem der Form wegen Schildkröte benannten Dach hier noch zu sehen, ist es auch gewesen, welche dem Johann v. Eyk und seinen Nachfolgern eine eigene Monographie gewidmet hat und also, wie Schnaase, den oben bemerklich gemachten Sinn der Danziger für die Künste des Auges ebenfalls bestätigt. Eine kurze klar veranschaulichende Beschreibung des Bildes findet man in Fr. Kugler's Handbuch der Geschichte der Malerei, II., 1837, S. 57 ff. Einen guten Kupferstich des Bildes als Skizze mit beigegebenem Portrait der bedeutenderen Köpfe liefert Fr. Förster's Sängerfahrt für Freunde der Dichtkunst und Malerei, Berlin, 1818.

Allein außer diesem jüngsten Gericht enthält der Artushof rechts vom Eingange am Fenster ein anderes, was beinahe die ganze Wand einnimmt und aus dem Jahre 1603 stammt. A. Hagen in seiner Beschreibung der Domkirche zu Königsberg und der in ihr enthaltenen Kunstwerke, Königsberg, 1833, S. 140 äußert sich über den Maler Anton Möller, folgendermaßen: „A. Möller lebte zwischen dem 16ten und 17ten Jahrhundert. Er war, wie wir wissen, mit der Aufnahme, die die Kunst zu seiner Zeit erfuhr, nicht zufrieden. Den=

noch ward seinem Verdienst Anerkennung. Sein Werk im Artushof in Danzig nahm wenigstens die Hälfte des Ruhmes in Anspruch, die dieser, bei blühendem Handel einst so wichtigen, Börse gezollt wurde. Die wunderlichen Geschichtchen, die das Volk zur Erklärung einzelner Gruppen im Weltgericht erfand, verrathen ein hohes Alter. Die Manier, in der Anton Möller malte, — seine Erfindungen athmen Großartigkeit, seine Allegorien zeichnen sich durch Deutlichkeit aus — verpflanzte sich durch Schüler auf spätere Zeit. Weltkinder, die durch die strenge Richtung der moralischen Gemälde sich unangenehm berührt fühlen konnten, wurden durch die verführerische Schönheit einzelner Figuren entschädigt. Den Darstellungen der Wahrheit, der Lüste fehlte kein sinnlicher Zauber. Man erkennt in seinen Gemälden nicht Raphaelen, nicht Rubens, wohl aber eine Verschmelzung der spätern Italienischen (Florentinischen) mit der Niederländischen Schule und hierin allein möchte die Aehnlichkeit mit Rubens zu setzen sein, der allerdings oft gleiche Gegenstände darstellte, wie dies der Geschmack der Zeit mit sich brachte und der Haß gegen die ehemalige als erfindungsarm verachtete Kirchenmalerei. Rubens soll auch einen Michael gemalt haben, der über die sieben Todsünden dahinschreitet. Namentlich in der Behandlung der nackten Figuren, die bei Rubens und

seiner Schule so charakteristisch ist, weicht Möller ganz von ihm ab. Wenn diesem auch das gründliche Naturstudium des Niederländers abgeht, so war er in der Wahl der Modelle, namentlich bei weiblichen Wesen, bei weitem glücklicher. Bei unverkennbarem Streben nach Effect vermissen wir nicht leicht Haltung und Geschmack."

Was mir nun interessant erscheint, ist, daß in diesen beiden Bildern der Marienkirche und des Artushofes ein und derselbe Gegenstand in einer Behandlung sich darstellt, deren eine dem Anfang, deren andere dem Ende der mittelaltrigen Malerei angehört. Das Eyksche Bild hat die dreigliedrige Eintheilung der Altarstücke: ein großes Mittelbild wird von zwei Flügelbildern eingefaßt. Das Möllersche Bild ist nur Ein Ganzes und hat keine Beziehung auf den Cultus. Das Eyksche hält sich streng an die kirchlichen Vorstellungen. Das Gericht, der Gegenstand des Mittelbildes, scheidet die Gerichteten in zwei getrennte Sphären, des Himmels zur Linken, der Hölle zur Rechten des Beschauers, denn von dem Bilde aus ist es umgekehrt. Auf dem Möllerschen ist keine so scharfe Getheiltheit, sondern mehr ein wolkenartig undulirendes Ineinanderspielen der verschiedenen Sphären in der Weise, wie auch Rubens auf dem in der Pinakothek zu München befindlichen jüngsten Gericht (Nr. 263) und Cornelius in der

Ludwigskirche zu München die Lichteffecte der überschwänglichen Heiterkeit des Himmels und des abgrundlosen Grauens der Hölle contrastirt, aber auch durch eine mannigfaltige Scala in einander übergeführt haben. Das Eyksche scheidet die Guten und Bösen, aber ohne Individualisirung. Die Guten haben einen ehrlichen, zufriedenen Ausdruck, der in eine dankbar selige Verklärung übergeht, wenn sie im Himmel die neuen Kleider empfangen. Die Bösen zeigen wilde Leidenschaften, lasterhafte Züge, verzweifelnde Mienen, aber ein Accentuiren besonderer Charakteristiken fehlt. Dies ist bei Möller ganz anders, der gerade in der bis zur Unverkennbarkeit treffenden Zeichnung der Laster und Tugenden, in der Allegorie der Physiognomik, seinen Triumph suchte Zum Ueberfluß hat er die Lateinischen Namen hinzugefügt. Das Eyksche Bild stellt den Himmel als Gothische Kirche dar, vor deren Eingang nächst Petrus Engel die Seligen empfangen; die Hölle dagegen ist ein wüstes Felsengeklüft, aus dessen Tiefe Flammen hervorlecken, worin thierartige beschwänzte Teufel mit Feuerhaken die Verdammten ad libilum umherzerren und von den Abhängen in den mannigfachsten Stellungen hinunterstürzen. Die Regelmäßigkeit der Architektur des Himmels macht hier gegen das Phantastische und Wilde der Felsenwände einen herrlichen Abstich. Die Ruhe und Unruhe, die Geistigkeit

und Natürlichkeit, die Geordnetheit und tumultuarische Regellosigkeit sind einander schroff entgegengesetzt. Dieser Contrast wird noch dadurch gesteigert, daß die Figuren der Seligen sich von einem lauteren Goldgrund abheben, während die der Verdammten in einem Gemisch von grünlich gelben und röthlich schwarzen Farbentönen sich umherwälzen. Das Mittelbild stuft sich durch alle Farben des Regenbogens ab, weil Christus auf einem solchen, als dem Symbol der Versöhnung, sitzt. Auf dem Möllerschen Werk dagegen ist der Gegensatz von Himmel und Hölle nur durch Farbe und Licht, so wie durch die Physiognomie und den Habitus der Gestalten ausgedrückt. Ferner herrscht auf dem Eykschen Gemälde eine strenge und einfache Symmetrie. Christus der Weltenrichter und Michael, eine schlanke, riesige und doch weiblich milde Rittergestalt in blankem Panzer mit Flügeln, wie er die Menschen auf der Wagschaale wägt, theilen das Ganze genau in zwei Hälften, auf deren Seiten das Einzelne sich einander mit derselben Bestimmtheit entspricht. Bei Möller ist die Symmetrie mehr eine verborgene und nur in den besonderen Gruppen entschiedener hervortretende. Während daher das Eyksche Bild sich sehr leicht übersehen läßt, hat man hier mit einem Gewirr von Figuren zu thun, in dessen vielverschlungenem Knäuel man erst nach längerer Zeit sich zurechtfindet. Endlich ist es

ganz richtig, was Hagen bemerkt, daß Möller in den weiblichen Figuren der Sinnlichkeit gehuldigt hat, wogegen bei Eyk eine kindhafte Unschuld des Fleisches, selbst des Verdammten, sichtbar ist. Dort sind die Busen üppig schwellend, hier mehr herbe; dort sind die Stellungen einladend zum Genuß, hier ohne alle verführerische Rücksicht.

So finden wir denn in dem Eykschen Bilde noch die Kunst in jener naiven Einheit mit der Religion, welche den Werken des früheren Mittelalters eigenthümlich ist und ihnen für uns gerade einen so großen Reiz ertheilt. Ja die Kunst ordnet sich oft dem Glauben unter. Sie hat Scheu, von dem überlieferten Typus abzuweichen. Sie könnte vielleicht schon freier, anmuthiger sich bewegen, aber sie thut es nicht, weil sie noch nicht sich selbst zum Zweck macht. Auf dem Möllerschen Bilde sehen wir dagegen die Kunst selbstständig geworden. Sie hält sich nicht mehr ängstlich an die kirchliche Tradition und fällt von dem Religiösen in das Moralische herab. Die Nothwendigkeit der Individualisirung, welche eine Kunst bei weiterer Fortentwickelung sich nie entziehen kann, bewirkte dieses Verlassen der epischen Allgemeinheit, die auf dem Eykschen Bilde Alles sogleich in Einen Punct, das Abwägen der Gerechtigkeit, zusammendrängt. Bei Möller ist jede Gruppe, jede Gestalt mehr isolirt und sucht durch

mannigfaltige Reize an sich zu fesseln; es bedarf immer eines gewissen Absprunges, um zu den übrigen zu kommen. Bei Eyk ist endlich die Natürlichkeit eine wahrhaft Aeginetische; Haare, Augen, Muskeln, Gewänder, Lichtreflexe u. s. f., sind mit der größten Treue gemalt. Bei Möller zeigt sich dagegen mehr ein künstlerischer Typus, eine habituell gewordene Manier der Drapperie, des Blicks, des Haars u. s. f. Auf alle Fälle ist sein Werk ein ruhmwürdiges.

Marienburg.

Bevor ich nun von Königsberg selbst spreche, kann ich nicht umhin, noch des Ritterordens zu erwähnen, auf welchen die bewußte Erinnerung des Landes als Grundlage seiner Geschichte überall zurückführt. Königsberg entstand erst, als Anlage Ottokars von Böhmen, nachdem der Orden der Deutschen Ritter schon zu einer nicht unbedeutenden Macht gelangt war, 1255. Preußen wurde von den Deutschen Rittern erobert und durch blutigen Zwang christianisirt. Die Particulargeschichte jener Zeit unterhält uns von Nichts, als den entsetzlichsten Räubereien, Ueberfällen, Gefechten, Grausamkeiten. Mit der Ausrottung der alten Preußen war aber das Heranziehen von Kolonisten aus Deutschland verbunden. Wie jetzt von Europa nach Amerika, wanderte man damals von Deutschland besonders dem nördlichen, nach Preußen aus.

Der Landmeister Meinhard von Querfurt machte am Ende des dreizehnten Jahrhunderts den Anfang mit der Bedeichung des Weichseldelta's. Dies Marschland hat sich allmälig zu immer steigender Fruchtbarkeit herangebildet. Die Bewohner der Niederungen sind sehr wohlhabend. Zwar haben sie fast jedes Jahr mit den Fluthen zu kämpfen, die nicht selten fürchterliche Ueberschwemmungen veranlassen und den Wohlstand einzelner Familien oft auf viele Jahre hin untergraben. Allein eben so schnell erholen sie sich auch von ihren Calamitäten und bewahren sich durch das Kampffertige, einem so mächtigen Element begegnen zu müssen, ein rühriges, nachhaltiges wiewohl in der Form phlegmatisch erscheinendes Wesen. Die Aehnlichkeit der Bewohner der Niederungen und der Werder mit den Holländern in der ganzen Situation und Lebensweise ist augenfällig und es gibt auch sogar südöstlich von Elbing ein neuerdings auch durch die Zeitungen bekannter gewordenes Städtchen mit dem Namen: Preußisch Holland. Als Marschland ist die Gegend Flachland, aber an der Küste des frischen Haffs zwischen Elbing und Frauenburg ist sie bergigt. Es gibt hier Gegenden, deren malerische Schönheit mit der der berühmtesten wetteifern kann. Der Hauptpunct ist hier die Gegend, in welcher das Barfüßerkloster Kadihnen lag oder liegt. Lag, denn es ist aufgehoben und

bis auf die Mauer des Gartens und die Kirche nebst dem mit ihr zusammenhängenden Reflectorium bereits abgebrochen. Doch schont der gegenwärtige Besitzer, Herr Bürkner, noch die Kirche und hat sogar an ihrer Giebelseite einen geräumigen Balkon anbringen lassen, der die herrlichste Aussicht auf die unten liegenden gewaltigen Laubhölzer, auf das Haff und die Nehrung gewährt. Nehrung heißen bekanntlich die schmalen Dünenstriche, welche das Danziger und Kurische Haff von der westnördlichen Seite einrahmen. Bei hellem Wetter sieht man von jenem Balkon noch über den weißschimmernden Sand und die Nadelbüsche der Danziger Nehrung die dunkelblaue Fluth der offenen See. Durch die Dampfschiffe ist das entzückende Panorama von Danzig bis Pillau jetzt sehr belebt und Herr Bürkner hat daher sogar vier kleine Böller angeschafft, den Salutationen der Dampfer zu antworten. Wenn man nun von Kadihnen über die Küstenberge etwas landeinwärts wandert, so daß man das Kloster in den Rücken bekommt, so gewinnt die Gegend mit jedem Schritt. Die prachtvollsten Buchen und Birken, Tannen und Eichen, krönen die Berge und prangen mit den reizendsten Nuancirungen des Grüns. Man kann sich an dieser Frische und Ueppigkeit der Vegetation nicht satt sehen. Durch die rühmliche Vorsorge des Herrn Landrath Abramowski sind überall

bequeme Pfade und an dem Durchhau der schönsten Prospecte Ruhebänke angebracht. Bald ist man in einem ganz stillen Thale, wo man den Vogel auf dem Zweig hüpfen hört; bald blitzt uns auf der Spitze eines Hügels der Spiegel des Haffs entgegen; bald leuchtet das helle Gemäuer der Kadihner Klosterkirche zwischen dem Wasser und dem Walde; bald taucht unser Blick mit einer eigenthümlichen Wollust in die Schatten, welche die größeren Berge über die Wälder hinwerfen und vernimmt unser Ohr das liebliche Geklingel einer am nächsten Abhang weidenden Heerde. Diese Vereinigung einer imponirenden durch Schiffahrt belebten Wasserfläche mit einer Terainerhebung, die fast bis auf fünftehalbhundert Fuß über das Niveau des Meeres steigt, was in so unmittelbarer Nähe desselben für die malerische Wirkung nicht wenig ist, so wie die Vereinigung beider, des Meeres und der Berge, mit dem Schmuck der schönsten Waldungen, ist hier wundervoll. Es gibt zwischen einem dicht am Haff gelegenen Städtchen Tolkmitten und zwischen Frauenburg einen Punct hart am Ufer, der mit den schlankſten Kiefern bepflanzt ist, welche aber weit auseinander stehen. Die Hügel haben hier eine gemischte Beholzung, aber die Kiefern stehen abseits des Weges in einer großen Fläche. Man schaut durch ihre lanzenartig emporstarrenden Schafte, durch ihre palmbaumähn=

lich nickenden Wipfel auf das Haff, ein Anblick, der bei abendlicher Beleuchtung, wenn die hellbraunen Stämme zu glühen scheinen, unvergleichlich ist.

Doch um endlich auf den Orden und Marienburg zurückzukommen, so fuhr ich von Dirschau das erstemal mit großer aber unbestimmter Erwartung auf Marienburg zu. Du wirst nun den Mittelpunct des merkwürdigen Ordenstaates, des einzigen, den die Geschichte aufzuweisen hat, einen der schönsten Baute, eines der berühmtesten Schlösser sehen! So sagte ich zu mir. Ich muß gestehen, daß ich vorher nie eine weitläufigere Beschreibung der Lage des Schlosses kennen gelernt hatte. Das Büsching'sche Kupferwerk hatte ich zwar einmal gesehen, allein flüchtig und bewahrte deshalb nur eine trübe Vorstellung davon. Genug, ich hatte mir in den Kopf gesetzt, das Marienburger Schloß müsse wie die Rhein- und Harzburgen, recht hoch liegen und mit mächtigen Thürmen auf die Umgegend herunterblicken; d. h. ich hatte keine Vorstellung von der eigenthümlichen Bauart des Deutschen Ordens. Ich sah nun in der weiten Ebene freilich ein hervorragendes Gebäude mit einem Thurm, der aber ziemlich dünn aus der breiten Unterlage hervorstrebte. Als ich über die Nogat fuhr, die an dem Fuß des Schlosses vorbeiströmt, erkannte ich freilich, daß dasselbe in der That so hoch und auf so festem Fundament

liege, als in diesem zum Theil durch Entwässerung gewonnenen Land- und Schlammboden nur möglich sei. Ich mußte auch die kluge Wahl des Ortes sogleich billigen, allein meine Bewunderung fing doch erst dann an, rege zu werden, als ich in das Innere eintrat. Von Außen hat das Ganze ein mehr festungartiges Ansehen. Ungeheure Thürme mit mächtigen Zinnen, langedehnte Mauern mit kleinen Fenstern, ziemlich glatte Wände, große Massen ohne mannigfaltige Gliederung, Scheidung des Ganzen in zwei Hauptmassen, deren eine, worin die Wohnung der höheren Beamten des Ordens, so wie die Versammlungsääle, nach dem Wasser; die andere, worin Vorrathshäuser und die Kirche, nach der Landseite zu liegen, dies Alles von einem sehr breiten und sehr tiefen ausgemauerten Graben umgeben, das ist es, was man zunächst auffassen kann. Nach der Landseite zu steht auch das bekannte colossale Marienbild noch gegenwärtig in einer Nische und hat durch eine Glasbedeckung seiner Vergoldung noch jetzt ein recht frisches Aussehen. Die Zierlichkeit und Großartigkeit des Innern des Schlosses ist aber nach meiner Meinung das, was unbedingt die höchste Bewunderung erwecken muß. Die edelsten Maaßverhältnisse, die weiseste Berechnung, die anmuthigste Ausschmückung, treten uns überall entgegen. Die Kühnheit der Gewölbe in den größeren Räumen ist nicht weniger groß, als

die außerordentliche Nettigkeit in den kleineren Gemächern, in denen die Beamten, der Dreßler u. s. w. wohnten. Der Hochmeister hatte seine eigenen Zimmer und selbst seine eigene Capelle. Ich will auch hier keine Beschreibung geben. Durch den Thüringer Joh. Voigt, der für die Preußische Geschichte so viel in rastloser Forschung gethan hat, der in diesen Räumen im eigentlichen Sinne des Worts ganz zu Hause ist, durch diesen zwar nicht nominellen aber reellen Historiographen Preußens, haben wir nicht nur in seiner allgemeinen Geschichte Preußens ein ausführliches Bild von dem allmäligen Entstehen Marienburgs, sondern er hat auch eine eigene Monographie darüber herausgegeben. Diese möge man nachschlagen. Ein so kostbares Werk der Architektur verdiente die Wiederherstellung, welche der jetzige König von Preußen als Kronprinz in Verein mit dem jetzigen Oberpräsidenten, Herrn v. Schön, mit den Städten und dem Adel des Landes veranlaßte. Es ist das Preußische Alhambra.

Die anderen Ritterorden haben in allen Ländern zerstreut große Besitzungen gehabt; die Templer namentlich sind unendlich reich gewesen. Sie haben sehr feste Puncte besessen, wie die Johanniter Rhodus und Malta. Der Jesuiterorden hat ein ganzes Land, Paraguay, in ein weltliches Kloster verwandelt, in welchem Arbeit wie

Gebet zum maschinenmäßigen Metier gemacht waren. Aber kein Orden hat wie der Deutsche einen wirklichen Staat begründet. Die Härte des Kampfes mit den Litthauern und Preußen erhielt in ihm eine gediegenere Einheit, als in den übrigen Orden möglich war. Das Zusammenhängende seiner Besitzungen ließ die Kunst der Verwaltung einen hohen Grad erreichen. Die Uncultur, die er vorfand, forderte ein Kolonisationssystem heraus, in dessen Thätigkeit die Spannung kaum nachlassen konnte, da nicht nur der Starrsinn der Eingebornen, sondern auch die Rohheit der Natur zu überwinden und Preußen damals von Landseeen und Morästen noch ganz übersäet war. Der Orden der Templer dagegen ging theilweise auch dadurch seinem Verderben entgegen, daß seine Besitzungen ihn mit schon sehr entwickelten Culturen in Berührung brachten und es ist jetzt wohl keine Frage mehr, daß nicht die zum feinsten weltlichen Luxus fortgeschrittene Saracenische Cultur ihm besonders gefährlich ward. Der Deutsche Orden mußte bald gewahren, daß er den wilden Preußen und Litthauern nicht nur durch die Schärfe des Schwertes, sondern auch durch geistige Ueberlegenheit sich fühlbar machen müsse und so finden wir denn die Hochmeister auch darauf gerichtet, für Wissenschaft und Kunst durch Herbeiziehung unterrichteter Männer und geschickter

Künstler nach Kräften zu sorgen. Der Orden zeigt uns also bereits diejenigen Elemente, welche Preußen überhaupt groß gemacht haben: 1) das militairische; 2) das administrative; 3) das intellectuelle. Der Orden mußte aber an eben dem Momente untergehen, durch welches er für die Begründung seines Staates so schöpferisch gewirkt hatte. Zum Schaffen gehört Sicherheit nnd Consequenz. Soll in der Welt etwas Neues zu Stande kommen, so muß man eine gewisse Rücksichtlosigkeit zugestehen. Nicht der Handelnde, nur der Reflectirende hat nach Göthe's paradoxem Ausspruch ein Gewissen. Als der Orden den Mechanismus, dessen er fähig und bedürftig war, nach allen Richtungen hin ausgebildet hatte, erstarrte er darin und fing an, die Forderungen der Zeit nicht mehr zu verstehen. Der Adel wie die Städte wurden von ihm mit Uebermuth behandelt. Die Folge war die Entstehung von Verbündungen gegen ihn, deren Kraft er endlich erlag. Die meisten Burgen wurden zerstört und sind theils verschwunden, theils Ruine, wie z. B. Balga. Marienburg ist daher auch ein politisches Denkmal. Es erinnert Preußen daran, immer auf geschichtlichem Wege fortzugehen. Dieser Ausdruck wird jetzt von Unverständigen allerdings auch in dem lächerlichen Sinne genommen, Alles durch die Geschichte Gegebene so zu lassen, wie es ist d. h.

sich dem Tode zu ergeben, denn die Vergangenheit ist todt. Indem wir aus ihr hervorgegangen sind, indem wir sie in uns tragen, stellt sie uns zugleich andere Aufgaben, als in ihr gelöst wurden. Diese neuen Probleme in dem Gegebenen zu erkennen, im Vergangenen das Zukünftige zu entdecken, aus den Zuständen der Gegenwart die Richtung herauszulauschen, welche der Geist in seiner Geschichte nimmt, das heißt geschichtliche Entwickelung. Diejenigen aber, welche einen bestimmten Zeitpunct wie durch Oberons Horn fixiren und wohl gar das unrein gewordene, von dem Gericht der Geschichte schon weggegossene Wasser uns noch einmal wieder krendenzen wollen, mit der Anmaaßung, daß es uns wie Wein schmecken solle, wissen nicht, was sie wollen. Mögen sie durch Marienburg sich belehren lassen. Der Capitelsaal des Schlosses ruht auf Einer Granitsäule. Dies ist ein Bild der Souveränetät. Aber die Säule hat einen Sinn nur durch die Bogen der Gewölbe, welche sich zu ihr neigen, wie die Schwibbogen nur durch die Säule Einheit und Haltung haben. Sinnreich schließt der Cyklus der Glasmalereien der Fenster, welche die Stiftung des Ordens im Orient, seine Beziehungen zu Pabst und Kaiser, sein Verhältniß zu Frankreich, seine Waffenthaten gegen die heidnischen Preußen, Litthauer und Kuren darstellen, mit dem Reichstag zu Worms. Wenn

ein Mensch sagt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen," so muß man seine individuelle Freiheit anerkenen. Dies Princip ist das der neueren Geschichte. Preußen nahm es in sich auf und ist wahrlich nicht kleiner dadurch geworden. Auf dem kirchlichen Gebiet sind wir dahin gekommen, die Toleranz des Andersglaubenden zur Maxime zu machen und Luther's Worte als Auctorität dafür anzuführen. Auf dem politischen Gebiet müssen wir aber nicht weniger dazu gelangen und als Auctorität, deren die Sache freilich nicht bedarf, wird man die unsterblichen Worte Preußischer Könige anführen, welche der Genius der Geschichte durch sie sprach und wodurch sie die Sympathie Deutschlands an sich rissen.

Ich beschließe diese Reflexionen mit einer trefflichen Charakteristik der Bauart des Ordens aus Schnaase's Niederländischen Briefen, 1834, S. 164: „Keine früheren Fundamente waren bei der Anlage der Städte zu benutzen, und eine gewisse Regelmäßigkeit fand sich daher ungesucht ein. Fürsten und Adel konnten ihre Schlösser und Burgen nicht auf hohen Felsen bauen und mußten sich hinter hohen Mauern zu geordneter Vertheidigung rüsten. Die Gebiete waren ohnehin größer und die Mannigfaltigkeit geringer, weil in diesen mehr oder weniger eroberten Ländern nur Ein

Gesetz galt. Auge und Geist waren daher an einfachere, größere Formen gewöhnt. Je weiter wir zum Norden und Osten fortgehen, desto bewußter und bestimmter prägt sich dies in den architektonischen Formen aus, am großartigsten und entschiedensten in den äußersten Gebieten Germanischer Cultur, im Ordensgebiet der Deutschen Ritter in Preußen. Die Richtung auf verständige Eintheilung, auf feste Gesetzlichkeit, ist allen Koloniestaaten gemeinsam, weil sie durch die Ueberreste früherer Verhältnisse nicht gehindert sind. Hier wurde sie durch die Vorsicht, welche der lange Vernichtungskrieg mit den unzähmbaren heidnischen Einwohnern nöthig machte, durch die Strenge der geistlichen Regel und dadurch, daß die Gewalt in allen ihren Abstufungen nicht in den Erbgang kam, sondern der Körperschaft und ihren Beamten verblieb, besonders gefördert, und das Ordensgebiet giebt daher im Mittelalter vielleicht das erste Beispiel einer gleichförmigen, auf feste Vorschriften gegründeten und darnach verwalteten Regierung. Das Land selbst ist von Natur heiter, an manchen Stellen selbst schön, aber im Ganzen wenig wechselnd. Felsbildungen, und was sonst scharfe und überraschende Formen hervorbringt, fehlen gänzlich. Sanfte Hügel und fruchtbare Niederungen schließen sich an einander an, und wenn etwas die Landschaft auszeichnet, so sind

es die dunklen Wälder von hohen geraden Fichtenstämmen, Landseeen, breite Ströme oder das Meer; alles große, ruhige Massen, nirgends Erscheinungen reicher Mannigfaltigkeit. Wie aber die fruchtbaren Marschländer unter die Deutschen Ansiedler vertheilt wurden, nach geradlinigem Maße, so überzogen auch gleichmäßige Verwaltungskreise netzartig das Land, in welchen die Gebietiger und Comthure von ihren festen Schlössern aus befehligten. Noch jetzt fährt man nicht weit durch das Land, ohne eine dieser gewaltigen Burgen, wenn auch im Verfall oder durch einen spätern Gebrauch entstellt, zu erkennen. Gern auf einem Hügel, gewöhnlich noch auf einem mächtigen Unterbau mit starker Böschung, wie auf einem künstlichen Felsen, erhebt sich die gewaltige Masse über Stadt und Dorf; die hohen Mauern sind ohne andern Schmuck, als den der Fenster und Zinnen, aber genau rechtwinkelig, gewöhnlich quadrat, und geben das Bild kräftiger, kriegerischer Haltung. Nur selten findet sich der reiche Schmuck fürstlicher Pracht, wie in dem neuerlich hergestellten hochmeisterlichen Schlosse in Marienburg, überall aber sorgfältige ordnungsmäßige Ausführung des Mauerwerks, im Innern, in Säulen und Gewölben, ein gewisser, ich möchte sagen, militairischer Anstand, im Aeußern colossale Festigkeit, oft eine einfache Würde, die an Römische Bauten erinnert. —

Einen ähnlichen Charakter hat denn hier auch der Styl der Kirchen durch die möglichst folgerechte Anwendung jenes Systems der gleich hohen Schiffe. Hohe Gewölbe, hellbeleuchtete große Massen, sind daher gemeinsame Vorzüge aller, Einige aber gewähren durch ihre schlanken Pfeiler und durch die freien Verhältnisse des Ganzen einen Reiz, der sich von diesem Styl kaum erwarten ließ. Ich nenne vor allen die schöne Klosterkirche in Pelplin und die Marienkirche in Danzig. Freilich ist hier die kirchliche Würde der weltlichen nahe verwandt, und nicht selten bekränzen selbst kriegerische Zinnen den Rand des Daches. Dieser kriegerische Geist und zugleich die höchste Folgerechtigkeit jener einfachen Behandlung zeigt sich besonders in der dieser Gegend eigenthümlichen Form des Chorschlusses, der Mauer, welche die Kirche am Ende des Chors, gewöhnlich in Osten, begrenzt. In den Bauten des reifen Gothischen Styls in dem größten Theile Deutschlands und in Italien bildet diese Mauer einen Polygonabschnitt, am häufigsten drei oder fünf Seiten eines Achtecks oder Zehnecks. In Frankreich und in einigen der rößten Kirchen des westlichen und südlichen Deutschlands hat man jeder dieser Polygonseiten noch wieder eine Capelle als Anbau mit einem ähnlichen polygonischen Schlusse hinzugefügt, und dadurch eine höchst mannigfaltige gebrochene Gestalt

hervorgebracht. In Preußen dagegen ist, mit wenigen Ausnahmen, selbst jener einfache mehrseitige Schluß verschwunden, und eine ungebrochene Wand verbindet im rechten Winkel die Seitenwände des Chors, so daß auch hier der einfache, feste Charakter des Ganzen durchgeführt ist. Im übrigen östlichen Deutschland, selbst da, wo sonst dieser Styl vorherrscht, findet sich dennoch diese Form des Schlusses (einzelne durch Beschränkung des Raums bedingte Fälle ausgenommen) selten oder nie. In England dagegen, bei übrigens höchst reichem Styl, ist sie wiederum gewöhnlich (Westminster in London, eine der wenigen Ausnahmen, ist das Werk eines Französischen Architekten) und schließt sich auch hier an einen kriegerischen Charakter an, der sich in den Zinnen, in der Bildung der Thürme und dergleichen, aber freilich nicht in jener einfachen Weise, sondern in recht feudaler Mannigfaltigkeit äußert."

Allgemeiner Charakter Königsbergs.

Bei meiner Geschichte der Kantschen Philosophie bin ich schon in die Nothwendigkeit versetzt gewesen, S. 99 ff. eine Schilderung von Königsberg überhaupt zu machen. Ich liebe nicht, mich selbst abzuschreiben und erlaube mir daher auf das dort Gesagte zu verweisen. Dagegen werde ich hier noch viele Thatsachen zur Erläuterung jener Charakteristik beibringen. Oder vielmehr alle diese Skizzen werden Beläge dazu sein, daß ich dort nicht Unrecht gehabt habe. Es ist sehr schwer, so im Allgemeinen den Charakter einer Stadt zu bestimmen und doch wird unsere Beobachtung erst dann einigermaaßen zufriedengestellt, wenn wir gewisse durchgreifende Puncte finden, die sich in der Modification verschiedener Gebiete gleich bleiben. Mir scheint nun der Hauptzug Königsbergs in einer durch den nüchternsten Verstand beherrschten

Universalität zu liegen. Die Universalität versammelt in ihm fast alle bedeutenden Culturelemente, jedoch wegen der Isolirung der Stadt in einer eigenthümlichen Verkürzung. Es fehlt nicht leicht etwas. Jedes Gewerbe, jede Kunst, jede Wissenschaft, jede Lebensart, jede politische oder kirchliche Richtung, haben ihre Vertreter. Aber oft ist auch ein Element eben nur repräsentirt. Es wurzelt nicht tiefer, es ist nur da, um an sich zu erinnern. Es ist mehr als eine Möglichkeit, denn als Wirklichkeit vorhanden. Ein Spötter könnte daher Veranlassung nehmen, Königsberg als die Stadt zu bezeichnen, in welcher Alles im Zustande des Beinahe existire. Es sei beinah Residenz, denn Herzöge hätten darin residirt; Churfürsten, Könige auch zuweilen. Es sei beinah eine industrielle Stadt, denn es habe einige große Fabriken. Es sei beinah eine Seestadt, denn Zwei- und Dreimaster können bis mitten hinein, obwohl der eigentliche Hafen das sieben Meilen entfernte Pillau sei. Es sei beinah eine reiche Stadt, denn es zähle gar manche wohlhabende Kaufleute. Es habe beinah eine Festung, denn ein kleines Fort am Holländer Baum werde wenigstens so genannt u. s. w. Nichtsdestoweniger ist es sehr wichtig, daß Königsberg eine solche Allseitigkeit der Culturelemente besitzt. Es beweist dadurch seine Anlage zum Fortschritt. Es schließt

von Vorn herein nichts von sich aus, sondern kommt auch dem Fremdartigsten mit Empfänglichkeit entgegen.

Aber in seiner Universalität ist es zugleich von unerbittlicher Verständigkeit. Die Deutlichkeit der Begriffe, die Klarheit der Urtheile sind eines der ersten Erfordernisse für den Königsberger. Vermöge seines Nordischen Pflegma's wird er nicht rasch von einer Erscheinung hingerissen. Es bedarf einer längeren Dauer, damit er sich befreunde. Er übereilt sich nicht mit seinem Urtheil. In der Umgangssprache markirt sich dies Anhalten des Urtheils durch den eigenthümlichen Gebrauch einer Vorschlagsinterjection: Na, die in allen möglichen Verbindungen auftritt, so daß selbst Ausruferinnen, die Obst feil bieten, sie hören lassen, z. B.: „Na, Plume, Plume!" (Na, Pflaumen, Pflaumen!) Soll aber das Anhalten des Urtheils noch stärker markirt werden, so sagt man: „Na nu?" Es ist unmöglich, auf dem Papier die unendlichen Variationen zu zeichnen, die eine solche Interjection im lebendigen Verkehr hat, wo sie nicht selten die Stelle eines weitläufigen Raisonnements vertritt. Ist nun aber das, was Jemand sagt, irgend über das Maaß der Gewöhnlichkeit hinaus, klingt es in die hergebrachte Ordnung etwas seltsam hinein, widerspricht es irgendwie der verständigen Einfachheit, so erfolgt gewiß die Redensart: „Mach

dich doch nicht zum Narren!" Diese Phrase schallt einem allenthalben entgegen, wenn man nur eine Weile lebhafteren Unterredungen des Volkes zuhört. In dem Plattdeutschen Dialekt klingt sie besonders naiv. Wenn eine Magd einem Soldaten, der ihr den Hof macht, zu verstehen geben will, daß er es nicht recht ehrlich mit ihr meine, so sagt sie ihm gewiß: „Ach, maake Se mi doch nich tom Narre!" Man glaube jedoch nicht, daß nur das Volk diese Wendung liebe. Sie ist eine ganz allgemeine und wird eben so sehr auch von dem gebildetsten Königsberger gebraucht, etwas seinen Verstand Verletzendes von sich abzulehnen.

Diese Verständigkeit ist in Verbindung mit jener Universalität der Grund einer seltenen Gerechtigkeit des Urtheils. Der Verstand allein würde zu dem äußersten Prosarigorismus führen. Alles ihm nicht sogleich Begreifliche würde er von sich abweisen. Aber die Mannigfaltigkeit der Interessen, die sich in Königsberg bewegen, verhindert eine solche Verödung. Wofür der eine mit seinem Verstande nicht ausreicht, dafür findet sich ein anderer. Dieser weiß seinen Gegenstand zu rechtfertigen und vor dem Verstande zur Geltung zu bringen. Man kann daher oft beobachten, wie bei gegebener Veranlassung zu urtheilen zunächst zwei entgegengesetzte Parteien da sind, eine verwerfende und eine anerkennende. Die Dialektik

ihres Streits fördert aber bald ein Urtheil heraus, worin die Heftigkeit des Tadels durch bessere Einsicht gemildert, die Uebertreibung der Gunst durch Aufdeckung wirklicher Schwächen der Sache herabgestimmt ist. Dies als Resultat gewonnene Urtheil wird dann gewöhnlich in die allgemeine Tradition aufgenommen. Allerdings ist der eben geschilderte Proceß der, welcher überall in der Welt vorkommt. Aber in Königsberg ist er so zu sagen organisirt. Auch da, wo man es nicht erwarten sollte, wird in Königsberg eine Opposition laut werden. Künstler z. B. denen der größte Ruhm voraneilt, dürfen gewiß der achtungvollsten, gespanntesten Aufmerksamkeit sich erfreuen, allein nicht glauben, nur gelobt zu werden. Man wird ihre Einseitigkeiten auszuspähen wissen. Umgekehrt dürfen solche Menschen, welche durch Seltsamkeit, durch verbrecherischen Leichtsinn, durch intellectuelle und sittliche Monstrosität, die Gesellschaft verletzt haben, darauf rechnen, in Königsberg ihren Anwalt zu finden, der sie entschuldigt oder, kann er dies nicht, auf anderweite tüchtige Eigenschaften, wenn sie da sind, auf frühere Verdienste derselben hinweist und das Bedauern ihrer Verirrung ohne verunglimpfende Härte hervorruft. Diese Gerechtigkeitsliebe erfüllt die Atmosphäre der Königsberger Gesellschaft auf erfreuliche Weise. Man kennt sehr wohl die Mängel, ja Untugenden

der Einzelnen, aber läßt sich ihnen nur irgend eine positive Seite abgewinnen, so wird ihnen diese überall zur Anrechnung gebracht.

Wenn deshalb von Königsberg die kritische Philosophie ausgegangen ist, so hat man in der That darin mehr als einen Zufall zu sehen. Königsberg ist eine Stadt, in welcher das Gleichmaaß des Urtheils so sehr Eigenthum des Localgeistes ist, daß sich die Excentricität gleichsam immer daran brechen muß. Zwar läßt es die Individualität völlig frei. Es gibt in Königsberg vielleicht mehr noch als anderwärts Originalitäten, die man in ihrer oft barocken Weise, ist sie nur sonst harmlos, gewähren läßt. Allein im Urtheil läßt man sich nicht binden und bei schwierigen Fragen wird die Aufregung der Gesellschaft oft sehr groß, bis das vermittelnde Durchschnittsurtheil gefunden ist.

Wenn nun aber der Verstand so gebieterisch herrscht, so fragt es sich, wie es denn mit der Phantasie stehe. Ist Königsberg für den Künstler eine günstige Stadt? Ich glaube nicht. Für den bildenden Künstler zunächst gar nicht, denn die Strenge des Klima's läßt vor allen Dingen das materielle Bedürfniß scharf hervortreten und das ästhetische Interesse erst nachfolgen. Für den Dichter aber ist der Verstand als herrschendes Element nicht zuträglich; er kann die Reflexion auf

die Bedingtheit schwer los werden. Um sich ihr zu entziehen, stürzt er sich daher gewöhnlich in das Phantastische. Er gibt es ganz auf, dem Verstand eine Befriedigung zu gewähren. Er macht es ihm durch die absoluteste Willkür unmöglich, noch eine Forderung an ihn zu richten. Er ahnt, daß er nur durch einen Absprung sich von der Furcht des Verstandes vor dem Unwahrscheinlichen, Ueberspannten retten könne und fängt daher sogleich mit der Ueberspannung, mit dem Unwahrscheinlichen an. Der Dichter, der auf den Verstand sich einläßt, würde hier nur als Satyriker, als Didaktiker, als Lustspieldichter Glück machen können. Ich habe seit meinem hiesigen Aufenthalt Gelegenheit genug gehabt, hunderte von Dichtungen der verschiedensten Art, die man meinem Urtheil zu unterwerfen das Vertrauen hatte, kennen zu lernen, um zu wissen, daß hier sehr viel und auch ganz gute Verse gemacht werden. Allein ich habe nur wenig ächte Poesie getroffen. Die besten Sachen aber nehmen sogleich, wie bei A. Hagen, die Tiecksche Richtung, d. h. eine solche, welche das laisser aller zum Princip macht und zum Verstand sich ironisch verhält. Hippel ist nach meiner Meinung noch immer der Dichter, der das Preußische Element am glücklichsten zur Darstellung gebracht und mit der Phantasie zugleich den Verstand befriedigt hat. Werner und

Hoffmann dagegen zeigen uns die entschiedenste Romantik, die sich endlich kopfüber in einen trüben Abgrund stürzt. Aber diese Schriftsteller sind auch nicht in Königsberg geblieben, sondern ausgewandert und merkwürdig genug ist selbst Hamann im Auslande, in Westphalen gestorben. Man sehe die geistreiche Charakteristik dieser Schriftsteller in der ersten Abtheilung von A. Jung's Schrift: Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus.

Weil der Verstand mit seiner kritischen Schärfe hier Alles überwacht, so schlägt die productive Phantasie, wenn sie nicht zur Einheit mit ihm sich entwickeln kann, leicht in das Gesetzlose und Wüste über. Die dann entstehende nebulose Phantasmogorie wird hier auch das Motiv zu krankhaften religiösen Erscheinungen, weil der Glaube ein Bereich in sich schließt, in welchem die Phantasie sich ungemessen ergehen kann. Hiervon wird noch später besonders die Rede sein.

Indem also die Poesie nicht sonderlich gedeiht und eine Erscheinung, wie Lengerke's Lyrik, die hier so vielen Anklang findet, deshalb nicht zählen kann, weil C. v. Lengerke ein Ausländer, ein Hamburger von Geburt ist, tritt die Musik um so mächtiger hervor. Denn der Ton ist dem Verstande direct unzugänglich und läßt die Phan=

tasie der Empfindung frei. Zwar kenne ich die musikalische Productivität Königsbergs zu wenig, um darüber urtheilen zu können, aber das weiß ich, daß der Eifer, mit welchem von den gebildeten Ständen Musik in allen Formen betrieben wird, unendlich groß ist. Ja, ich bekenne, daß das Fortepianospiel mir schon oft zur Qual geworden ist, wenn über, unter und neben mir nicht nur in demselben Hause, sondern auch noch in der Nachbarschaft rechts und links und gegenüber die Tasten zu hämmern anfingen. Alle Concerte sind hier stark besucht, und es verfließt fast kein Tag, wo nicht ein Concert in oder vor der Stadt gegeben würde. Liedertafeln blühen. Der Orchesterverein bietet uns im Verlauf des Winters im Concertsaal des Schauspielhauses die besten Ouvertüren und Symphonieen. Es existiren mehre Gesangvereine unter der Leitung der Musikdirectoren Sämann, Sobolewski und Riel. Eine eigene Gesangschule besteht unter der Leitung des Fräulein Cartelieri. In allen Schulen wird gesungen und selbst die Studenten lassen sich in ihren sogenannten Anmeldungsbüchern ihre Gesangfertigkeit bezeugen. Kein Wunder, wenn auf dem Theater die Oper immer das meiste Glück macht. Allein nicht nur die sogenannten gebildeten Stände lieben die Musik so außerordentlich, sondern auch im Volke schlägt der Ton überall

heraus. Abends in den Gassen wird zu allen Jahreszeiten gepfiffen und gesungen. In Danzig scheint mir der Gesichtssinn ausgebildet zu sein; die plastischen Künste walten in ihm vor. In Königsberg scheint es mehr der Gehörsinn zu sein, der überwiegt. Wenigstens ist es mir so vorgekommen, als ginge es zu Danzig in den Straßen der Stadt Abends sehr still her. Ich habe in verschieden gelegenen Gasthöfen gewohnt, das letzte Mal im Englischen Hause nach dem Langen Markt zu. Aber das Plätschern der Röhrbrunnen, das Geschwätz einiger Mägde und das solide Gespräch einiger ehrsamen Bürger abgerechnet, habe ich nichts von Geräusch bemerkt. Ich schweifte absichtlich in den weniger besuchten Straßen der Stadt umher, allein es war überall todt und nur in den Tavernen war nach acht Uhr noch eine größere Munterkeit laut. In Königsberg dagegen schallt es bis um Mitternacht.

Die Universalität und Verständigkeit Königsbergs neigt sich dem Musikalischen so entschieden zu, weil der Ton gesellig stimmt. Die Redelust hat in der Musik ihr homogenes Element. Die Aufgeschlossenheit der Sinnesart, welche durch die Vielseitigkeit der Interessen und die Klarheit des Denkens genährt wird, ergießt sich in den Strom der mittheilungsregen Gesprächigkeit. Der provincielle Ausdruck zur Bezeichnung des Redens um des Re-

dens willen, also des Wohlgefallens am hin und hergehenden Gespräch als solchen, heißt: Käkelen.

Lage Königsbergs.

Königsberg liegt 1) in einer vollkommenen Ebene; 2) auf sieben Hügeln, wie Rom eine urbs septicollis; 3) an einem schiffbaren Fluß, dem Pregel, der 4) eine nicht unbedeutende Insel, Kneiphof genannt, bildet; d. h. seine Lage hat eine offenbare Universalität der Terrainformation und zugleich eine außerordentliche Verständigkeit. Für einen dauernden Aufenthalt ist eine solche Lage vortheilhaft. In Städten, die ganz von Bergen eingeschlossen sind, entsteht bald eine gewisse Befangenheit. Selbst ein hügligtes Terrain kann noch analog wirken. So ist es z. B. der Fall mit Halle. Diese Stadt liegt recht angenehm an einem Strom, dessen Ufer sich sogar zu nicht unbedeutenden Porphyrmassen erheben. Allein der Blick wird sehr oft auf kurze Entfernungen beschränkt, weil das Hügelterrain bald hier bald dort

die Weitersicht abschneidet. Man kehrt zu schnell in sich selbst zurück und hat eine Empfindung, wie das Zucken von Fühlhörnern, die im Tasten auf einen Gegenstand stoßen. Die Vereinigung von Berg, Wasser und Ebene, welche Heidelberg und Salzburg so sehr auszeichnet, ist höchst selten. Die Lage aber in einer Ebene ohne ein größeres Wasser macht eine Stadt kleiner als sie an sich ist. So scheint es mir mit Nürnberg und Leipzig der Fall. Beide liegen in einer ganz flachen Gegend; beide haben einen kleinen Fluß durch sich hinfließen, aber das Wasser ist gleichsam nur für die Nothdurft da. Es fesselt uns nicht durch sich und ist auch zu fadenartig, um die nachbarliche oft so reiche und großartige Architektur in sich malerisch abzuspiegeln. Das Terrain von Königsberg ist, wie gesagt, die absolute Plattheit, aber die kleinen Hochpuncte in ihm wirken darum auch viel mehr und lassen das Auge sich über weite Strecken ergehen. Das Wasser aber gibt der Stadt überall große Lebendigkeit. Der Blick von der Promenade auf den Lindenmarkt den Hauptarm des Pregels hinunter ist wirklich sehr schön. Links große Holzwiesen, rechts eine Reihe zum Theil alterthümlicher Häuser mit Balkonen und Bäumen, von dem sogenannten blauen Thurm, einem Stadtgefängniß, bis zur Börse sich hinabstreckend, in der Mitte zwei

Brücken, über das Geländer der letzten, der grünen die Masten der zusammengedrängten Schiffe hervorragend. Noch schöner ist die Aussicht von der grünen Brücke selbst nach dem Haff zu. Durch die Einmündung des andern Pregelarms, der hier um die Insel des Kneiphofs herum in den Strom einbiegt, wird die Wasserfläche sehr breit. Zu beiden Seiten des Bohlenwerks ziehen sich die Speicher hinab. Auf der linken Seite schließt unten die Festung, auf der rechten das Zollhaus des Holländer Baums. Die rechte Seite ist durch die Packhofs- oder Licentgebäude, durch die Balkone des Dampfschiffahrtslocales, durch den jetzt freilich verbrannten rothen Krahn die mannigfaltigere. Der größte Reiz aber wird durch die Schiffe hervorgebracht, welche, wenn der Pregel offen ist, hier eine jeden Augenblick sich verändernde Ansicht gewähren. Hier zur Rechten geht mit Schildkrötenlangsamkeit die Pfennigfähre über den einmündenden Pregelarm am Kai hin und her; dort fliegt ein Boot, von einem Matrosen gerudert, pfeilschnell über den glatten Fluß; dort sucht ein Schiff vor dem Speicher, aus dem es Waaren einnehmen will, zwischen den andern Schiffen sich einzudrängen; da endlich segelt eines mit voller Ladung dem Haff zu und hinter dem Holländer Baum legen andere vor Anker, den Ballast auszukarren, der hier den Boden Amerika's,

Norwegens, Hollands mit Preußischer Erde mischt und wo beständig Schulknaben nach Muscheln und Schneckengehäusen suchen. Dieser Blick in das weite Wasser, dies Fortströmen mit den Wellen in das Meer, dies Vorempfinden des mächtigen Poseidaonischen Elements, dies Reiselustige der Wimpel und Segel der Schiffe, dies Verschwimmen der Abendröthe in dem fernen Spiegel ist höchst zauberisch und, über die grüne Brücke schreitend, muß man der Schönheit des Moments dankbar huldigen. Dazu kommt noch, daß auch die architektonische Umgebung überaus günstig ist. Die breite, in modernem Styl erbaute Straße der vorderen Vorstadt, das hohe Bankgebäude, der wenigstens schlanke Thurm des grünen Thores, das freilich barrocke aber doch ansehnliche Börsengebäude geben einen hohen Vordergrund, von dem aus sich die Fernsicht vortrefflich abstuft.

Aber auch der die Stadt durchfließende Pregelarm, über welchen vier Brücken führen, gewährt viele malerische Prospecte. Auf dem Kai der rechten Seite zieht sich hier ein Fisch- und Krammarkt hin, der ein mehr oder weniger munteres Menschengetreibe unterhält, indessen auf der Gegenseite die Gebäude des Albertinischen Collegiums, über welche der Dom herschauet, einen idyllisch klosterhaften Eindruck machen, der aber durch kleine Gärten und durch die Laubmassen

einiger hohen Bäume sehr freundlich ist. Das Wasser selbst wird theils durch die Fischkähne, theils durch die Käse- und Butterschiffe, zur Herbstzeit auch durch die Obstkähne belebt, die hier oft in langen Reihen aufeinanderfolgen. Die Fischkähne sind kastenartig breit. Die Käseschiffe aber haben ein spitzes zeltartiges Bretterdach zum Schutz gegen die Sonne, welcher Contrast das Pitoreske des Ganzen steigert.

Um den Wall der Stadt nach den übrigen Seiten hin zu ist nichts als Blachfeld. Zwischen dem eigentlichen bebauten Acker und dem Wall befindet sich hier theils Wasser, wie am Oberteich, theils sind durch die zur Aufschüttung des Walles fortgenommene Erde Vertiefungen des Erdreichs entstanden, welche erst allmälig durch Füllung mit dem Kehricht und Hausunrath der Stadt, der hier, wie in Berlin, Müll genannt wird, verschwinden. In diesen Kehrichthaufen wühlen unsere Chiffoniers nicht nur, sondern auch fremdländische Nebenbuhler, die Polnischen Dschimken, welche hier die Abschnitzel der Cultur, ein Stück Blech, eine Messerschaale, einen Mützenschirm, Papierstücke, zerbrochene Kämme, Glasscherben, Knöpfe, Zeuglappen u. dgl. aufsuchen.

Architektur.

Königsberg ist in baulicher Hinsicht eine der wunderlichsten Städte. Es ist im Ganzen von Außen ästhetisch schlecht und für die Benutzung im Innern unbequem gebaut. Zu diesen Uebelständen gesellt sich noch ein anderer. Der Boden ist nämlich kaltgründig oder, wie man hier sich ausdrückt, sprindig. Die Feuchtigkeit zieht sich daher in die Mauern, mindestens des untersten Stocks, der Häuser. Nur hohe Souterrains und Felssteinfundamente schützen einigermaaßen. Die meisten Keller stehen wenigstens zur winterlichen und Frühjahrszeit voll Wasser. Pumpen ragen kanonenartig fast aus allen Kellerlöchern und an vielen Orten muß das ganze Jahr regelmäßig jeden Tag eine Stunde lang das Wasser ausgepumpt werden. Das Stockigte der Mauern hat natürlich auch auf die Gesundheit, auf Erzeugung

von Rheumatismen, großen Einfluß und der Fremde hat sich daher beim Suchen einer Wohnung besonders gegen diesen Feind vorzusehen.

Versucht man nun, das hiesige Gemisch von Baustylen etwas zu entziffern, so glaube ich, lassen sich drei Arten unterscheiden, welche ich 1) den hanseatischen, 2) den kleinbürgerlichen und 3) den modernen nennen würde.

Der hanseatische ist unstreitig der älteste, der Kneiphof, die Altstadt und der Löbenicht d. h. die drei Städte, welche erst zusammen Königsberg begründeten und früher durch nun fortgerissene Thore und Mauern von einander getrennt waren, sind darin erbaut. Dies ist derselbe Styl, den wir oben bei Danzig bereits kennen gelernt haben. In der Kneiphöfschen Langgasse hat er sich am schönsten erhalten. Wenn hier zur sommerlichen Zeit die Wolme mit Zelten und Blumen geschmückt und von lieblichen Frauen-, Mädchen- und Kindergruppen belebt sind, so sollte man gar nicht glauben, in einer Nordischen Stadt zu sein. Dazu kommt noch, daß diese Bauart den Sattel des Dachs durch Mauern verdeckt und dadurch den Anschein der platten Bedachung, also einen südlichen Anstrich hervorbringt. Höfe, oft in bedeutender Höhe, kommen in diesen älteren Stadttheilen allerdings durchgängig vor, weil die auf engen Raum zusammengequetschten Häuser, denen nur

ein Spielraum des Wachsthum in die Höhe gegeben war, keine Parterrehöfe haben. Auf den einspringenden Stockwerken sind daher Höfe mit Theerüberzügen und eisnen Geländern angebracht, die zum Betten-Sonnen, zum Wäschetrocknen, zum Kleiderausklopfen und zum Luftschöpfen gebraucht werden. In der Altstadt sind sie am häufigsten und oft vom höchsten malerischen Effect. Ich äußerte oben, daß ich über die Structur dieser Häuser eine eigene Vermuthung hegte. Ich denke mir nämlich, daß sie ihren Ursprung dem Vorbild der Schiffe verdankt.

Die Innenabtheilung der Häuser ist meistens so, daß man von dem bei Danzig besprochenen, in Königsberg schon sehr zusammengeschrumpften Vorsprung in einen ziemlich geräumigen durch ein großes Fenster erleuchteten Hausflur tritt, welcher durch Schränke, einige Stühle und einen Tisch am Fenster ein stubenhaftes Ansehn empfängt. Unstreitig wurde in Deutschland der Flur auch in älteren Zeiten, wie ich aus meiner Kindheit dieser Sitte auch noch von mehren Familien in Magdeburg mich erinnere, zum Theil bewohnt. Das Mittag- und Abendessen wurde in der wärmeren Jahreszeit darin abgehalten und alles Gesinde nahm noch Theil daran. Die Gesellen, Lehrlinge, Diener schlossen sich der Hausordnung an. Der Hausherr eröffnete und beendete die Mahl-

zeit mit einem Gebet. Die Küche der Königsberger Häuser auf demselben Flur ist nur wie ein Schrank; ein schmaler Heerd unter einem Rauchfang ist durch eine Bretterwand, die von Fensterscheiben so viel möglich durchbrochen wird, nur nothdürftig abgeschieden. Der Schein des Heerdfeuers und die Lampe müssen für die Erleuchtung das Beste thun. Diese Anlage der Küche, sie in einen Seitenwinkel ohne eigenes Fenster hinzudrängen, scheint mir ganz schiffsartig, denn auf dem Schiff ist die Küche auch mehr nur ein Ofen. Die Uebelstände jedoch, die sich auf dem Lande durch eine solche Einrichtung ergeben, sind entsetzlich. Auf den Schiffen ist Reinlichkeit das erste Gesetz und durch die umgebende Wasserfülle leicht gemacht. Aber in den Häusern bedarf es vieler Anstrengung, in den überdies oft rauchenden Küchen Reinlichkeit zu erhalten und das Entstehen widrigen Geruchs vom Küchenabfall, von schmutzigen Wasser u. s. f. zu verhüten.

Den Flur vergleiche ich dem Verdeck des Schiffs; die neben ihm hinlaufende, meist nur durch Ein großes Fenster erleuchtete Stube der der Cajüte. Wie ein Schiff in seiner Länge die Breite bei weitem übertrifft, so auch diese alten Häuser, die durchschnittlich eine große Tiefe und nach Hinten hinaus oft noch die besten Zimmer haben. Und wie man im Innern des Schiffs

durch Fenster in den Gängen und Thüren das Licht so viel möglich nach allen Richtungen hin fortzuleiten und mindestens eine Dämmerung zu erlangen strebt, so in diesen Häusern. Die Treppe muß man sich hinauftappen, aber auf den Fluren der Stockwerke schimmert durch die weißen Vorhänge der Stubenfenster seitwärts oder durch querliegende Dachfenster von Oben ein rettender Strahl, das Halsbrechen noch im rechten Augenblick zu hindern.

Die eben beschriebene Bauart liebt starke Sandsteinverzierungen zur Einfassung der Thür, der Fenster und der Giebel, die, wie vorhin gezeigt worden, die Form des Hauses zu einem Parallelogramm abschließen. Mit diesen Ausfütterungen ist dann immer eine Neigung zu plastischen Bildwerken verbunden, von denen jedoch in Königsberg nur noch wenig zu sehen ist, z. B. am Stipendienhause der v. Gröbenschen Stiftung im Kneiphof. Sie würde, wollte ich meinen Vergleich bis zur letzten Consequenz verfolgen, dem Schnitzwerk zu parallelisiren sein, womit die Schiffe ihren Spiegel auszuschmücken lieben.

Diesen Baustyl nenne ich den Hanseatischen, weil er sein Gepräge in der Periode erhielt, als die Hanse blühete. Den kleinbürgerlichen Styl zeigen die Vorstädte, welche seit dem sechszehnten Jahrhundert aus Dörfern, Vorwerken,

Gärten u. s. w. entstanden und unter dem Namen der Freiheiten allmälig mit Königsberg d. h. jenen früher genannten alten Städten zusammengewachsen sind. Die drei ursprünglichen Städte waren durch Thore gegen einander noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts abgesperrt. Nur Aerzte, Priester und Hebammen konnten sie zur Nachtzeit passiren. Gegenwärtig sind alle diese trennenden Medien verschwunden. Der Löbenicht, die Altstadt und der Kneiphof, wie der Tragheim, Sackheim u. s. w. hängen nunmehr unmittelbar mit einander zusammen. Der Styl, der in den Vorstädten herrscht, ist dürftig, ärmlich, nur auf das Bedürfniß berechnet. Die Wohnungen sind nicht durch hohe Unterbauten gehoben. Der Flur ist schmal und oft Eines mit der Küche, die nicht besonders abgeschlagen ist. Links oder rechts ist dann eine große Stube und neben dieser finden sich ein Paar Kammern. Oben, wenn noch ein Stock da ist, wiederholt sich mutatis mutandis, dieselbe Einrichtung. Mehr als zwei Stock hat keines dieser Häuser. Die einzige Erweiterung des Hauses bei wachsender Bevölkerung bestand in der Anlage von Dachstuben. Die meisten Häuser dieses Styls sind nur einstöckig und zeigen, daß sie nur auf Eine Familie, nicht auf Mitbewohner gerechnet haben. Aber auch die Familie durfte nicht sehr groß oder wenigstens

nicht mit ihrer Arbeit lediglich in den Stuben beschäftigt sein, sondern nach Außen als Mauerer, Zimmerer, Fleischer, als welche im Schlachthaus das Gröbste abthun, Töpfer, die auswärts Ofen setzen, Stubenmaler, u. s. f. sich hinrichten. Nur Drechsler, kleine Tischler und Schneider eigneten sich ebenfalls zu solcher Wohnart. Viele dieser Häuschen wurden nur von Tagelohnarbeitern bewohnt, die noch ein kleines Ackerstück hinter dem Hause cultivirten. Ueberschaut man die Vertheilung der Gewerke in der Stadt, die nothwendigerweise mit jedem Jahr eine gleichmäßigere zu werden gezwungen ist, so wird man noch die Spuren entdecken können, welche die Entstehungsweise der Vorstädte darin zurückgelassen hat. In den alten Städten war der Kneiphof vorzugsweise Sitz der Kaufleute, die zur See handelten; die Altstadt Sitz der Gewerke, die sich auf die Bekleidung bezogen, worunter Kürschner zu tüchtigen Pelzen und Wintermützen und Schuster oben an standen; der Löbenicht oder wie die Plattdeutsche Mundart lieblich sagt, Löwening, war Sitz der Brauer, welche in strenger Zunftmäßigkeit das Reihebrauen pflegten. Die Vorstädte zeigen keinen so entschiedenen Zug, sondern mehr ein Gemisch der Gewerke Auf dem Sackheim herrscht der kleine Kram für die Bauern vor, welche hier in die Stadt

bis zum Neumarkt kommen. Mit dem Kram ist gewöhnlich auch der kleine Schank von Bier und Branntwein verbunden, dessen letzteres Symbol in Königsberg in der Regel drei im Triangel zusammengelegte Messingfäßchen sind, die auch wohl grün angestrichen werden. Auf der Königsstraße oder Neuensorge sind die Gewerke möglichst verbannt. Es stehen hier viele stattliche Häuser neueren Styls. Die französische Kirche, der noch nicht gegen das Gesetz vor das Thor hin verwiesene Kirchhof der Burgkirche, das Dönhof'sche Palais mit einem sehr großen Garten, die Königl. Bibliothek, früher ein Jagdschloß, u. s. w. liegen hier. Der Roßgarten hat zwei ganz verschiedene Physiognomien. Bis zum Bork'schen Garten hin hat er durch große Häuser, durch Kaufläden und Gasthöfe ein recht heiteres Aussehen, von da ab aber durch das städtische Krankenhaus auf der einen, das militärische auf der andern Seite eine recht triste Physiognomie. Nach dem Thor zu werden die Häuser immer zwerghafter und bleiben endlich auf der einen Seite, wo sich innerhalb der Wallumgrenzung, dem Berliner Köpniker Felde ähnlich, ein großes Acker öffnet, ganz aus. Der Tragheim, der an den Schloßteich grenzt, hat das Wesen von Landhausbesitzungen auf der einen Seite, der gegenüber kleine durch Gewerb- und Taglohn sich nährende Leute

in höchst bescheidenen Wohnungen sich angesiedelt haben. Die großen herrschaftlichen Häuser haben ziemlich umfangreiche mit herrlichen Bäumen bepflanzte Höfe vor sich, die von Holzgittern umsäumt werden. Nach dem Schloßteich zu liegen hinter ihnen weitläufige zum Theil schöne Gärten. Der Steindamm ist die bunteste Straße Königsbergs. Die Architektur derselben ist mit einigen rühmlichen Ausnahmen gewöhnlich genug. Es wohnen hier viel Materialwaarenhändler und Fleischer, dazwischen aber auch Großisten und Beamte. Der Steindamm, ziemlich breit und mit Bürgersteigen versehen, ist die Spazierstraße der Stadt, welche zu den Huben, einer Reihe von Landhäusern und Vergnügungsorten, führt und deshalb von gutgekleideten Fußgängern, von eleganten Fuhrwerken fast immer belebt ist. Was nun hier den Häusern an Größe und Schönheit abgeht, das suchen sie durch sorgfältige Toilette des Abputzes zu ersetzen. Hat der Sackheim eine in's Plebeje spielende Munterkeit, die Königsstraße eine aristokratische Trockenheit, der Roßgarten eine Antithese von Leben und Tod, der Tragheim eine ländlich idyllische Laune, so ist der Steindamm der Gipfelpunct des socialen Straßenlebens. Will man Jemand begegnen, so darf man nur einige Tage hier spazieren gehen, besonders zur Abendzeit, wenn die Wallfahrer, die hier auf den

Wall hinaus oder von ihm zurück gehen, die Zahl der Spazierenden massenhaft steigern. Die Brandenburger Vorstadt, durch den Hauptarm des Pregels von dem übrigen Straßenconvolut gänzlich getrennt, zerfällt in eine nicht kleine Anzahl ganz abweichender Häusergruppen. Bis zur Brücke hin, welche die vordere Vorstadt mit der hinteren verbindet, sind die Häuser im neueren Styl, was durch einen fürchterlichen Brand möglich gemacht wurde. In diesen Häusern wohnen fast nur Jüdische Kaufleute. Auch die hier gelegenen zahlreichen Gasthäuser werden meistens von Juden benutzt. Der Bürgersteig ist hier am breitesten und erlaubt den Juden, sich in mannigfaltigen Gruppen zu ergehen oder auf Bänken, ein Pfeifchen schmauchend, an einem Stock knabbernd, gemüthlich zu plaudern. Die hintere Vorstadt enthält die weitläufigen Gebäude mehrer milden Stiftungen, eine Stallung für die Artillerie, Häuser Gewerbetreibender. Der sogenannte obere nach dem Friedländer Thor streichende Haberberg besteht fast nur aus einstöckigen Wohnungen. Zwischen der Hauptstraße und der Festung ziehen sich Speichergassen hin. Zwischen diesen und dem Philosophendamm befindet sich die Insel Venedig, deren Hauptstraße die Klapperwiese ist, die einen sehr anmuthigen Anblick gewährt. Die Häuser sind im neueren Styl, gut

gehalten und haben zwischen sich eine aus vier Reihen gebildete, durch kleine Untergebüsche gartenmäßig gemachte Pappelallee. Hier wohnen fast nur Grossisten, wie Andersch, Toussaint u. A.

Ich habe nun schon mehrfach des modernen Baustyls erwähnt, der, nach meiner Meinung, im vorigen Jahrhundert zur Zeit der sogenannten Aufklärung aufkam, sich aber seitdem fortschreitend vervollkommnet hat. Dieser Styl hat zu seinem Princip für die innere Structur Bequemlichkeit und Helligkeit, für das Aeußere Einfachheit und Gefälligkeit. Die Treppe und Küche sind nicht dunkel; die Stuben hängen mit einander zusammen und gewähren doch durch eigene Flurausgänge die Möglichkeit einer leichten Isolirung; die Zimmerhöhe ist luftig, wogegen in dem Styl, den ich den kleinbürgerlichen genannt habe, die Gemächer gewöhnlich sehr niedrig sind. Die Fenster haben große Scheiben und sind nur darin noch mangelhaft, daß sie nach Außen, nicht nach Innen zu sich öffnen, ein Mangel, der für Königsberg um so größer ist, als der häufige Wind ein Oeffnen des Fensters nur gestattet, indem man es zugleich durch Windhaken befestigt. Nur wo Doppelfenster angebracht werden sollen, was hier oft geschieht, rechtfertigt sich diese Einrichtung; und selbst in diesem Fall könnten die Doppelfenster eben so gut von Außen her eingesetzt werden, als

man dies jetzt von Innen her thut. — Der kleinbürgerliche Styl hat gewöhnlich ein Fachwerk, das man früherhin sogar im Gegensatz zu den aus gebrannten Ziegeln aufgeführten Bauten des Ordens schlechtweg: die Preußische Mauer nannte. Die Häuser modernen Styls sind massiv. Verzierungen kommen freilich nur als Leisten, Rinnen und Friese vor. In der neuesten Zeit hat man angefangen, die Häuser Pompejanisch zu bemalen, eine Manier, die in Berlin schon den Gipfelpunct der Uebertreibung erreicht hat und auch hier auf gutem Wege dazu ist. Ich glaube nicht, daß Ornamente, welche ursprünglich der Stubendecoration angehören, in solchem Grade für den Schmuck der Außenseite der Häuser verwendet werden dürfen, weil sie die architektonischen Verhältnisse zu sehr verdecken. Daß man die einförmige Prosa der Fensterreihen durch Verzierungen weniger fühlbar zu machen sucht, ist schon recht, allein ein Bauwerk muß hauptsächlich durch seine Maaßverhältnisse wirken. Gärtner in München hat daher Fenster mit rundbogigtem Schluß auch in den Styl der Privatgebäude zur Abwechselung eingeführt, was auch in Berlin schon vielfach geschehen ist. Hier in Preußen fällt mir im Augenblick nur das neue Ressourcengebäude von Braunsberg, aus Königsberg aber nur die neue Conditorei von Dölitscher, das Haus des

Kunsthändler Voigt in der Junkerstraße, und das Mittelglied in der Fronte der Meyerschen Conditorei ein, worin davon eine Anwendung gemacht worden. Im südlichen Deutschland liebt man die Häuser nur weiß zu streichen. In der Linie zwischen Prag, Nürnberg und Mainz hört diese Sitte, die in Wien und München u. s. f. herrscht, auf. Das härtere Klima forderte namentlich Leim- und Oelanstrich zu größerem Schutz. Der oft lange liegende Schnee erweckte für das Auge das Bedürfniß eines farbigen Contrastes. Als nun aber die Beleuchtung der Städte als Werk der Communen unternommen und die Privatlaternen überflüssig gemacht werden sollten, mußte man darauf denken, im Anstrich der Häuser eine Farbe zu erhalten, welche nicht zu viel Licht wegnahm. Um daher für das Sonnenlicht das Blenden, für das Laternenlicht das Absorbiren zu verhüten, wurden sogenannte Polizeifarben festgesetzt, unter denen das Hellgrün und Gelbbraun die beliebtesten geworden sind. Dies ist der Grund der großen Farbenmonotonie, die man jetzt oft in vielen Straßen trifft. Wird die Farbe weiß gelassen, so liegt darin eigentlich die Contrastirung mit dem Pflanzengrün bedingt, zu dem das Weiß außerordentlich zart aussieht. Oder aber es können auch Fresken darauf angebracht werden, wie man im Süden Deutschlands es sehen

kann, sehr hübsche z. B. in Gemünden am Traunsee.

Die Häuser modernen Styls sind durch Königsberg als Vorposten seiner architektonischen nächsten Zukunft vertheilt. Als Beispiele der älteren Weise dieses Typus führe ich das Haus des commandirenden Generals auf dem Roßgarten an, worin zum Gegensatz gegen das geschmackvolle Innere die äußere Einfachheit freilich in das Oede übergeht; das Gramatzkische Haus auf dem schiefen Berge, das Haus des Regierungsraths Hagen auf der katholischen Kirchenstraße, die Häuser der vorderen Vorstadt Brandenburg u. s. f. In der neueren Weise ist die Börsenhalle, die Meyersche Conditorei, ein Haus am Danziger Keller, eines in der Wasserstraße, was nach dem Pregel durchgeht und dahin ein sehr schönes Plateau hat u. s. w.

Man wird sich aus dem Vorstehenden von der in der That universellen Mannigfaltigkeit der Königsberger Architektur eine ziemlich genügende Vorstellung machen können. Ich finde in derselben einen großen Reiz. Der Fremde wird zunächst zu dem Urtheil geneigt sein, daß Königsberg eine schlecht und unregelmäßig gebaute Stadt sei. Er hat Recht. Aber wenn man Jahre lang an einem Ort zu leben genöthigt ist, so ist die Unregelmäßigkeit ein Umstand von großer Wichtigkeit.

Man hält es in der absoluten Regelmäßigkeit viel schwerer aus. In Berlin z. B. sind manche Viertel durch dieselbe von erstickendem Eindruck. Diese lange Krausenstraße, die eben so aussieht wie die Münzstraße, die eben so aussieht, wie die Taubenstraße, die gerade wieder so aussieht wie die Mohrenstraße, so daß man mit allem Gehen doch aus demselben Einerlei nicht herauskommt, erzeugen eine dürre, fahle Stimmung. Nur öffentliche Plätze, große hervorstechende Gebäude, Statuen, schön verzierte Brunnen, können endlich solche casernenartige Gleichheit wieder aufheben. In Königsberg kann man für den Wechsel der Stimmung immer anpassende Localitäten finden und das Durcheinander von Mittelalter und Neuzeit, von Geschmack und Ungeschmack, von Größe und Kleinheit, von der Sauberkeit und dem Reichthum des Palasts mit dem Schmutz und dem Elend der Baracke bietet dem Flamirenden eine stete Beschäftigung. Es gibt hier Häuser, die so klein sind, die nur aus einer Thür bestehen und nur die zufällige Andeutung eines Fensters besitzen, daß man auf das Herzlichste lachen muß, wie sie doch in Reih' und Glied stehen und so gut, als das nachbarliche Haus des Banquiers, ihre Nummer haben. Es gibt Häuser, z. B. auf einem Winkel des Münchenhofs, die nur durch geheime Zauberei vor dem Zusammensturz bewahrt scheinen. Die berstenden

Mauern stehen schon so schief, das Dach senkt sich so drohend, die Fenster sind alle, wo sie nicht aus geöltem Papier bestehen, so regenbogenhaft angelaufen und schlottern bei jedem Windzug so klirrend in ihren Bleieinfassungen, die Treppen sind so ausgetreten und die Thüren so locker an dem noch übrigen einzigen Zapfen einhängend, daß ich mir gleich den Maler Mozin wünschte, diesen Wunderhof abzumalen. Die Französische Straße, die gleichsam unser Palais-Royal ist, worin Buch- Putz- Hut- Quincalleriehandlungen mit Weinstuben, Restaurationen und Conditoreien wechseln, scheint wirklich vollkommen großstädtisch zu sein. Doch muß man mit dem Blick hübsch am Boden bleiben und über die Glasthüren der Läden und Conditoreien nicht zu weit in die Höhe schweifen, denn das Rabe'sche, Krikhan'sche, und Bornträger'sche Haus ausgenommen, sind die Häuser unansehnlich, nichtssagend.

Von den Kirchen Königsbergs habe ich geschwiegen, weil in der That nichts davon zu sagen ist. Die architektonisch bedeutenden sind die Schloß- und die Domkirche. Von ersterer werde ich bei dem Schloß selbst sprechen. Die letztere hat A. Hagen ausführlich und gründlich mit einem dazu gehörigen Atlas sehr schöner Lithographien beschrieben. Sie ist groß genug, aber

von Außen recht kahl ohne alle Gliederung. Inwendig ist sie ganz hübsch und voll von merkwürdigen Denkmalen, denen Hagen in seinem Buch eine minutiöse Sorgfalt gewidmet hat. Aber sie hat nicht Aufschwung genug. Es ist etwas Gedrücktes in ihren Verhältnissen. Der Frauenburger Dom hat auch das System der gleichen Schiffe, aber wie kühn reckt er sich aus, wie zierlich fältet er seine Gewölbe zusammen! In dem Königsberger Dom dagegen bleibt es bei dem Ansatz zum Schwunge. So erscheint es mir wenigstens. Die übrigen Kirchen der Stadt sind sämmtlich ganz ordinaire Gebäude. Die bestgebauten sind noch die katholische, die Altroßgärtner, die Tragheimer und die recht zierliche Französische Kirche. Die Burgkirche ist groß und hat starke, aber plumpe Formen. Die Löbenichtsche ist eben eine Kirche, wie auch die Habersbergische, Sackheim'sche, Neuroßgärtner. In der letzteren ist die gebretterte Decke mit schlechten Bildern bemalt und namentlich die Gegend der Orgel mit Wolkenwulsten geschmacklos überladen. Die Altstädt'sche Gemeine läßt sich, nachdem ihre frühere baufällig gewordene Kirche abgetragen, eine neue bauen, der wenigstens Mangel an Mannigfaltigkeit der äußeren Gliederung nicht zum Vorwurf wird gemacht werden können und welche mit ihren gebrochenen Pfeilermauern

gegen die übrigen Königsberger Kirchen recht abstechen wird.

Merkwürdig ist es, daß in Königsberg keine Kirche nach einem Heiligen, sondern jede nach dem Local, worin sie liegt, benamst wird. In Danzig ist das ganz anders. Da hört man von der Kirche der heiligen Katharina, Brigitte, Maria, von der Dreifaltigkeitskirche, von der Kirche zum heiligen Leichnam u. s. f. reden. In Königsberg spiegelt sich der protestantische Ursprung der Kirchen in dem Gemeindenamen derselben.

Der Wall.

Ob eine Stadt sich äußerlich durch feste Marken abschließt oder nicht, ist gewiß für die allgemeine Stimmung in ihr nicht gleichgültig. Danzig als Festung ersten Ranges zwängt uns sogleich in künstliche Gebirge ein, welche den Gegensatz eines Aufenthaltes in und außer der Stadt bei weitem fühlbarer machen, die militairische Ordnung näher rücken, den Platz zum Anbau abschneiden und den Sinn in sich zurückdrängen. Königsberg dagegen ist eine Stadt, die viel mehr Raum einnimmt, als man nach ihrer Einwohnerzahl erwarten sollte und die sich recht willkürlich in die Ebene ausgegossen hat. Allerdings geht ein Wall um die Stadt, der aber ganz einfach ohne Graben und Forts ist und weniger die Vertheidigung, als das Vergnügen zu bezwecken scheint. In der neuesten Zeit ist bei uns auch von der

Befestigung unserer Stadt die Rede gewesen. Eine bedeutende militairische Auctorität wurde angeführt, nach deren Meinung Königsberg zu einer uneinnehmbaren Festung soll umgeschaffen werden können. Möglich, aber für meine Empfindung widrig. Mir erscheint die Leichtigkeit, mit welcher die Stadt sich jetzt jeden Augenblick über die Walllinie ausdehnen und die vor ihr gelegenen Etablissements der nassen Gärten, der Huben, des Sprindes u. s. f. in sich aufnehmen könnte, ihrer Universalität und ihrer Anlage zum Fortschritt, ganz entsprechend. Die Universalität hat eine unendliche Peripherie, der Fortschritt ein unendliches Ziel. Der Wall als eine bald vorrückbare, bald zu erneuernde Grenze erscheint mir als der alle Bildung zusammenhaltende Verstand, der, um mit dem alten Kant zu reden, keine constitutive, nur eine regulative Function hat.

Daß die Militairs in Friedenszeiten sich dem Festungsbau zuwenden, ist ganz natürlich. Daß sich dabei viel Kenntniß, Scharfsinn, Genie, Kunst entwickeln läßt, ist begreiflich. Daß die Einsicht, auch in diesem Zweige menschlichen Thuns, frühere Versuche zu übertreffen, schmeichelhaft wirkt, ist in der Ordnung. Daß man bei der durch die neuere wissenschaftliche Geographie so viel weiter gekommenen Terrainkunde die Systeme der baulichen Vertheidigung mit viel größerer An-

gemessenheit an die Flußnetze, Höhenzüge, Ebenen anschmiegen wird, ist nothwendig. Daß endlich bei dem Festungsbau, wie bei dem Landstraßenbau, eine Masse Proletarier Brod finden können, liegt auf der Hand. Wenn uns aber gesagt wird, daß durch Festungslinien ein Staat auf das Vollkommenste geschützt sei, so ist das ein Irrthum. Für die Operationen bloßer Armeen gebe ich zu, daß die Thore einer Festung, die sich einem fliehenden Corps öffnen, daß die Vorräthe, die sie an Munition und Lebensmitteln beherbergt, von entscheidender Wichtigkeit sind. Sobald aber Völker sich mit einander schlagen, sind Festungen dies keinesweges. Ein Volk ist überall und kann wohl in seinem Heer geschlagen, aber nicht besiegt werden wenn es anders siegen will. Warschau kann man eben daher nicht anführen, denn wir wissen, daß Polens Sache schon verloren war, bevor Warschau im letzten Kriege fiel. Die innere Entzweiung der Polen, ihr Erbübel, hatte sie schon vorher wieder vernichtet und der glückliche Sturm der Russen auf die Hauptstadt, der den Kampf beendete, war nur das letzte äußere Resultat der Selbstentzweiung und Selbstverrätherei der Polen. Für Frankreich als den Staat, der bisher — denn was die Zukunft bringt, kann man doch nicht so apodiktisch vorher wissen — das Centralisationssystem auf die

äußerste Spitze getrieben hat, dürfte die Befestigung von Paris eine große Bedeutung haben. Mir ist es peinlich, die Stadt des Europäischen Amüsements von Festungswerken eingeschlossen zu sehen. Die heitere Beweglichkeit des Pariser Treibens scheint mir in zu grellem Widerspruch mit den starren Mauern und Thürmen zu stehen. Vielleicht sind auch diese Wälle nur Vorarbeiten zu künftigen Boulevards, wenn die wachsende Bevölkerung wieder einen neuen Ring um die Stadt gelegt haben wird. — Wenn man gegen den Bau von Festungen an Napoleons Verfahren erinnert, sie zu ignoriren, ihnen vorüberzumarschiren, so sagen die Militairs, er sei ein Genie gewesen und für ein solches seien keine Regeln da; es modificire Alles. Wer steht ihnen denn aber dafür, daß nicht wieder ein Genie des Krieges kommt?

Ich habe von meinem siebenten bis achtzehnten Jahr in einer bedeutenden Festung, in Magdeburg gelebt. Ich habe die Blokade der Franzosen durch das Tauenziensche Corps, worin Russen und Preußen vereint waren, darin durchgemacht und kenne daher ungefähr das Festungwesen. Ich bescheide mich aber nur ganz individuelle Meinungen vorzutragen, wenn ich sage, daß die invernale Poesie solcher Orte mir zwar momentan einen schauerlichen Reiz gewährt, mein

Gemüth aber beunruhigt hat. Von der Citadelle herab, hieß es so oft, können die Franzosen die ganze Stadt jeden Augenblick in Grund und Boden schießen. In der Sternschanze liegen, hieß es zur Friedenszeit unter Preußischer Herrschaft, 45,000 Centner Pulver. Fliegen sie auf, so ist die Stadt hin. — Ein Nachtposten ließ sich durch einen heruntergekommenen Kaufmann bereden, die Mauer einer Abtheilung der Sternschanze zu durchgraben und ein Fäßchen Pulver nach dem andern zu stehlen. Die Besorgniß einer Explosion wurde sehr groß. Man vertheilte endlich das Pulver in kleineren Quantitäten rings um die Stadt in den Mittelwällen und versah die Häuser mit tüchtigen Blitzableitern. — Ein donnernder Krach durchbebt die Stadt; Fensterscheiben springen, die Meubel zittern, die Gläser auf den Tischen klingen. Was ist geschehen? Jeder wundert sich, daß er nach einer Minute sich und die Andern, noch wiederfindet, daß nicht Alles in das Nichts verschwunden ist. Feuerwerker sind beim Arbeiten unvorsichtig gewesen, eine Pulverremise ist in die Luft geflogen. — Man geht auf dem Glacis unter blühenden Bäumen spazieren. Wissen Sie, fragt der Nachbar, wo wir gehen? — Nun, auf dem Glacis. — Ganz wohl. Aber unter uns streicht hier eine der ersten Minen, welche bis auf 600 Schritt in's Feld hinaus Alles in einen wüsten

Haufen verwandeln und unsere zerschmetterten Glieder gen Himmel werfen kann. — Der Gouverneur legte sich in einer Bastion einen hübschen Garten an. Die felsenharten Wände verwunderten sich, als Epheu und Wein an ihnen aufrankte; die bunten Blumen glichen Kindern, welche in ihrer Unbewußtheit in die Mitte der größten Gefahren gerathen; denn zwischen dem Laub starrten die Schießscharten der crenelirten Mauern zum Pelotonfeuer und über die höchsten grünen Rasenplätze gähnten von den blauen Laffeten die Mündungen der Kanonen. — Mitunter verwandelte meine Phantasie alle diese Wälle und Gräben in Berge und Thäler, besonders wenn das Gras geschnitten wurde, aber plötzlich klirrten Ketten und, von wachthabenden Soldaten gefolgt, erschien in ihrer scheckigt graugelben Tracht ein Haufe Baugefangener, zum Reinigen eines Grabens oder sonst einem Geschäft mit Schippen und Besen versehen und fort war alle Illusion. — So blickt die Grimasse des Todes, der gewaltsamen Beengtheit, der verkerkernden Abgeschnittenheit bei einer Festung selbst aus den lebenvollsten Momenten hervor. Aber dieser verhaftende Zug eines solchen Instituts wird dann erst recht empfunden, wenn die Festung wirklich etwas zu leisten anfängt, z. B. wenn sie im Kriege plötzlich eines guten Abends oder Morgens alle Zugbrücken in

die Höhe gezogen, alle Thore geschlossen hat und die Bewohner mit ängstlicher Spannung die militairischen Mysterien sich zu deuten anfangen. Ich leugne nicht, daß in allen solchen Verhältnissen auch viel Reizendes liege, aber auf die Länge hin sagt mir eine Festung nicht zu. Auch anderwärts überkam mich dieselbe Empfindung. Ich bin z. B. viel lieber in Frankfurt a. Main, als in Mainz gewesen, obschon mich der Mainzer Dom, die herrliche Umgegend, der prachtvolle Strom, der Contrast des Preußisch-Oestreichischen Militairs zu dem Einwohnerschlage außerordentlich anzog. Aber in Frankfurt schien mir Alles heiterer, lustiger und die Langeweile das Privilegium nur der dortigen diplomatischen Verhandlungen.

Wenn man nun aber darauf ausgeht, die Grenzen der Staaten mit Festungslinien eifriger als je zu verwahren, so mag auch dies militairisch ganz richtig sein. Aber traurig ist es auf jeden Fall, daß die Völker noch so viel kriegerische Zukunft in sich hegen und die Trennung von einander eher zu begünstigen als zu vernichten scheinen. Für wahrhafte Interessen muß der Mensch nie den Krieg scheuen, aber es ist doch zu wünschen, daß die Hemmungen solcher Interessen unter den Nationen immer seltener werden und ihre Rivalität eine freie, ungehässige wird. Oder thu' ich den Völkern vielleicht Unrecht? Sollt' ich etwa

sagen, die Regierungen? Aber die Regierungen sind doch am Ende nicht von den Völkern, die Völker nicht von den Regierungen zu scheiden. Wann werden die Furien des Nationalhasses, der Eroberungssucht, der Herrschwuth, der Idiotismus nationaler Eitelkeit aufhören, die Menschheit zu würgen? Denn wenn Ihr auch das Kriegswesen noch so verfeinert und den unmittelbaren Mord des Menschen durch den Menschen noch so sehr versteckt, auf das Tödten kommt es doch wesentlich an. Rahel, die sich so männlich benahm, die mit so rühmlicher Aufopferung die Kranken in den Lazarethen pflegte, hat es einmal sehr schön ausgesprochen, wie barbarisch das Zerstümmeln und Zerfetzen der Menschen ist. Ich muß immer ingrimmig lachen, wenn ich in Zeitungsberichten die Phrase lese: Die Truppen hätten sich gut geschlagen und den Ruhm ihrer Tapferkeit auf's Neue bewährt. Sagt mir doch, welches Volk ist nicht tapfer? Ich kenne keines. So weit die Geschichte reicht, ist die Tapferkeit eine der allgemeinsten Tugenden. Der rohe Wilde, der Orientale, der civilisirte Europäer, der Yankee, wer schlüge sich nicht gut? Der Jude galt bei uns als feige und ward deshalb verspottet; aber seit den Freiheitskriegen, worin auch so viel Juden mitkämpften und selbst Officierstellen erwarben, wagt wohl Niemand mehr

diese Behauptung. Thut doch mit dem Egoismus der Selbsterhaltung nicht so groß! Prahlt doch nicht so mit dem Todesmuth! Im Rausch einer Schlacht, wenn der Boden vom Huf der Rosse dröhnt, Pulverdampf den Himmel verhüllt, das Knallen des Gewehrfeuers, das Brüllen der Kanonen, das Geschrei des Commando's uns alle Reflexion auf uns benimmt, wenn wir maschinenmäßig in den großen Vernichtungsknäuel hineingerissen werden und, geht der Tod schonend an uns vorüber, erst aus dem Büllletin andern Tags erfahren, was wir eigentlich gethan haben, in diesem blutigen Tumult zu sterben — wie viel leichter ist es, als im Bett liegen, krank und schwach, von jammernden Kindern, von einem geliebten Weibe umringt, welches jeder Veränderung unserer Farbe nachspäht und jeden Pulsschlag des stockenderen Herzens nachfühlt! So recht mit Bewußtsein sterben, dazu gehört viel mehr Muth, als, schon ganz außer sich, durch eine Kanonenkugel im Umsehen den Kopf zu verlieren.

Doch wohin gerathe ich von meinem friedlichen Königsberger Wall! Dieser dient hauptsächlich nur Spaziergängern. Vom Holländer Baum ab bis zum Litthauer mit Bäumen, an einigen Stellen auch mit Untergebüsch bepflanzt, mit Bänken zum Ruhen ausgestattet, mit sehr wechselnden

oft schönen Blicken auf die Stadt und Umgegend; neben gartenüppig blühenden Kirchhöfen, neben dem Spiegel des ansehnlichen Oberteichs, neben Kornfeldern und Vergnügungsorten vorbei, ladet er freundlich zu seinem Begehen ein. Besonders schön ist der Punct in der Gegend der Sternwarte, den Jung in seinem Buch S. 52. geschildert hat. Aber auch der Punct am Judenkirchhof und weiterhin die Aussicht auf die aus der Mitte von Feldern und Bäumen hervortretende Altroßgärtnerkirche, so wie endlich am Litthauer Baum den Pregel nach Arnau hinauf, nach der Stadt hinunter sind ganz hübsch. Im Frühjahr vorzüglich ist hier das Wiesengrün auf dem jenseitigen Pregelufer bei Jerusalem unvergleichlich. Solche Beschreibungen sind allerdings für den Fremden eben so uninteressant, als die von Gemälden, die man nicht gesehen hat. Man bekommt bald Langeweile dabei, selbst wenn sie gelungen sind. Aber für den, der sie kennt, sind sie angenehm. Er erinnert sich seines Genusses und wird sich des Inhaltes desselben mehr bewußt. Größere Bestimmtheit und Klarheit des Bewußtseins schadet aber nie. Es ist eine kindische, verstandlose Weichlichkeit, die, um, nach ihrer Meinung, mehr zu genießen, die Erkenntniß von sich abzuhalten sucht. Erkenntniß, Wissen steigert den Genuß. Man wolle nur Wissen nicht mit der Krankheit des

selbstgefälligen Reflectirens verwechseln, welches nicht die Sache, die genossen wird, sondern das Genießen selbst fixirt und durch das Messen des Mehr und Weniger von Empfindung, durch das sofortige Vergleichen des Genusses mit anderm Genuß es sich unmöglich macht, recht in ihn hineinzukommen.

Es ist hier wohl der Ort, den Pflegern des Walles, insbesondere den Mitgliedern der Kesselschen Verschönerungscommission unsern Dank abzustatten. Erinnert Euch des wüsten Platzes am Holländer Baum, hinter dem Getreidemagazin, wo alle Grenze zwischen Stadt und Land aufhört, weil der Wall schon früher, unweit der Sternwarte abbricht. Wie ungangbar war sonst diese Strecke! Wie anmuthig aber lächelt uns jetzt hier der Ziergarten, mit seinen Beeten, seinen Bäumchen, denen wir bestes Gedeihen wünschen, mit seinen kiesbestreuten Gängen entgegen!

Von hier bis zum Steindammthor gehen hauptsächlich schlichte Bürger, Sommerabends auch viele Nätherinnen spazieren. Ein Kirchhof, der an der Sternwarte liegt, zieht auch Viele durch das Bedürfniß des Herzens an, die Gräber ihrer Lieben zu besuchen. Zwischen dem Steindamm- und Roßgärtner-Thor ist die Masse der Besuchenden gemischt. — Vom Roßgärtnerthor bis zum Königsthor ist die Promenade der Kaufleute,

Gelehrten, Beamten, Officiere, welche die Pflicht der Verdauung gegen den Unterleib erfüllen. Mehre dieser Herren, die zuweilen auch ihre Frauen mitnehmen, sind bis zur Leidenschaftlichkeit für den Gang um den Wall gewissenhaft und verrichten diese Bewegungsnothdurft auch winterlicher Zeit, sollte gleich fußhoher Schnee liegen. — Vom Königsthor bis zum Litthauer Baum geht wieder fast nur der einfache Bürger, der gemeine Soldat, der junge Gesell, die verschämte Arme, die alte Jungfer, die sich durch Sticken und Stricken ernährt, der Tagelöhner, der von hier ab das Stückchen Acker beobachten kann, daß er sich gemiethet und mit Kartoffeln bepflanzt hat.

Die constante Staffage des Walls machen die Steuerbeamten aus. Der Wall spielt hier dieselbe Rolle, wie die Linien Wiens oder die Barrièren von Paris. In grünen Oberröcken mit blauen Kragen, einen großen Theil des Jahres in Mänteln, patrouilliren sie auf dem ihnen zugewiesenen Terrain hin nnd her. Zu bestimmten Stunden werden sie abgelöst. Ihr Blick ist scharf und unruhig. Der Argwohn ist ihre Pflicht. Mißtrauisch mustern sie oft selbst den harmlosen Spaziergänger, weil er vielleicht etwas Auffallendes für sie hat, wohinter sie irgend eine böse List wittern. Es ist wirklich nicht zu verwundern, wenn sie auch im Unbedeutenden Stoff zum Mißtrauen

finden, denn sie müssen stundenlang in absoluter Unthätigkeit mit der bloßen Spannung verbringen, einem Defraudirenden auf die Spur zu kommen. Im Ganzen müssen sie sich wohl mit dem Gedanken trösten, durch ihr Dasein als solches schon ihren Beruf auszufüllen. Der Defraudant wagt nicht den Wall zu passiren, weil Du hier sitzest und er sich beobachtet weiß oder wähnt; so wird der Beamte sich sagen und thut Recht daran. Denn die List ist hier bei uns in Königsberg so unerschöpflich, wie in Paris. Besonders weit ist das System der Scheinangriffe entwickelt. Da unten hinter einem Busch liegt den ganzen Abend schon ein Kerl und neben ihm ein Sack. Es wird immer dunkler. Der Beamte benachrichtigt die ihm zunächst Wachthabenden, auf der Hut zu sein. Richtig kommt zu jenem Kerl noch ein anderer und beide schleppen den Sack den Wall empor. Die Beamten lassen ihnen Zeit in die Höhe zu kommen und stürzen nicht sowohl über die Männer, als über das corpus delicti her. Die Kerle lassen dies im Stich und sind über die Innenseite des Walls hinab pfeilschnell verschwunden, während aus dem Sack ein großer Köter herausspringt und auf die Beamten zubeißt, die zuletzt froh sind, daß er ebenfalls wegläuft. Während sie aber den leeren Sack in Händen halten, wird an einer andern durch den

Allarm von Wächtern entblößten Stelle ein Zug tüchtigen Schlachtviehs eingebracht. — Von dem Mehl, was durch Verkleidung, insbesondere durch simulirte Höcker und Schwangerschaften in die Stadt gebracht wird, ernähren sich gar manche Familien. Wenn die Beamten nicht da oben auf dem Wall stehen müßten, sondern im Feld nach den Mühlen zu Excursionen machen könnten, so würden sie die zu den falschen Buk-keln und Bäuchen gehörigen Physiognomien gut genug kennen, aber sie würden dann mit dem armen, abgerissenen Volk vielleicht zu viel Mit-leid haben und das würde ihnen die Erfüllung ihres Amts noch mehr erschweren. Es ist wirklich eine verzweifelte Situation, zwischen dem Feld da draußen und zwischen den Häusern hier drinnen auf den schmalen Wall mit seiner Wacht beschränkt zu sein; für das Volk aber die unwider-stehlichste Herausforderung, nur zwanzig Schritt machen zu müssen, einige Pfund Mehl, die es doch schon bezahlt hat, nicht noch einmal zu bezahlen.

Außer diesem stillen Kriege der Mauth, bei dem es zuweilen tüchtige Prügel giebt, wüßt' ich von unserem Wall nur noch anzuführen, daß er an einigen Stellen sehr niedliche Eidechsen hegt, die an regenwarmen Tagen hervorkommen; daß Lumpensammlerinnen auf dem Innern der Huf-

eisenförmigen Krümmungen gern die Lumpen im Frühjahr zum Trocknen in der Sonne ausspreiten und bald darauf an der Außenseite feldwärts Kräuterleserinnen, Sauerampferrupferinnen sich zu thun machen. Heinrich Heine könnte über diesen Contrast, auf der einen Seite die Schmutzgestalten der Lumpenconservatricen um die zukünftige Literatur, auf der andern Seite die Kräuterleserinnen für die Apotheken und Küchen bemüht zu sehen, gewiß ein Buch schreiben.

Ständisches Leben in Königsberg.

An dem oben angeführten Orte habe ich bereits auseinandergesetzt, daß Königsberg eine Stadt ist, in welcher gegenwärtig kein Stand zu einer Vorherrschaft vor den andern, also auch zu keiner Vormundschaft über die andern gelangen kann. Der gewerbliche und kaufmännische Stand, der Beamten= und Gelehrtenstand, das Militair, halten sich ein schönes Gleichgewicht. Unterscheidet man aber die Stände nach den Abstufungen: 1) des Pöbels, 2) des Mittelstandes, 3) der Vornehmen, wie neuerlich Georg Siemens in seiner Schrift über die Elemente des Staatsverbandes gethan, so ist auch unter dieser Auffassung eine merkwürdige Ausgleichung der Differenz vorhanden, indem alsdann das Element des Pöbels mit dem der Vornehmen dem Quantum nach die eine, das des Mittelstandes die andere Hälfte

einnehmen dürfte. Ich beschränke mich, um nicht anderwärts schon Gesagtes zu wiederholen, auf diese allgemeine Bemerkung und füge nur noch hinzu, daß, wenn die Verschiedenheit der Stände hier eine universelle ist, der Verstand, den ich als das zweite charakteristische Merkmal von Königsberg hervorhob, sich in dem Verhältniß der Stände untereinander als die Forderung der Gleichheit geltend macht. Wenn sich ein Stand irgendwie über die andern zu erheben Miene macht, so kann er gewiß sein, daß die Kritik über und die Opposition gegen ihn nicht lange ausbleiben werde. Bis in die geringsten Schattirungen hinein beobachtet jener scharfe nordische Verstand jede Abweichung vom Gewöhnlichen. Eine allseitige Aufmerksamkeit ist wach und stempelt sogleich ein signalisirendes Stichwort, das bei Veranlassung zur Reibung losbricht. Das Volk z. B. schimpft den Juden: Heehnerfräter (Hühnerfresser), weil es ihn auf dem Markt die besten und meisten Hühner fortkaufen und eigenhändig nach Haus tragen sieht. Es schimpft den elegant Gekleideten: Kookefräter (Kuchenfresser), weil es denselben in den Conditoreien so viel aus= und eingehen sieht. — Als die Tracht der Polnischen Kazawaika, eines bis zum Knie reichenden weiblichen Oberrocks mit weiten Aermeln, vor mehren Jahren wieder stark in Mode

kam, ging eine Dame in einem vom Mittelpunct der Stadt entfernteren Theile mit einer solchen Kleidung in rother Farbe. Sogleich fiel sie auf. Der Volkswitz regte sich. Ein Junge hielt ihr in der Queer einen Stock vor und der Chor brüllte: Spring, Apke (Aeffchen), spring! — Einer Augenkrankheit wegen mußte ich eine Zeitlang eine Mütze mit einem sehr großen Schirm tragen. In den entlegeneren Straßen erregte dies sogleich Aufmerksamkeit und ich hörte nicht selten die Jungen halb spöttisch sich zurufen: Kiek, datt 's en Scherm! — In dem Winter von 1839 auf 1840 trug man unaufhörlich Gerüchte umher von Reibungen, zu welchen beleidigender Uebermuth des Adels, besonders des militairischen, Gelegenheit auf Bällen u. s. f. gegeben haben sollte. Die gebildeten Adligen bedauerten dies außerordentlich. Es erschienen Artikel in den Zeitungen, welche daran erinnerten, daß nicht der äußere und zufällige Unterschied des Adlig- und Nicht-Adligseins, sondern allein der innere der edlen oder unedlen Gesinnung tongebend sein dürfe. Es ward an die Einheit der Bildung, an die Humanität appellirt. Dennoch kam es dazu, daß die Partei, welche sich beleidigt glaubte, das Kotzebue'sche Drama: Don Ranudo de Colibrados, als Satire auf den „Kodderadel" (wie man hier verächtlich den heruntergekommenen

Adel nennt, der sich noch auf sein bloßes „Von“ zu steifen roh genug ist) zur Aufführung brachte. Hierauf wollte die Gegenpartei: Unser Verkehr, zur Aufführung bringen; es unterblieb jedoch.

Obwohl nun aber der Verstand so viel hier auf die Gleichheit hält, so muß man doch nicht glauben, daß deswegen nicht die abgestufteste Scala von Existenzen socialer Zustände bei uns zu finden wäre. Wir haben so gut unsere exclusive Gesellschaft, als andere Residenzen. Wir haben so gut unsere distinguirenden Manieren, unsere strohgelben Glacé-Handschuh, unser Eau de Portugal, unsere aristocratisch murmelnden Sprecharten, unser Gemisch von Deutsch und Französisch, unsere crême, als dies anderwärts gefunden wird. Nur wird bei uns durch die Macht des bürgerlichen Reichthums, der Bildung, durch die Isolirung der Lage der Stadt, die gebieterisch darauf dringt, nicht in unweiser Vornehmheit sich so manchen leiblichen und geistigen Genuß zu verscherzen, die verknöchernde Erstarrung der geschlosseneren Kreise wohl mehr, als in andern Großstädten, verhütet. Die eigentlich gebildete Gesellschaft trifft sich fast überall in den größeren Cirkeln als die nämliche wieder. Die Kreise, welche ihr Centrum in einer sehr entschiedenen äußeren Stellung haben, öffnen sich mehr gegen einander,

schwanken in einander hinüber. Dadurch ergiebt sich eine allgemeine Freundlichkeit der Stände gegen einander, die höchst wohlthuend und für Königsberg eine ehrenvolle Auszeichnung ist.

Im Besuch öffentlicher Orte dagegen äußert sich eine größere Abscheidung der Stände, als im südlichen Deutschland und in manchen größeren Norddeutschen Städten herrscht. Im südlichen Deutschland lebt man viel im Wirthshause. In Nord-Deutschland waltet die häusliche Abgeschlossenheit, das Stiften geschlossener Gesellschaften, das Clubbwesen vor. In Königsberg fehlt wohl beinah keine Form solcher Associationen, die der Grund sind, daß Anstalten, welche auf den Besuch Aller rechnen, fast gar nicht da sind. Das Theater und die Concertsääle, die jeder für sein Geld besuchen kann, um einen passiven Genuß zu haben, nehme ich, wie sich von selbst versteht, aus. Ich habe hier nur solche Anstalten im Auge, in denen sich der Einzelne auch activ durch Gespräch und Spiel äußern kann. In ganz Königsberg giebt es noch kein wahrhaftes Kaffeehaus, wo in einer Reihe von Zimmern für Billard, Schach, Kartenspiel, Damenbrett, Zeitung- und Journallectüre, vertrauliches Schwatzen u. s. f. ein angenehmer Aufenthalt und stete Gesellschaft zu finden wäre. Bald fehlt dies, bald jenes wesentliche Requisit

den sogenannten hiesigen Kaffeehäusern. Wo sich dies Alles aber findet, da gehört es sofort einer geschlossenen Gesellschaft, der Börsenhalle, der Loge, dem Officiercasino u. s. f. Um daher einen nicht geschlossenen Gesellschaftsort besuchen zu können, muß man sich unterrichten lassen, ob es anständig sei, dahin zu gehen. Diese Anständigkeit richtet sich eben nach dem Stand des Besuchenden. Wo der Lieutenant noch hingehen darf, kann es der Major nicht mehr, wo noch der Referendarius, nicht mehr der Rath u. s. f. Der Besuchende muß sich also orientiren. Er will wissen, ob er eine ihm in socialer Beziehung homogene oder heterogene Gesellschaft findet. In Weltstädten wird dies indifferenter. Die öffentlichen Anstalten für die Geselligkeit sind so groß, daß der Einzelne sich in dem Gewühl verliert. Königsberg aber ist zwar eine weitläufige, allein noch gar nicht so große Stadt, daß nicht die Reflexion des Einzelnen auf sich noch sehr wach und der Besuch der vielen Orte ein im Durchschnitt sparsamer bliebe. Die Menge zerstreut sich noch zu sehr und oft muß man bedauern, wie in der That treffliche Anlagen aus Mangel an Besuch keinen Aufschwung gewinnen können. Um nun solche nicht durch den Privatbesitz oder durch eine geschlossene Gesellschaft geheiligten Orte ohne Gefährde des An=

standes besuchen zu können, muß man wissen, zu welchen Tageszeiten und an welchen Tagen jene Vogelscheuche des Anstandes nicht genire; z. B. gilt es für nicht anständig, — unanständig wagt man nicht zu sagen, — am Montag Maraunen zu besuchen, weil dann „Alles" oder „das Volk" draußen sei. Am Dienstag kannst Du hingehen, ohne Angst, Dein sociales Gewissen dadurch zu beflecken, daß an dem andern Tisch etwa ein Handwerksbursche mit seinem Mädchen sitzt und seine Pfeife in den blauen Himmel dampft!

Bettler.

In Königsberg wird sehr viel gebettelt. Zerlumpte Kinder, Weiber und Männer sprechen sowohl in den Straßen als vor dem Thor um Almosen an. Es giebt gewisse Passagen, die nur zu bestimmten Tages- und Jahreszeiten ihre Bettler haben z. B. einige Durchgänge nur an den Vormittagen, wenn in der Nähe Markt gehalten wird; gewisse Ecken des Wallganges nur zur sommerlichen Zeit. Manche Orte erfreuen sich dieses traurigen Privilegiums allerdings auch fast immer z. B. der von Plankenverschlägen gebildete Winkel auf dem Burgkirchhof, wenn man von dem Thor am schiefen Berge nach dem in die Französische Straße mündenden geht. Hier habe ich mehre Jahre lang von dem Fenster meiner damaligen Wohnung eine alte Frau beobachtet, die in verwaschenem Zeug aber reinlich

und ordentlich angezogen ganz still auf der Erde saß, eine Krücke neben sich liegend. Ihre stumme Beredsamkeit wirkte gewaltig. Ich habe mehrmals gezählt, wie viel Almosen binnen einer halben Stunde ihr in den Schooß geworfen wurden und erstaunte dann über die Menge. Manche Vorübergehende sah ich oft kämpfen, ob sie geben sollten oder nicht, aber oft kehrten sie um und gaben, besonders die weichherzigen Frauen. Weniger als einen halben Thaler wird dies alte Weib wohl nie zu Haus gebracht haben. Ein anderer Ort, der nie einer Bettlerstatue entbehrt, ist der Baumgang dicht vor dem Steindammthor, der von den Huben nach dem Gasthause Sprechan führt. Wenn sich hier in der stürmischen Jahreszeit ein Greis an einen Baumstamm lehnt und nun vor dem Vorübergehenden die Mütze zieht, so daß die weißen Haare im scharfen Winde flattern, so ist die Berechnung des malerischen Effects auf das Mitleid selten versagend. Geht man hier weiter hinunter dem Landgraben nach der Willkie zu, so wird man von Frühjahr bis Herbst von ganzen Schaaren bettelnder Weiber und Mädchen angehalten, die mit großen Bündeln Leseholz, (hier Sprock genannt) aus dem Walde kommen und das Eigenthümliche haben, um einen Pfennig außer zu Brod auch zu Salz zu bitten. Die Bittform der Bettler ist gewöhnlich, zu

sagen: „Schöner Herr, seien Sie doch so gefällig und schenken Sie mir einen Pfennig.“ Nicht mitleidig nur gefällig soll man sein. Als Grund der Bitte wird dann hier wie überall angegeben, noch nichts den ganzen Tag gegessen zu haben. Gedankt wird ausführlich mit den Worten: „Dei leewe Gottke schenk Enne de Gesundheet, Glick onn langet Läwe.“ (Der liebe Gottchen schenke Ihnen die Gesundheit, Glück und langes Leben.) Aber in der Regel ist diese Danklitanei auf das kurze: ich danke, beschränkt und sehr oft tritt noch an die Stelle des Wortes die symbolische Abbreviatur einer bloßen Kopfneigung, die mitunter auch wohl ganz fehlt, wenn die Stumpfheit sehr groß ist. — Doch nicht nur die Straßenbettelei wird fleißig betrieben, auch in den Häusern wird man vielfach von Bettelei belästigt und zwar in folgenden Graden:

1) einfache Bettelei vagabondirender hülfloser Subjecte, die zwar oft lange in singendem Ton Almosen zu ertrotzen suchen, endlich aber, wenn sie nichts erreichen, stumm abgehen. Auf der Straße würden sie nicht nur inwendig, sondern auch auswendig raisonniren.

2) Bettler, welche dem Gesinde ein Schreiben einhändigen, das dem Herrn oder der Frau vom Hause zur Durchsicht sofort zu überreichen sei. In diesem Schreiben ist dann die Elends-

geschichte vorgetragen, wie ein Kaufmann, ein Handwerker, ein Schreiber, pensionirter Officier unverschuldet durch Krankheit und Unglücksfälle heruntergekommen sei und die Unterstützung wohlgesinnter Menschen in Anspruch nehmen müsse. Unter einem solchen Schreiben stehen oft schon viele Namen mit Angabe der geschenkten Summe. Diese Namen sind theilweise mit sammt ihrem Beitrag fingirt. Das Schlimmste ist hierbei noch nicht, daß man sich, auch einen zu spenden, verführen läßt, sondern daß die Ueberbringer der Schreiben den unbewachten Moment, in welchem das Gesinde sich damit zur Herrschaft entfernt, nicht selten zum Diebstahl verwenden oder wenigstens die Gelegenheit dazu sich ansehen, also das Geschäft treiben, was wir in unserer Deutschen Gaunersprache das des Baldauerers nennen.

3) Bettler, welche ziemlich ordentlich, ja mit einem gewissen modischen Anstrich angezogen, den Herrn selbst zu sprechen wünschen, abermals Kaufleute, Hauslehrer, Officiere, Beamte. Diese überreichen nun entweder in der Stube ein Schreiben ganz gleichen Inhalts, wie zuvor angegeben, oder sie tragen ihre Bitte um Unterstützung mündlich vor, wobei natürlich eine hülflose Familie, nämlich sechs unerzogene Kinder und eine kranke Frau, niemals fehlen. Diese Menschen sind höchst lästig. Sie rauben entsetzlich viel Zeit durch ihr

Geschwätz und sind im äußersten Grade zudringlich. Schlägt man ihnen die Bitte ab, so sinken sie in ihren Forderungen von der gemachten Würde, mit der sie in unser Zimmer traten, allmälig bis zum Ton der niedrigsten Straßenbettelei herab, um uns wenigstens eine Kleinigkeit abzuzwacken und sich mit ihrer Jammerrhetorik bei uns nicht vergebens Mühe gemacht zu haben. Fast alle diese Bettler sind dem Trunk ergeben.

Die Furchtbarkeit dieser beiden letzten Parasiten der Gesellschaft liegt in ihrer Association, durch welche sie dazu gelangen, das Mitleid der Gesellschaft systematisch auszubeuten. Sie haben zu bestimmten Zeiten an gewissen Schlupfwinkeln ihre Zusammenkünfte, wo sie sich Mittheilungen über den Erfolg ihrer Bemühungen machen. Ein verdorbener Schreiber oder Winkeladvocat ist das Sensorium commune derselben, indem er das Büreau der Bettelbriefe bei uns so gut als in London, inne hat. Er hat seine bestimmte Tantième. Das Erworbene wird von manchen solcher Bettlerzünfte in eine gemeinschaftliche Casse geliefert, aus welcher die Einzelnen ihren Antheil empfangen. Hier ist man daher am genauesten unterrichtet, was für Personen sich düpiren lassen, wie man vom Gesinde empfangen wird, was für Befehle dies von der Herrschaft hat, wie man sich benehmen müsse, ob stumm

oder wortreich, welche Stunde zur Belagerung die günstigste, — genug, hier werden die Rollen des Bettlerdrama's vertheilt. Der anständig erscheinende Bettler, der mit all dieser Kenntniß unserer Häuslichkeit, unserer Person, unserer Schwächen, auf unsere Stube tritt, ist uns daher von Vorn herein unendlich überlegen. Hat irgend eine Maske, z. B. die eines plötzlich, ohne sein Verschulden durch die Ueberzärtlichkeit einer Mutter für das ungezogene Söhnchen, aus der Condition entlassenen Hauslehrers, Glück gemacht, so werden in angemessenen Zeiträumen neue Auflagen durch andere Personen derselben bei uns versucht werden, bis wir ermüden und abbrechen. Jene Büreaus liefern natürlich auch Atteste mit Siegeln und Unterschriften aller Art.

Bisher habe ich unsern Straßen- und Hausbettel geschildert. Es giebt aber noch eine Gattung Bettelei, welche sich mit einer kleinen Industrie verknüpft. Diese versteckt die Bettelei hinter irgend eine Thätigkeit. Sie erwirbt sich ein Recht auf unsern Beitrag. Was sie thut, ist freilich so gut wie Nichts, aber es scheint doch etwas zu sein. Man steigt vor dem Theater, vor einem Concertsaal aus dem Wagen. Ein junger Mensch ist beflissen den Tritt herunterzuschlagen, die Thür zu öffnen, Dir beim Herabsteigen behülflich zu sein. Du hast im Gedränge kaum

Zeit den Dienst abzulehnen. Du stehst nun unten und er mit herabgezogener Mütze dicht bei Dir. Alles beobachtet Dich. Er bekommt seinen Tribut und in der Eil oft viel mehr, als Du wolltest. — An der Passage des Tragheimer Thors haben sich seit einigen Jahren ein Paar Jungen das Geschäft gemacht, sobald es kothig ist, den Uebergang rein zu fegen. Wenn sie Jemand den Wall herabkommen sehen, so greifen sie zum Besen und kehren so heftig, daß man eher gehemmt als gefördert ist. Auf einmal halten sie inne, treten bei Seite und bitten den Durchschreitenden um ein Allmosen.

Viel unangenehmer ist das gegenwärtig immer mehr steigende Unwesen mit den kleinen Lotterieen, in denen irgend eine Stickerei, ein Gemälde oder Kupferstich, ein Luxusgefäß, ausgespielt wird. Der Tag der Verloosung ist oft noch so fern, die Stunde so unbequem, daß man selten durch eigenen Besuch das Spiel kontroliren kann. Aber selbst wenn man anwesend ist, darf man im Durchschnitt überzeugt sein, daß der Gewinn, trotz aller Ostentation des ehrlichen Herganges, einer Person in die Hände fallen wird, die mit dem Ausspielenden in einem geheimen Zusammenhang steht.

Woher kommt nun dieses Bettelwesen? — Der Straßenbettel ist bei uns verboten. Einem

Straßenbettler öffentlich Almosen zu geben, ist ebenfalls, sogar bei Strafe, verboten. Wir haben Armenhäuser, Anstalten für Erziehung verwahrloster Kinder, Kleinkinderbewahrschulen, ein Zuchthaus, Arbeitshaus. Und dennoch wird so viel gebettelt.

Ich habe mich oft nach den Gründen dieser Erscheinung umgesehen. Die allgemeinen, die für die Entstehung alles Pauperismus gelten, müßten hier nach ihrer localen Modification betrachtet werden. Dazu fehlt es mir zu sehr an Specialkenntniß. Ich bescheide mich auch hier, nur unvollständige, der Berichtigung vielfach bedürfende Beobachtungen mitzutheilen, deren Werth ich nur deshalb nicht ganz als Null anschlage, weil sie völlig unbefangen gemacht sind und daher immer einen gewissen Wahrheitskern enthalten dürften.

Einer der allgemeinsten Gründe scheint mir die Indolenz der hiesigen untern Volksclassen zu sein. Der gemeine Mann ist schwerfällig, langsam, unerfinderisch, ja arbeitsscheu. Er setzt noch keine Ehre darin, sich selbst zu unterhalten, keine Unehre darin, unterhalten zu werden. So lange er sich im Nothstande befindet, verspricht er alles Mögliche zu leisten. „Erbarmen Sie sich!“ ist dann das dritte Wort, womit er uns antritt. Aber kaum ist der dringendste Moment vorüber, so wird er schon wieder apathisch,

unwillfährig, besinnt sich, ob er einen Antrag annehmen soll und fängt an, übertriebene Forderungen zu machen, deren Ausdruck öfter bis zur Grobheit geht. Der kleine Handwerker wird bei uns den Termin zur Ablieferung einer Arbeit selten einhalten und sich ungeheuer bezahlen lassen. Wenn daher Jemand in bedrängte Umstände geräth, so wird er hier nicht zunächst in sich Hülfsquellen aufsuchen, sich wieder eine bessere Lage zu schaffen, sondern er wird sich bedenken, wer ihm wohl eine Unterstützung geben könne. Daß er sich in Verlegenheit befindet, reicht für ihn hin, die Voraussetzung zu machen, daß man ihm helfen müsse. Ob seiner Noth nicht durch ihn selbst, durch sein eigenes Thun, ein Ende gemacht werden könne, ob seine Verlegenheit schon eine extreme sei, überlegt er nicht sonderlich. Das Abwarten aber der Hülfe, die von Außen kommen soll, der Zeitverlust, der dadurch entsteht, die niedergeschlagene Stimmung, welche sich durch die Einbildung nährt, daß Andere doch etwas thun müßten, verderben den Charakter. Es entsteht eine oft colossale Passivität, die im Erdulden von Entbehren eine negative Stärke entwickelt, welche sich nur positiv zu äußern brauchte, um sogleich diese ganze Summe von Elend unnütz zu machen.

Diese Richtung auf Unterstützung von Außen her entspricht nun wirklich eine solche in Königs-

berg, dem System des Nehmens eines des Gebens. Königsberg ist außerordentlich wohlthätig. Es werden jährlich an Geld, an Naturalien und Kleidungsstücken ungeheuere Massen verschenkt. Man addire nur zusammen, welche Summen in den Beiträgen stecken, die von der Hartung'schen Zeitung für solche eingenommen und verzeichnet werden, die durch Brandunglück und Ueberschwemmung gelitten haben. Brandunglück ist aber leider fast ein stehender Artikel unserer Zeitung. Man berechne ferner die Concerte, die Schauvorstellungen von Akrobaten, Taschenspielern, Kunstausstellungen, die zum Besten der Armen gegeben werden. Man lese die Berichte, die von den Gesellschaften zur Aushülfe armer Familien mit Brennmaterial und Kleidungsstücken gegeben werden, man erwäge die Klingebeutel der Kirchen, die Collecten derselben, die milden Vermächtnisse, die Collecten der Viertelsarmen, die Beiträge für die Stadtarmen selbst, die Armenversorgungen der Logen, die Bürgerrettungsvereine, die Damen-Armenvereine, die ihre Arbeiten zum Besten der Armen jährlich verloosen, man erwäge die zahllosen Stiftungen in allen Theilen der Stadt, und man frage sich, ob es nicht das Aussehen hat, als wenn alle Thätigkeit eigentlich nur darauf abzweckte, etwas zum Besten der Armen hervorzubringen. Und hierbei kommt

nun jenes verschwiegene, geräuschlose, nur Gott bekannte Wohlthun gegen Hausarme noch nicht einmal in Anschlag.

Gewiß ist nun Alles buchstäblich wahr, was uns davon gesagt wird, wie himmlisch es sei, die Thräne eines nothleidenden Bruders zu stillen, den Hungernden zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Entblößten zu kleiden. Aber das maaßlose Wohlthun macht die Armuth zu einem organisirten Stande, oder richtiger, nicht die Armuth, denn diese erhält sich noch selbst, wenn gleich mit Mühe und Entbehrungen, sondern die faule Dürftigkeit. Das ist das rechte Wort. Es ist der größte, längst anerkannte Mißverstand, der Noth durch bloßes Geben abhelfen zu wollen. Momentan, in gewissen Fällen, muß dies geschehen, aber es darf nicht Princip werden, denn Noth ist auch die göttliche Mutter der Erfindungen, der vervielfachten und erhöheten Thätigkeit. Daß die Noth, wenn ihr nicht von Außen Einhalt geschieht, sogleich zum Verbrechen, zum Betrug und Diebstahl, führen müsse, ist eine Meinung, die zwar verbreitet genug ist, die man aber nicht genug bekämpfen kann. Friedrich der Große schon durchschauete diese weiche, in sich versinkende Indolenz und schrieb das harte Wort, daß nur durch die Verzweiflung etwas aus dem hiesigen Volk

werden könne. Die Hülfe, die Jemandem von Außen kommt, pflegt schnell genug aufgebraucht zu sein und dann ist die alte Noth von Neuem da und erwartet abermals ein Wunder. So wird die Trägheit, die allerdings oft dürftig ist, aber es nicht zu sein brauchte, durch die Wohlthaten groß gezogen und dann weiß man nicht, wie es zugeht, daß der Abgrund, statt sich zu schließen, immer größer wird. Je mehr die Wohlthätigkeit zu einem System sich entwickelt, um so trotziger wird die Forderung, die man an sie macht. Sie erkennt ja die Noth und ihre Verpflichtung, sie aufzuheben, an, sie berechtigt ja den zufällig Leidenden, Hülfe zu erwarten.

Die bisher betrachtete Passivität und die Wohlthätigkeit sind also in ein Wechselverhältniß gegenseitiger Steigerung getreten. Die Wohlthätigkeit ist nämlich eine derjenigen Tugenden, die am schnellsten gedeihen, denn von seinem Ueberfluß sich etwas für einen Andern abbrechen ist nicht zu schwer. Materielles Wohlthun ist ferner ostensibel. Die Namen der Wohlthäter können genannt, können gedruckt werden. Die Eitelkeit wird geschmeichelt, den Dürftigen als ein kleiner Deus ex machina erschienen zu sein. Wenn nun eine fürstliche Person aus einem vollen Seckel den Stadtarmen bei einem vorübergehenden Aufent-

halt einige hundert Thaler schenkt, so ist das recht löblich — hat ihr diese That aber die geringste Aufopferung, die kleinste Anstrengung gekostet? Versagt sie sich deshalb etwas von ihren luxuriösen Gewohnheiten? Allerdings kommen auch in unserer Stadt Fälle vor, wo Jemand als ein Ausbund von Wohlthun gepriesen wird, der selbst in Schulden steckt. Hier kann ich aber das Wohlthun nicht billigen, denn der Mensch soll lieber gerecht als edel sein wollen. Meinen Gläubiger zum gesetzten Termin zu bezahlen, fordert die Gerechtigkeit und so süß mir das Wohlthun sein mag, so muß ich doch mit ihm so lange zurückhalten, bis ich selbst keine Verpflichtungen gegen Andere mehr habe. Doch hier eröffnet sich in der Gesinnung vieler Menschen eine religiöse Verworrenheit. Die Werkheiligkeit beschleicht das Herz. Der Glaube, daß Gott unser Wohlthun auch an uns, d. h. an unseren irdischen Gütern, segnen, und es uns nie daran werde mangeln lassen, damit wir wohlzuthun nicht zu unterlassen brauchen, nistet sich ein. Der Aberglaube, am Wohlthun eine Assecuranz für die eigene Wohlfahrt bei Gott zu begründen, verunreinigt unser Wohlthun. Die Formeln, mit denen der Bedürftige dankt, sind auch sämmtlich darauf eingerichtet, solchen Aberglauben zu unterhalten. Eine Wohlthat, die uns von Gott

dreifach vergolten werden soll, ist demnach nur der Einsatz eines Capitals, das wir mit reichlichen Zinsen zurückzuempfangen erwarten. Wer unter uns wäre wohl, der sich rühmen könnte, im Moment des Handelns, von diesem pharisäischen Calcul immer frei zu sein?

Ein anderer Grund aber für die Förderung unseres Pauperismus ist das Armengesetz, das bei uns 1826 revidirt, 1828 eingeführt worden ist. Nach demselben soll Jeder, der drei Jahr lang in einer Gemeinde gelebt hat, dadurch das Anrecht erwerben, von ihr im Fall der Hülflosigkeit erhalten zu werden. Auf dem Lande herrschen bei uns stationäre Verhältnisse. Der Gutsherr hat das Recht, dem Instmann d. h. dem freien Häusler, der auf seinem Grund und Boden wohnt und ihm den größten Theil seiner Thätigkeit widmet (welche Grundholden in Litthauen und Schlesien Gärtner heißen) zu kündigen, weil dies Verhältniß auf einem Vertrage beruht. Dem Gutsherrn kann daher der Instmann auch kündigen. Die bestimmten Forderungen, die derselbe im Fall der Hülflosigkeit an ihn machen kann, indem Brotkorn, Kartoffeln u. s. f. durch das Gesetz ihm angewiesen sind, schrecken manchen Gutsherrn und er wird daher einem Instmann, sobald derselbe arbeitsunkräftig zu werden anfängt, kündigen, um nicht ihn und seine Familie

ernähren zu müssen. Der wohlgesinnte Gutsherr, der mit seinen Instleuten in einem gemüthlichen Zusammenhange lebt, wird einen solchen Schritt nicht leicht thun, es wäre denn, daß er sich von Familien oder von Individuen frei machen wollte, deren Unsittlichkeit auf die übrigen Grundholden verderblich einzuwirken droht und an denen wiederholte Besserungsversuche erfolglos geblieben sind. Den Schwachen, Kranken, der in seinem Dienst gealtert ist, wird er mit Pietät verpflegen, und den Eifer der Uebrigen durch die heitere Aussicht, die er ihnen für ihr Alter oder für Unglücksfälle eröffnet, steigern. Auf den Gütern eines Grafen aus dem hier viel verzweigten Geschlecht der Dohna's war dies Verhältniß ein so schön sittliches, daß die höchste Strafe, die der Graf über einen Trunkenbold, Zänker, Liederlichen zu verhängen brauchte, nur darin bestand, daß das Wappenschild, das über der Thür jedes Insthauses angebracht war, weggenommen wurde. Eine solche Entehrung bewirkte Wunder sittlicher Wiedergeburten.

Allein wenn der Gutsherr egoistisch denkt, so wird er nur die Arbeitskräfte der Menschen, nicht die Menschen in Anschlag bringen. Er wird also kündigen, um sich voraus der lästigen Pflege des thatlos werdenden nicht mehr rentirenden zu entziehen. Der Instmann, der oft

auf dem Gut geboren ist, dessen Eltern, dessen Voreltern hier, nicht selten in dem nämlichen Hause, gewohnt haben, kann sich nicht darin finden, seine Heimath zu verlassen, in die er mit seinem ganzen Dasein verwurzelt ist. Wohin soll er sich wenden? In Provinzen, deren Verhältnisse nicht, wie die unsrigen stationair, sondern durch Fabrikthätigkeit zugleich mobil sind, geht ein aus einem Dienst Entlassener viel leichter in einen andern über. Die Gelegenheiten des Unterkommens sind mannigfaltiger und die Gewohnheit der Veränderung herrschender. Wer wird aber den Arbeiter, der zu altern und gebrechlich zu werden beginnt, wenn er auch im Augenblick noch Manches leisten kann, in seinen Dienst nehmen. Oft treiben solche Menschen halb verzweifelt in Wäldern, in Höhlen sich umher und die Klagen über so betrübende Vorfälle wachsen. Die Gensdarmerie muß öfter einschreiten. Es kommt zu blutigen Auftritten. — Die vom Gut ausgestoßene Familie wandert endlich in ein anderes Dorf, in ein Städtchen ein nnd ernährt sich in der ihr fremden Umgebung, deren Gunst und Ungunst sie erst kennen lernen muß, auf kümmerliche Weise. Die Gemeinde sieht die Hülflosigkeit der neuen Genossen mit Riesenschritten herannahen. Auch wird der Unterhalt, den sich die Ankömmlinge schaffen, in gar manchem Betracht verdächtigt.

Die Gemeinde kündigt ihnen also abermals vor Ablauf der drei Jahre und es beginnt eine neue Auswanderung, bis die Unglücklichen wirklich heimathlose, immer auf dem Schub befindliche Vagabonden geworden sind, die sich zuletzt in die größeren Städte werfen, in denen sie noch am ehesten theils als Handlanger Arbeit, theils als Bettler und Diebe wenigstens Fristung des Lebens hoffen, bis sie hier dem Hospital oder Zuchthaus verfallen.

Die eine Masse der Vagabonden und Bettler nimmt also aus unsern dermaligen gutsherrlichen Verhältnissen ihren Ursprung. Um das Urtheil über die Gutsherren zu mildern, muß ich bemerken, daß der Wechsel der Herrschaft durch den häufigeren Güterverkauf der neueren Zeit es oft unmöglich macht, daß sich zwischen den Instleuten und den Grundherren ein tieferes Verhältniß gemüthlicher Anhänglichkeit entwickeln kann. Der neue Gutsherr will sich Alles so gewinnreich als möglich einrichten und ist gegen die Menschen, die er vorfindet, nothwendig gleichgültiger. Vergl. A. v. Harthausen: die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und West-Preußen, S. 249 besonders in der Anmerkung.

Aber noch einen andern Ursprung nimmt jener vagabondirende Pauperismus aus den übereilten Besetzungen und überfrühen, leichtsin-

nigen Ehen Gewerbtreibender auf dem Lande und in kleinen Städten. Der junge Hausvater hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht, entzieht sich seinen Verbindlichkeiten durch die Flucht und hinterläßt nun der Gemeinde Frau und Kind zur Verpflegung. Besorgt deshalb die Gemeinde einen solchen Ausgang, so wird sie ebenfalls kündigen, bevor die verhängnißvollen drei Jahr verstrichen sind, welche gerade ausreichen, um einige Kinder zu zeugen und die Frau durch Schwangerschaft, Kindbett, Säugung der Kinder, Noth, schon allmälig arbeitsunfähig zu machen. So schleppt sich denn hier eine Handwerkerfamilie von Ort zu Ort, überall mit Widerwillen empfangen, vom Argwohn der landräthlichen Behörden und der Polizei begleitet, bis auch sie abgerissen, vom heimathlosen Umherziehen entsittlicht, zur Lüge, zum Betrug, zum kleinen Diebstahl geneigt, wohl gar darin geübt, in den Abgrund der großen Städte sich stürzt, bis sie hier im Siechenhause physisch, im Zuchthause moralisch elend untergeht.

Es kommt, wie mir scheint, nur auf zweierlei an: 1) jene drei Jahr und 2) die speciellen Rechte zu streichen, welche der Eingesessene, wenn er hülflos wird, geltend machen kann und sowohl die Aufnahme in die Gemeinde als das Wie der Verpflegung frei zu lassen. Denn jene Frist

wird einerseits durch Schein aller Art, einen genügenden rechtlichen Erwerb nachzuweisen, durchzubringen versucht, um sich dann bequem ernähren zu lassen und somit den Gemeinden eine große Last aufgebürdet. Anderseits aber wird die mißtrauische Reflexion und die schützende Vorsicht durch die Kürze der Frist in steter Spannung erhalten nnd alles Entgegenkommen, alle zuthätige freundliche Förderung erstickt, so daß der Landrath oft allein der Anhalt der Preisgegebenen bleibt und doch eben so wenig ihnen gründlich zu helfen Mittel hat.

Daß nun Vagabonden und Bettler mit Gefängniß- oder Zuchthausstrafe belastet, daß sie in das Zwangsarbeitshaus von Tapiau gesperrt werden, das sind, wie wir alle wissen, höchst unzureichende Mittel. Ja, so wie diese Anstalten noch eingerichtet sind, verderben sie oft mehr, als sie gut machen. Der Bettler, der im Gefängniß mehre Tage, der Vagabonde, der auf bösen Wegen ertappt, im Zwangsarbeitshause mehre Wochen, der Dieb, der im Zuchthaus mehre Monat zugebracht hat, kommen verwilderter, verstockter, mit neuen gefährlichen Kenntnissen bereichert, mit Anknüpfung neuer lasterhafter Verbindungen herunter. Diese Voraussicht ist wahrscheinlich der Grund, weshalb die Polizei in Königsberg dem Straßenbettel nicht in dem Grade, als sie wohl

könnte, sich entgegengesetzt. Wenn ein zum drittenmal beim Betteln Betroffener in den blauen Thurm am Pregel oder in die Schützerei am Schloß auf einige Tage eingesperrt wird — was fruchtet dies? Beim blauen Thurm ist zudem die Aussicht auf den Pregel wunderschön. Die Waschbanke, die hier angebracht ist, gibt unmittelbar vor dem Gebäude einen steten Mägdeklatsch den Lauschenden zum Besten. Schiffe fahren vorüber und daß zwischen den Holzwiesen des jenseitigen Ufers das Zuchthaus liegt, fällt gewiß den wenigsten Gefangenen ein. Wir denken daher auch immer mehr daran, Arbeit zu erfinden und zwar Arbeit, welche kein großes Maaß intellectueller oder technischer Vorbildung fordert. Das ist aber Maschinenarbeit, bei welcher der Mensch mehr eine bloße Aufsicht führt, Oel aufgießt, Staub fortwischt, Stoff einschüttet, die Resultate des mechanischen Getriebes entgegennimmt, eine Kurbel dreht u. s. f. Wenn man bedenkt, wie viel Menschen in starrer Unthätigkeit, auf die Gnade Anderer hoffend, was doch ein entsetzlicher Zustand ist, in höchster Abhängigkeit vom Augenblick hinleben so kann man nicht genug für die Möglichkeit danken, diese so zu beschäftigen, daß sie auf eine unschwere, keine besondere Bildung voraussetzende Weise sich selbst ihr Brod erwerben und dadurch

von dem Fluch erlöst werden, unselbstständig zu sein.

Und auch daran denken wir immer mehr, die Arbeitsscheu zu vernichten. Arbeitsstoff und Arbeitslust zu erzeugen, das allein ist der wahre Weg, die Menschen dauernd glücklich zu machen, wogegen das passive Wohlthaten Spenden und Nehmen die Arbeitsscheu fördert und die Anlage-capitale zu Arbeitsunternehmungen fruchtlos verzehrt. Die große Schwierigkeit unseres bisherigen Strafverfahrens, durch Unterbrechung der Thätigkeit und schneidende Verachtung zu strafen, darf uns nicht als eine unauflösliche erscheinen. Schon haben wir den großen Fortschritt gemacht, einzusehen, daß unter gewissen Umständen gewisse Verbrechen entstehen müssen, daß wir also in unserer Gesetzgebung die vorzüglichsten Bedingungen für die Erzeugung von Verbrechen zu suchen haben. Wir verlassen uns nicht mehr auf die so schwache moralische Kraft des Einzelnen, an welche allerdings auch zu appelliren ist, sondern wir suchen die objectiven Verhältnisse so zu gestalten, daß sie so wenig als möglich zum Begehen von Verbrechen herausfordern. Das ist aber nur möglich, wenn die Faulheit und der Arbeitsmangel systematisch ausgerottet werden. Für die Besserung der Bettler und Verbrecher sind wir deshalb jetzt auch

bei weitem weniger durch Ermahnungen, als dadurch thätig, daß wir sie in Situationen zu bringen suchen, in denen sie ein anderes Leben führen können. Bisher war zwischen dem Verbrecher, wenn er seine Strafe erduldet hatte, und der übrigen Gesellschaft der Zusammenhang immer wie abgeschnitten. Man stieß ihn überall als einen Gebrandmarkten zurück. Man hatte die Grausamkeit, ihn immer noch so anzusehen, als sei er durch die Strafe nicht entsühnt, nicht gereinigt. Dies Vorurtheil hat Recht, so lange der Verbrecher durch den Umgang mit andern Verbrechern im Gefängniß während der Strafzeit nur noch verderbter wurde. Allein bei besseren Einrichtungen wird es verschwinden. Die christliche Liebe wird siegen. — Als Palliativmittel gegen die Zunahme des Pauperismus in unserer Provinz hat der Oberpräsident Herr von Schön, die Unterbringung der Hülfsbedürftigen bei kleineren und größeren Landeigenthümern oder bei Handwerkern in ärmeren und entlegneren Kreisen (Oletzko) eingeführt. Sie erhalten Wohnung, Pflege und Kost, müssen aber nach Kräften in der Wirthschaft behülflich sein und werden auf solche Weise wieder erzogen. Das Kostgeld ist äußerst gering, weil der Pflegevater die Arbeit des Pfleglings mit in Anschlag bringen kann.

Siehe M. v. Lavergne-Peguilhen, die Culturgesetze, I. 358 (Königsberg, 1841), wo diesem System der Vorzug vor dem Fourier'schen System gegeben wird.

Provincialismen.

Die Universalität, die ich als den einen Grundzug im Charakter Königsbergs angegeben habe, verleugnet sich auch in seiner Sprache nicht. Die Bestandtheile der Bevölkerung sind so gemischt, daß nothwendig auch die Sprache die Mannigfaltigkeit derselben wiederspiegeln muß. Ich werde auf einige besondere Eigenthümlichkeiten darin aufmerksam machen.

Idiotismen. Jeder Fremde, der nach Königsberg kommt, hat hier, wie überall, einige Wörter in sein Lexikon einzutragen, die ihm bis dahin völlig unbekannt waren. Der Ursprung dieser Idiotismen mag theils altpreußisch und Litthauisch sein; Manches aber dürfte sich auch als Verstümmelung, als Entstellung Lateinischer Wörter erklären, die durch den Ritterorden und die Kirche hier in Umlauf gesetzt wurden. Als

Beispiele der ersteren Art nenne ich den Ausdruck Marjell für Dirne, Mädchen überhaupt, Dupps für den Allerwerthesten, Peede für das Tragholz zu Wassereimern, das in Niedersachsen Schame heißt; Schmand für Sahne; Glumse für dicke Milch, welche käset; als ein Beispiel der zweiten Art Kumbst für Kohl, nämlich Weißkohl, welches Wort in der ganzen Provinz Ost- und Westpreußen gebräuchlich ist. In Danzig gibt es sogar einen eigenen Kumbstmarkt. Dies Wort enträthselte mir Herr Dr. Motherby sen. durch das Lateinische compositum, indem er in alten Rechnungen die Schreibung Compost gefunden hat, woraus die Plattdeutsche Mundart in der Zusammenziehung Kumbst gemacht hat. Man müßte es sich als das vorzüglich beliebte Beigericht denken. Der Todtenschmaus heißt Zarm, was vielleicht einem Lateinischen Worte durch Coruption angehört. — Es sind hier auch noch einige Wörter in der ursprünglichen Bedeutung heimisch, welche sie bei den Schriftstellern des Mittelalters haben. Die Provincialdialekte hüten gleichsam noch die alten Schätze als lebendige Reliquien; der eine hat dies, der andere ein anderes Wort aufbewahrt z. B. liederlich heißt hieselbst noch fröhlich, munter. Wenn die sprudelnde Ausgelassenheit eines jungen Mädchens gemüthlich geschildert werden soll,

so sagt man: „das ist mal eine liederliche Marjell!“ aber das Wort hat, lächelnd ausgesprochen, gar keine üble Nebenbedeutung. So heißen die Verkäuferinnen grüner Waare, die in Danzig Grünfrauen genannt werden, überhaupt die Höckerinnen: Kuppelweiber, ohne daß dabei irgendwie an das erotische Gebiet, desto mehr vielleicht an das Lateinische caupo zu denken wäre. — In der Aussprache herrscht die Neigung, das e vor einem Consonanten zu Anfang der Wörter als a zu sprechen, z. B. assen für essen, Masser für Messer, Taller für Teller u. s. f. zu sagen.

Präpositionen. Sehr auffallend ist für den, der aus Deutschland nach Königsberg kommt, der eigenthümliche Gebrauch der Präpositionen In und Bei. In wird nämlich bei Wirthshausschilden gebraucht, wo man sonst zu sagt, z. B.: Im Triumphbogen, in der guten Hoffnung, im Engelkrug. In Deutschland sagt man: Zum Triumphbogen u. s. f. Sollte sich hierin etwas Phlegmatisches, Seßhaftes ausdrücken? Sollte der Deutsche mehr das Ziel gegenwärtig haben, dem er zustrebt, der Preuße mehr das Angekommensein, das Ruhen im erreichten Ziel? — Bei aber wird gesagt, wo in Deutschland mehr das Von üblich ist, z. B. Buchbinderei bei Wolf. In dem Von schimmert mehr die Abhängigkeit

der Sache von der Person durch, in dem Bei erscheint der Zusammenhang von Sache und Person äußerlicher.

Lieblingswendungen. Jedes Gemeinwesen erzeugt aus seinem innersten Gesammtgemüth gewisse Wörter und Redensarten, in denen es seinen epischen Vorrath hat, worin Alle vom Höchsten bis zum Niedrigsten sich bewegen, worin die Angeln der Unterhaltung befestigt sind. Dahin gehört für Königsberg zunächst der Gebrauch der Interjection: Na, von welchem schon oben die Rede war. Ferner gehört dahin der Zug, die Substantive zu Diminutiven zu machen. Man hört von Nichts als von Hauschen, Stubchen, Korbchen, Bootchen, Brodchen u. s. f. reden, ja die Verkleinerungstendenz geht so weit, daß aus dem Was ein Waschen, Du sogar ein Duchen, Duke, gemacht wird, welch letzteres, unter Liebenden mit zärtlichem Accent gesprochen, sich in der That vortrefflich ausnimmt. Diese Diminutivform rührt unstreitig aus dem Plattdeutschen her, das früherhin hier fast ganz allgemein gesprochen worden. Im Plattdeutschen ist diese Form theils eine gewisse Naivetät, theils eine Verstärkung der Endsylbe. Wenn man sagt: Hüus, so klingt das etwas eintönig, sagt man: Huuske, so liegt darin ein eigener lieblich komischer Zug, der allerdings nur demjenigen recht fühl=

bar sein dürfte, der Plattdeutsch versteht. Sage ich: Stoove, so verklingt die Endsylbe sehr flüchtig; sage ich: Stoovke, so wird sie mehr hervorgehoben. Daß das Plattdeutsch in der That das Princip dieser Diminutivbildungen ist, geht auch daraus hervor, daß man: Hauschen, nicht Häuschen; Brodchen, nicht Brödchen; Korbchen, nicht Körbchen u. s. w. sagt. — In der Personalanrede ist das vornehmste Schmeichelwort, das aber, wie Orden und alle Schmeicheleien, höchst verschwenderisch angewandt wird, der Ausdruck: Trautster, Trautste. — Unter den Schimpfwörtern steht das Wort Krät (Kröte) oben an. Es wird in entsetzlichen Combinationen durch das ganze Alphabet von der Askrät und Beeskrät an bis zur Wetterkrät und Zankkrät durchgeschimpft und selbst zum Adjectivum gemacht; ein krätscher Mensch ist der Superlativ von Schlechtigkeit, der von Jemand ausgesagt wird. — Es versteht sich von selbst, daß solche Stichwörter, Lieblingsphrasen periodisch sind und daß mit der veränderten Bildung, mit dem verwandelten Bewußtsein, manche von selbst verschwinden, um andern Platz zu machen, deren der Geist für seine neuen Richtungen bedarf. So glaube ich beobachtet zu haben, daß ein eigener abweisender Ausdruck: Ä wo, in verfeinerter Aussprache: I wo, mit welchem der Königsberger eine positive

Frage oder Behauptung negirt, in den letzteren Jahren seltener geworden ist. Der Gebrauch dieses Ä wo läßt sich nur dem des Na nu an die Seite stellen und ist oft so eigenthümlich, daß nur ein geborner Königsberger ihn am rechten Ort und im rechten Ton mit angemessener Gesticulation vorzubringen im Stande sein wird. Wenn z. B. von Jemand die Rede wäre, von dem ich glaubte, daß er im Besitz eines großen Vermögens sei und ich sagte nun:

X. hat ja wohl bedeutendes Vermögen?

so würde, dies zu verneinen, der ächte Königsberger mit unnachahmlicher Schärfe und naiver Verwunderung, der aber Ironie und Spott beigemischt sein muß, sagen:

Ä wo!

Einwirkung von Dialekten. Das Deutsch, welches in Königsberg gesprochen wird, geht von dem mit der Schriftsprache übereinstimmenden der gebildeten Stände durch zahllose Nüançen in das Plattdeutsch über, welches einmal als die allgemeine geschichtliche Basis des hiesigen Idioms anzusehen ist. Jene Nüançen bilden im Ganzen das, was man Jargon nennt. Als Regel ist jedoch die Abwechselung des Hoch- und Plattdeutschen anzunehmen.

In Betreff des Conflicts des Hochdeutschen mit dem Plattdeutschen treten darin zwei

Schwankungen hervor: 1) kann das Hochdeutsche in's Plattdeutsche hinunter; 2) das Plattdeutsche in's Hochdeutsche hinaufschwanken. Das erstere ist natürlich bei den sogenannten gebildeten Ständen, das zweite mehr bei dem sogenannten Volke der Fall. Diejenigen von den Gebildeten, die viel mit dem Volke verkehren müssen, werden endlich eben so zu einem gewissen festen System der Mischung gelangen, als diejenigen aus dem Volk, die in einer beständigen Berührung mit Gebildeten leben. Das erstere ist z. B. mit Mäklern, das zweite mit dem Hausgesinde der Fall, das in der Regel unter sich plattdeutsch, mit der Herrschaft aber ein plattdeutsch modificirtes Hochdeutsch redet, ein Dualismus, der Fremden, die aus Gegenden kommen, in denen, wie im Königreich Sachsen, solche Sprachgegensätze gar nicht existiren, höchst seltsam erscheint. Bei diesem Fixiren der Mischung ist der Hauptpunct die Verwechslung von Mir und Mich, Sie und Ihnen, Sein und Sind. Dies kommt daher, weil im hiesigen Plattdeutschen, der Dativ nicht Mir, sondern Mi lautet, dem Plattdeutschen das Mir also ungewohnt ist und er an seiner Statt, wenn er hochdeutsch reden will, eher mich sagt; für mich aber, das Plattdeutsch Mick lautet, sucht er etwas Anderes zu sagen, weil er einen Fehler zu machen fürchtet,

wenn er hochdeutsch im Grunde eben so spricht, als plattdeutsch und daher macht er einen Fehler und sagt nun mir statt mich. Z. B.

Hiesiges Plattdeutsch: He hefft mi geschlaane.
Hochdeutsch: Er hat mich geschlagen.
Jargon: Er hat mir geschlagen; was hier vom Gesinde u. s. f. durchweg gesagt wird. Oder:
Plattdeusch: Eck wöll mi e Gaarde maake.
Hochdeutsch: Ich will mir einen Garten machen.
Jargon: Ich will mich enen Garten machen.

Sie und Ihnen aber werden aus demselben Grunde, wie mir und mich, verwechselt. Das aus dem Plattdeutschen herkommende Bewußtsein spricht daher im Jargon:

Ich muß Sie man sagen.

Im Plattdeutschen würde dies hier richtig lauten: Eck motte enne man segge. Wo aber das Se des Plattdeutschen mit dem Sie des Hochdeutschen ganz richtig übereinstimmt, wird das Richtige aus Furcht, einen Fehler zu machen, wieder vermieden und daher Ihnen gesagt; z. B. „Ich habe nicht die Ehre, Ihnen zu kennen.“

Sein und sind werden ebenfalls verwechselt, weil im Plattdeutschen Sin ebensowohl den Infinitiv, als die dritte Person Pluralis im Indicativ wie im Conjunctiv bezeichnet. Ueber die

Art und Weise, wie diese Verwechslung selbst in der Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts, selbst bei Kant noch, sich geltend macht, sehe man meine Vorrede zur Gesammtausgabe von Kant's Werken Bd. I, S. XVIII nach. Wenn der Jargon z. B. sagt: „Es werden wohl neun Schiffe angekommen sind," so ist dies sind eigentlich der Infinitiv. Merkwürdig ist auch noch die Art, wie Sein für Dasein, Gegenwärtig sein gebraucht wird. Es heißt hier z. B. der Herr ist d. h. er ist zu Hause; oder: das Essen ist d. h. es ist fertig, angerichtet.

Aber nun muß man das Durcheinander von Constructionen und Formen im lebendigen Verkehr vernehmen, um die taumelnde Empfindung zu bekommen, welche durch dies Zusammenschweißen des Heterogenen in uns hervorgebracht werden kann. Oft, es ist wahr, entsteht durch das Herüber und Hinüber des Hoch- und Plattdeutschen eine außerordentlich komische Wirkung, aber im Ganzen, glaube ich, muß man Wienbarg Recht geben, wenn er die Meinung in einer eigenen Brochüre aussprach, daß wir das Verschwinden des plattdeutschen Idioms eher zu begünstigen als zu verhindern hätten, denn in der hochdeutschen Sprache, wie sie in der Schriftsprache sich immer normirt, liegen doch einmal unsere wahrhaften Bildungsquellen. Das Plattdeutsch hat es

zu keiner nationalen, nur zu einer provinciellen Literatur gebracht. So lange sich daher das Bewußtsein innerhalb des plattdeutschen Idioms festhält, hält es auch an dem darin mitgesetzten Sondergeiste fest. Wo nun das Plattdeutsch noch rein gesprochen wird, gibt es natürlich dem ganzen Menschen noch eine nachhaltige Einheit, in der vornämlich eine eigene schalkische Laune und ein tüchtiger, wiewohl sehr materieller Verstand walten. Wo es aber durch die Verschmelzung mit Hochdeutschem seine Haltung verliert, wird es für den Geist eine Plage, wie alle Halbheit. Im Allgemeinen springt hier noch die Sprache von dem Platt- zum Hochdeutschen und umgekehrt über, aber die regellose Mischung wird doch auch vielfach gehört und ist der Uebergang zum Untergang des Plattdeutschen, ein fatales Stadium. Wenn z. B. Jemand im Jargon spricht, wie folgt:

Datt näjeste Jahr will ich mir schon in Acht nehmen; et soll mich nich zum zweeten Mal begegnen, daß er mir so grob antworten darf. Watt hebb' ick ihm denn eigentlich ook gethan u. s. w.“

so muß man doch gestehen, daß eine solche Mengerei, eine solche Gebrochenheit der Sprache, wie man sie hier aber vom ersten, besten auf der Straße hören

kann, auch ein in sich unharmonisches Bewußtsein, einen Bruchgeist voraussetzt. Eine Magd wollte recht hochdeutsch reden und sagte: Gemäuseschettel, statt Gemüseschüssel; sie kam, den Herrn zu raufen, statt zu rufen u. s. f.

Allein hiermit kann ich die Sprachschilderung Königsbergs noch nicht beendigen. Es sind noch zwei Elemente zur Steigerung der Verwirrung vorhanden. Das eine derselben ist das Judendeutsch. Es leben in Königsberg ziemlich viel Juden von allen Bildungsstadien, vom hausirenden Packjuden an bis zum fein cultivirten Manne hin, den fast nur noch der Orientalische Schnitt der Physiognomie, das schwarze Wollhaar, der starke Bart, das brennend dunkle Auge als Juden verräth. In dieser Abstufung liegen eben so viele Abstufungen der Sprechweise. Der Jude mischt allerdings nicht zwei Dialektformen mit einander, wie der städtische Jargon das Platt- und Hochdeutsch. Aber eines Theils zwingt ihn die Organisation seiner Sprachwerkzeuge zu einer andern Aussprache. Die Kehltöne schlagen bei ihm vor und die Lippenlaute, die im Plattdeutschen eine so große Rolle spielen, treten außerordentlich zurück. Andern Theils überträgt er unbewußt die Construction seiner Muttersprache, die doch noch von sehr Vielen erlernt wird, auf das Deutsche. Er hebraisirt, wie

der Deutsche im Lateinischen, Französischen germanisirt. Der Deutsche sagt z. B.:

Heute ist doch ein schöner Tag gewesen. Der Jude sagt:

Ist doch gewesen heute ein schöner Tag.

Der gemeine Jude hat dazu noch seine Eigenheiten im Aussprechen der einzelnen Wörter und im Betonen der Sylben. Er wird z. B. den obigen Satz so sprechen:

Is doch gewäse hait' a scheiner Tach.

Der gebildete Jude verabscheut diese Sprechweise, die durch die Carricaturen der Bühne ein Gegenstand allgemeinen Scherzes geworden ist. Er vermeidet sorgfältig jene hebräischen Ausdrücke, wie Kalle, koscher, schmusen u. a., welche der gemeine Jude unbedenklich einmischt. Er verbannt von seinen Lippen den fatalen Accent, der noch im Lujedoor oft so übel zum Vorschein kommt. Er sucht den zankartig klingenden und doch gleichförmig murmelnden Ton zu unterdrükken, worin die Juden gewöhnlich sprechen, eine traurige Gewohnheit aus den Zeiten, in welchen der Jude durch den Druck der bürgerlichen Gesellschaft zur Stille und Heimlichkeit gezwungen war und die sich mit dem höheren Selbstgefühl, zu dem er gegenwärtig gelangt, ganz von selbst verlieren wird. Allein so richtig das Deutsch ist, welches bei uns die gebildeten Juden spre=

chen, so schwebt doch immer etwas vom Gelernthaben darüber, und man ist oft frappirt, wie da, wo der Affect die kritische Ueberwachung momentan aufhebt, plötzlich auch bei dem vorurtheillosen, aufgeklärten, socialisirten Juden in der Construction der Hebraismus durchbricht. Man zittert oft in solchen Augenblicken, daß ein gebildeter Mann wohl gar lächerlich werden könne, indem er es heilig hat.

Bei der Breite, welche das Jüdische Element unter uns einnimmt, bilde man sich nun nicht ein, daß dasselbe auch auf uns zurückwirke, daß nicht unsere Sprachweise durch die seinige, wie unmerklich es scheine, mitgestaltet werde. Abgesehen von der Aussprache und Fügung der Wörter ist die Neigung zum Wortspiel und die Gewagtheit der Metapher gewiß ein Zug, der den Juden charakteristisch ist und der in unserer Literatur jetzt einen großen Erfolg gehabt hat. In dem Wortspiel äußert sich der dem Juden eingeborne Trieb zum Parallelismus; in der Ueberschwänglichkeit der Metapher die Orientalische Rhetorik, die im Morgenland einen so großen Theil seiner Poesie ausmacht.

Doch es ist Zeit auf das andere nationale Element zu kommen, welches hier in die Sprache eingreift. Dies ist das Polnische. Der Pole, welcher Deutsch lernt, schnarrt etwas und spricht

die Wörter in einem Rhythmus, der wie ein Pendel sich hin und wieder herwiegt. Das Talent zum Erlernen fremder Sprachen ist bei dem Polen so groß wie bei dem Juden. In Königsberg aber gehören die Polen gegenwärtig fast alle den unteren Volksclassen an. Sie dienen in den Speichern als Factore, sie stehen beim Militair, sie sind Kutscher, kleine Handwerker, Bedienten. Das am meisten Charakteristische ihrer Construction ist 1) daß sie den Artikel weglassen und z. B. sagen, werde ich doch Frau sagen, daß Hund ist weggelaufen, und 2) daß sie das reciproke Pronomen gar nicht gebrauchen, sondern schlechtweg für: welcher, welche, welches, oder der, die, das, in demselben Sinne: wo sagen z. B.

„Der Mann, wo da gegangen kommt, hat den Kahn gekauft, wo gestern fertig geworden ist.“

Dazu kommt noch eine gänzliche Unberücksichtigung des Geschlechts der Wörter. Es wird gesagt: der Katz', das Gabel, das Tisch, das Brücke u. s. f., eine Sorglosigkeit, die auch sehr stark auf den hiesigen gemeinen Mann, der viel mit dem gewöhnlichen Polen verkehrt, übergegangen ist. Namentlich ist der Gebrauch des „Wo“ statt der bestimmten Pronominalform allgemein.

Gesellt sich hiezu noch ein Mißgebrauch der Präpositionen, so ergeben sich auch hier die

tollsten Monstra und man muß die Macht des Königsberger Geistes anerkennen, der sich in diesem Chaos doch seiner selbst gewiß bewegt. Als Normalsatz für das Unwesen schließe ich mit einem glänzenden Beispiel, welches ich der Mittheilung eines in dieser Sprachregion sehr erfahrenen Freundes, des Herrn Pfarrer Dr. Gregor verdanke:

„Das Mann, wo da geht, dem die Hosen anhat u. s. f.

Noch eine allgemeine Eigenheit des Preußischen Idioms ist die Neigung, viele Verba mit der Partikel be zu bilden, wodurch eine Menge anderwärts nicht üblicher Composita entstehen, wie: sich z. B. mit einem Kinde, Bekannten befreuen, belaufen (für Jemand überlaufen), sich bekaufen, etwas bemängeln, bemuttern, u. s. f.

Das Litthauische.

Außer dem Jüdischen und Polnischen Elemente ist in früheren Zeiten auch das Litthauische nicht unbedeutend gewesen, jetzt aber in Königsberg fast unmerklich geworden. In Litthauen selbst greift die Germanisirung immer mehr und immer schneller Platz, so daß auch da die eigenthümliche Lettische Sprache und ihre Lieder, die Dainos, von denen der verstorbene Consistorialrath Rhesa zu Königsberg eine Anzahl gesammelt und übersetzt hat, immer mehr im Absterben begriffen sind. Jedoch besteht noch an der Universität ein Litthauisches Seminar, welches nicht nur von Litthauern, sondern auch von Masuren benutzt wird. Auf der Karte kann man sich die Lage Litthauens durch seine Hauptstadt Gumbinnen, die von Masuren durch die Stadt Lyk veranschaulichen. Die Masuren sind kein Preußi-

scher oder Litthauischer, sondern ein Slavischer Stamm, der aber wie der Litthauische, eine kräftige Individualität besitzt. Der Litthauer ist noch an der Tracht kenntlich. Er geht in einem ziemlich langen gefutterten dunkelblauen oder weißen Oberrock mit einem um den Leib geschlungenen hellblauen oder hellgrünen Gürtel, der Paß genannt wird. Das braune Haar trägt er sehr reich und lang, außerdem einen kleinen Schnautzbart. Im Sommer hat er einen Hut, im Winter eine eigene Sturmhaubenartige mit Klappen zum Niederschlagen versehene Mütze, die höchst praktisch ist und hier allgemein die Litthauische Kappe heißt. Seine Sachen trägt der Litthauer theils in einem geflochtenen Kober, der Lischke genannt wird und in einem Strick um den Leib hängt, theils in einer Bastschachtel in der Hand, die Paudel heißt. Diese Schachteln werden zu Königsberg in Erdwohnungen am Pregel zwischen dem Magazin des vereinigten Tischlergewerks und dem blauen Thurm zu Tausenden verfertigt. So wie ich den Litthauer eben beschrieben habe, kann man ihn in der Stadt an den Schilden der Licht- und Seiffabrikanten abgemalt sehen, wahrscheinlich, weil diese aus Litthauen einen großen Theil ihres Rohstoffes beziehen oder auch weil ihre Kunden Litthauer sind. Ueber die Einwirkung des Lettischen auf das Deutsche habe ich keine Beobachtung machen kön-

nen. Ich erinnere mich nur eines komischen Vorfalls. In der Polnischen Kirche predigte ein Student Polnisch. Er war aber ein geborener Litthauer. Die Einleitung trug er ganz ruhig in Polnischer Sprache vor. Als er aber lebhafter wurde, sprang sein Litthauisch hervor und er führte darin die ganze Predigt bis zu Ende. Die Polen meinten darauf zu ihrem Pfarrer, der Herr habe wohl Französisch gesprochen.

Die Ausrufer.

In Königsberg besteht noch für den Klein=handel mit den täglichen Bedürfnissen des Lebens das System des öffentlichen Ausrufs, das in man=chen Städten polizeilich verboten, in andern durch eigenthümliche Verhältnisse an sich überflüssig ist. Es wird dadurch in den Straßen eine beständige Munterkeit erhalten. Nicht nur dadurch, daß Figuren, die doch immer etwas malerisches haben, sich zu allen Tageszeiten darin herum bewegen, sondern auch durch den gesanghaften Rhyth=mus, wozu sich jeder Ausruf modulirt. Wollte man sich ausführlich über diese Materie auslassen, so müßte man in der That, wie die Franzosen in dem schönen bei Curmer in Paris erscheinen=den Werk: Moeurs contemporaines wirklich thun, Abbildungen der Gestalten und Noten zu ihrer Tonweise hinzufügen. Man müßte ferner den

Cyklus des Ausrufes nach den drei Abtheilungen unterscheiden:

1) den sich immer, das ganze Jahr hindurch gleich bleibenden;
2) den im Lauf der Jahreszeit sich ändernden und für beide
3) den Wechsel oder die Folge des Ausrufs in der Tageszeit.

Ich will hier nur einige Andeutungen geben, die zugleich eine kleine Versinnlichung der eigenthümlichen landesüblichen Genüsse enthalten werden. Der an gar keine Jahres- und Tageszeit gebundene Ausruf ist der von Butter, Eiern und Zwergen, plattdeutsch Dwarg, (Quark), einer sehr kleinen und billigen Gattung von Käse, der auch Botterdwarg genannt wird. Eben so hört man den Ruf des Fuhrmanns, der in einem Einspänner Sand umherführt und mit heiserer Stimme sein: Kökke, witt Sand, schreit, zu ganz unbestimmten Tageszeiten das ganze Jahr.

Zu den Ausrufern, welche mit der Tageszeit wechselnd, das ganze Jahr hindurch stationair sind, gehört zunächst am Morgen der Ruf des Milchkarrenführers, der einen kleinen zweirädrigen Wagen (wie den unserer jetzigen Reitposten) mit einem Pferde bespannt und mit Blechgefäßen besetzt fährt. Vor den Häusern seiner Kunden ruft er nicht Milch, sondern das schallen-

dere Schmand, obwohl der Rahm, den er verkauft, oft kaum des Namens Milch würdig ist. — Fast gleichzeitig, mitunter noch früher, in der Regel aber nur am Sonnabend und Sonntag Morgen, gehen Kinder umher und rufen mit scharfem schrillem Tone: Danne, greene Danne, Danne! Es herrscht nämlich in Königsberg und der ganzen Umgegend die Sitte, zum Sonntag oder auch bei festlichen Gelegenheiten die Aufgänge zu den Häusern, die Treppen, die Winkel der Wände des Flurs, selbst die Stuben, mit Grün und Blumen auszulegen, was man ausfliehen nennt. Die Einheimischen wissen dies oft sehr zierlich zu machen. Im Winter, wenn alles voll Schnee liegt, ist der Eindruck eines solchen Grüns, das aus den Wänden hervorzusprießen scheint, oft unbeschreiblich wohlthuend, aber zugleich rührend. Der Mensch sucht sich selbst die liebliche Heiterkeit der Natur zu schaffen, deren er den größten Theil des Jahres hindurch entbehren muß. Da nun das Nadelholz mit seinem Grün hier dem Menschen am treuesten bleibt, so ist es natürlich, daß er die Tanne besonders zu diesem Schmuck heranzieht. — Bald darauf hält das Weib des Topfflickers ihren Umgang und ruft mit langen, schönen, sonoren Tönen: Töppke binde, Töppe. — Hierauf kommt der wandernde

Scheerenschleifer, der aber mehr bei den einzelnen Häusern eine Anfrage macht, ob man nichts zu schleifen habe, Scheeren, Messern u. s. w. An diesen schließt sich der Italiener mit seinen Gypswaaren an, gibt sich aber mit seinem: Figure kauf! hier lange nicht die Mühe, als ich wohl in andern Städten beobachtet habe. Auch scheint der Artikel nicht stark zu gehen. Es sind nur die ordinärsten Producte seiner Industrie, Büsten von Fürsten und für die Kinder buntgefärbte nickende Katzen- und Hundepagoden und Papagaien. Abgüsse von Kunstwerken, die anderwärts nicht selten auf dem Tragbrett unsern Blick erfreuen, habe ich wenigstens nicht bemerkt. Will man solche haben, so muß man sich an die Kunsthandlung Voigt wenden. — Zwischen 10 und 11, wenn die Küchen lebendiger werden, schleicht an einem Stabe vor den kleinen Häusern in den älteren Stadttheilen ein altes Mütterchen mit einem Körbchen umher und ruft mit erbärmlich zitternder Stimme: Schwefellicht, Schwefellicht, um mit Schwefelfaden in dem angefünkten Zunder Licht zu machen. Sie wird wohl die letzte ihres Gewerbes sein, denn auch in den kleinsten Haushaltungen kommt das chemische Feuerzeug in Gang und verdrängt mit seiner treffenden Blitzgeschwindigkeit die alten Zunderkasten, Stahl und Feuerstein. —

Gegen Abend, wenn die Spaziergänger sich zu regen beginnen, ertönt die Stentorstimme des armen Krüppels, der den Tag über an der Brücke gestanden und Haselstöcke zurecht geschnitzt und mit Militärlack geschwärzt oder auch nur durch Abschälung der Rinde und Zustutzung eines kleinen Handgriffs für den Hausbedarf praktisch gemacht hat. Dies: Köp se Kloppsteek! wird in in gedehnt-schmetterndem Ton vorgetragen und hallt eben so lang aus, als der Ruf des Topfflickerweibes. — Den Beschluß macht der Nachtwächter, wenn er um 10 Uhr seine Pfeife zum ersten Mal ertönen läßt und dazu sehr langsam ruft: die Glock' hat zehn geschlagen, zehn ist die Glock.

Für die in den Jahreszeiten wechselnden Rufe muß man den Verkauf von Pflanzen und den von Fischen unterscheiden. Von beiden dauert er das ganze Jahr, variirt aber nach der Ernte- und Fangzeit. Den Pflanzencyklus eröffnet im Frühjahr eigentlich der Süden. So wie nämlich Haff und Pregel vom Eise frei sind, bringen die ersten Schiffe große Ladungen von Citronen und Apfelsinen. Mädchen und Weiber, den Kopf mit einem schwarzen Tuch umwunden, in langen Camisolen, Rock und Schürzen, ziehen dann schaarenweis mit schmalen wie eine Acht gebogenen Handkörben durch die Stadt und

rufen: Na, Zittrone wollfeil, Zittrone! Appelzine goode Kop, Appelzine! — Demnächst folgen die Radieschen, die als: Reddis, Reddis, fresche Reddis! verkündet werden. Gleichzeitig ziehen kleine Jungen mit Kalmus umher, der bei uns vor den Thoren wild wächst und der auch, in Stücke zerschnitten, zu dem vorhin beschriebenen Ausfliehen gebraucht wird. Diese Jungen haben einen eigenen Gesang in folgenden Worten: J—o, J, Kalmus, drei Bund für einen Pfennig! — So macht denn das Sommersemester mit Erdbeeren, Heidelbeeren, Kirschen, Birnen, Pflaumen und Aepfeln seine Runde. Nüsse kommen hier nicht mehr gut fort und werden deshalb anderwärts her gebracht. Ihr Verkauf ist vorzüglich in den Händen ganz gemeiner Packjuden und ihrer Weiber, die zweimal im Jahr, zur Zeit des Jahrmarkts im Juni und zur Zeit des Weihnachtsmarktes an den Brückengeländern feil haben. Gehen sie in den Straßen, so rufen sie nicht aus, sondern klappern mit dem Sack, indem sie ihn auf dem Rücken schütteln. — Ein wunderschöner Ruf ist zur Herbstzeit der Daktylus: Droßele, Droßele! — Aber der eigentliche Kern dieser Vocalmusik ist die Litanei, die von den Gemüsehändlerinnen debitirt wird. Sie rufen eine Menge Sachen aus, die sie haben und nicht haben. Auch hier

treten natürlich Variationen nach den Jahreszeiten ein. Blumenkohl, Spargel, Salat, Erbsen, Bohnen u. s. f. haben ihr periodisches Uebergewicht. Nur der Schluß des Gesanges ist immer der Nämliche, existirt aber in zwei Lesarten. Eine Partei nämlich schließt: Peterkoli, eine andere: Peterzilie. Beides soll Petersilie heißen. Es ist gar nicht nothwendig, daß ein Kuppelweib dies Kraut wirklich zu verkaufen habe, sondern es ist nur eine ästhetische aber heilig gehaltene Verzierung, die nothwendige Cadenz, worin der Aufruhr der Stimme sich beruhigt. Die Melodie des ganzen Galimathias hat für mich am meisten Aehnlichkeit mit dem Gezwitscher der Schwalbe, nur daß man sich statt der feinen geschwätzigen Töne des Vogels ein rauhes Gebrüll vorstellen muß.

Nicht weniger lebhaft äußert sich die wandernde Fischfrau. Dörsche, Dörsche, frische Dörsche! ist ein Schrei, der fast das ganze Jahr hindurch in unsern Ohren gellt. Dorsch ist ein kleiner Seefisch, der von den Samländischen Strandbewohnern zu tausenden gefangen, auf Bänken am Ufer sogleich ausgeweidet und auf Wagen zur Stadt gebracht wird. Nächstdem werden sehr viel Flundern frisch und geräuchert verkauft. Die übrigen Fische halten mehr periodische Zeiten, namentlich Lachs und Aal. Der Lachs wird

als: Fett Streem=Laß, Fruus! (Fette Streifen Lachs, Frauen!) ausgerufen. Die Fischfrauen haben als eigenthümlichen Zusatz die beiden Wörter frisch und wohlfeil z. B. Na Karpe, Karpe, frische goode Karpe, wollfeel! Eine eigene Periode haben auch die Krebse, die als: Fleetkräft, sich hören lassen. Den Jahres= und Tagesbeschluß unter den Fischen machen die Neunaugen, die vom December bis Ende Februar Abends von sieben Uhr bis zehn Uhr ausgeboten zu werden pflegen.

Außer diesen Naturproducten werden auch einige Producte der Industrie zu besonderen Zeiten, bei eigenthümlichen Veranlassungen feil gehalten und ausgerufen. Gegen die österliche Zeit werden auf den Brücken Osterlämmlein verkauft, ziemlich rohe Holzschnitzereien, mit einem Flaum umwickelt und einem rothseidenen Bändchen geschmückt. Zwischen Weihnacht und Ostern werden Glücksspiele verkauft. Aus gebrannten Thon mit grellen Farben bemalt, wird eine männliche und weibliche Figur, ein Wickelkind, ein Todtenkopf, eine Leiter, ein Schlüssel, ein Ring, ein Brod und eine Münze, oder für diese auch ein rundliches mit einem Kreuz bezeichnetes und schlechthin Glück geheißenes Stück formirt. Die Leiter ist der Weg zum Himmel und bedeutet einen seligen Tod; der Schlüssel ist der Schlüssel zum Herzen oder

zum Himmel; die übrigen Gegenstände sind durch sich selbst klar. Diese Sachen werden bedeckt und nun muß man am Sylvester eine derselben wählen, die dann ihre Auslegung empfängt, was man Glückgreifen nennt. — Auf dem Jahrmarkt gehen kleine Mädchen umher mit einer irdenen Flasche in der einen und einem Topf in der andern Hand und schenken ein dünnes Bier, Tafelbier genannt, mit dem Singsang: Na, Lüd', Drinke, wem derscht, Drinke, Drinke. — Während der Winterzeit sitzen bei den lebhafteren Passagen Weiber an den Straßenecken oder ambuliren auch mit Mulden, worin sie warme Leberwurst verkaufen. Besonders gangbar ist dieser Artikel auf der Stelle, wo die Krümmung des Steindamms anfängt und nach dem Altstädtischen Kirchenplatz hinuntergeht. Selten wird man hier vorbeikommen, ohne den barschen Anruf zu hören: Na, rechte heete, fette Worscht, rechte heete! (rechte heiße.)

Von den ganz außerordentlichen Ausrufen kann ich aus der neuesten Zeit ein Beispiel anführen. Sobald von der Ermordung des Bischofs Hatten durch Kühnappel in den Zeitungen ein ausreichender Bericht erschienen war, ward ein halber Bogen mit einem schlechten Holzschnitt, der den Bischof vorstellen sollte, und mit einer sentimental abgefaßten Erzählung seines Mordes

und einigen lamentablen Versen zu einem Silbergroschen ausgeboten. Zehn, zwölf Mädchen und Weiber mochten etwa damit umherlaufen und riefen: Na, nüe Leeder, nüe Leeder, vom Kühnappel, nüe Leeder! (neue Lieder.) Das Volk nimmt an einem Mörder ein gewaltiges Interesse. Da seine Hinrichtung mit Gewißheit erwartet wird, (ich schreibe dies am 16. Juni), so ist der Speculation in den Sinn gekommen, die Zwischenzeit auch noch auszubeuten und die Theilnahme wach zu halten. Vor vierzehn Tagen ging ich nach meiner Gewohnheit Abends umher, als ich in der einsamen Ziegelstraße ein Mädchen rufen höre: Na, nüe Leeder, nüe Leeder, vom Kühnappel, nüe Leeder! Ich frage, was darin stehe?

Das Mädchen. Na, Alles.

Ich. Ach, es ist wohl das alte Blatt, die Ermordungsgeschichte?

Das Mädchen. Det olle? Ne, wie he is gericht wor'n, det ganz nüe.

Ich. Was, seine Hinrichtung? Er lebt ja aber noch.

Das Mädchen. Hei läwt noch? Ower et steit doch hier Alles.

Ich. Erst vorgestern bin ich noch in Braunsberg gewesen, wo er im Gefängniß sitzt. Zeig nur ein Blatt her.

Nun bekam ich ein mit dem Polizeistempel versehenes Blatt, worauf nichts stand, als zwei Lieder, die Jeder zum Tod Verurtheilte singen kann. Das Mädchen aber sah mich verdrießlich an, daß ich mich um ihre Literatur bekümmerte, schwieg eine ganze Zeit, schlenderte langsam, und erhob ihren Ruf erst wieder, als ich schon um die Ecke gebogen war. —

Auch hier sage man nicht, daß solche Aeußerungen des Lebens zu unbedeutend, zu gleichgültig wären. Mir scheint es nicht so. Im Gegentheil glaube ich, daß alle diese Töne und Rhythmen, daß die wenn auch noch so verkleinerte Vorstellung ihres Inhalts, in unserer Seele Wirkungen hervorbringen, die wir gar nicht deutlich analysiren können, so lange wir mitten darin sind, die uns aber sogleich entgegentreten, wenn wir uns von ihnen entfernen. Diese Töne fragen nicht erst bei uns an, ob wir sie vernehmen wollen? Wie der Glockenschlag, wie der Donner des Himmels, treffen sie unbevorwortet unser Ohr, schlüpfen in unser Gemüth und modificiren unsere Stimmung. Sie werden aber auch von uns allen gehört und machen also ein gemeinschaftliches Element aus, welches dem Höchsten wie dem Niedrigsten geläufig ist. Wenn Königsberger in der Fremde leben müssen, wie warm werden sie, wenn sie auf dies Capitel zu

reden kommen, wie bemühen sie sich, recht getreu das: Peterzilie, der Gemüsefrauen zu copiren! Ich sehe daher in solcher Lebendigkeit des Straßengetreibes einen Factor unserer Gemeinsamkeit und ein wohlthätiges Aufstörungsmittel, das uns oft unangenehm in die Queere kommen kann, uns aber auch oft aus uns herausreißt, uns an die Natur, an das Behaben anderer Menschen erinnert, uns oft Unterhaltung gewährt und uns mit einer volksthümlichen Melodie umspielt.

Die Dschimken.

Sobald die Sonne das Eis vom Pregel schmilzt, setzen sich fern auf Russischen Strömen, die in die Memel fließen und auf der Memel an der Russischen Grenze ungeheuer lange flachgebaute Fahrzeuge in Bewegung. Ganz von Holz ohne ein Stückchen Metall, ohne einen eisernen Nagel, nehmen sie in ihren breiten Kiel große Lasten Getreide, Hanf, Flachs, Matten auf. Diese Lasten werden hoch aufgethürmt und dann von Außen her überbrettert, so daß das Aussehen eines solchen Schiffs, das Witinne oder Struse genannt wird, oft dem eines riesigen ein= oder zweibukligen Kameeles gleicht. So viel es angeht, werden noch roh geglättete Baumstämme und Stangen überall aufgelegt. Diese Kähne und ihr Gut gehören sammt den Menschen auf ihnen Russischen Edelleuten, welche das Ganze

einem Juden verkaufen oder zur Entreprise geben, der auf der einen Seite des Schiffs ein Stübchen mit einem Fensterchen von grünem Glase für sich abgeschlagen erhält, während die Schiffsleute in dem Mittelraum, der sich hier nach beiden Seiten öffnet und eine rohe Vorrichtung zum Ausschöpfen des im Fahrzeug sich sammelnden Wassers enthält, auf das Elendeste zubringen. Die Menschen, welche diese Kähne die Memel, Deime, den Friedrichsgraben und Pregel hinabführen, heißen Dschimken. Dies soll, wie man mich wenigstens versichert, eigentlich Erdbewohner (Dzimek) bedeuten, weil sie in ihrer Heimath in Erdhütten wohnen, deren Dächer mit großen Steinen beschwert werden. Nach Anderen soll Dzimek nur Inwohner überhaupt, incola, heißen. Die Männer beschäftigen sich einen Theil des Jahres mit der Construction jener unbehülflichen, formlosen Colosse und mit Bereitung der Matten aus Lindenbast, zu welchem Behuf ganze Wälder verwüstet werden; die übrige Zeit bringen sie auf der Flußreise und auf der Zurückwanderung hin. Die Weiber besorgen das Wenige von Feldbau und Viehzucht oder sind sonst durch ihren Herrn beschäftigt. Der Edelmann gibt zum Unterhalt eines solchen Hörigen für die ganze Zeit, die über vier Monat umfaßt, achtzehn Preußische Thaler. Ist der Jude Eigner des Guts,

so hat er für die Leute zu sorgen und zahlt dem Edelmann noch für jeden Mann neun bis zehn Silberrubel Miethe. Auf dem Schiff ist der Jude der eigentliche Herr; nächst ihm hat einer der älteren Dschimken eine gewisse verantwortliche Aufsicht über die anderen. Außer auf Witinnen fahren sie auch, um Holz zu Masten, auch Brennholz herabzubringen, auf langen Flößen, die je nach ihrer Structur Karbatken, Plitten, Boidaks heißen, und auf denen alsdann budenartige Behälter für Hanf und Matten angebracht sind.

Diese Fahrzeuge kommen, mit unendlichen Schwierigkeiten kämpfend, nach Königsberg vom Mai bis zum Juli. Sie legen vorzüglich auf dem linken Pregelufer an, weil hier, zwischen der grünen Brücke und dem Schiffbauerplatz, die meisten Speicher sind, welche Hanf, Matten, Getreide von ihnen aufzunehmen pflegen. Zuweilen sind über sechszig, siebzig solcher Schiffe hier. Ein Buckel krümmt sich dann neben dem andern in die Höhe. Der Wasserstrom ist beinah unsichtbar. Von Kahn schreitet man zum Kahn und zu Kant's Zeiten soll man auf solche Weise über den ganzen Pregel haben gehen können. Wenn die Kähne die Seite, worin der Jude sein Käfterchen hat, aneinanderreihen, so gewinnt das Ganze oft das Aussehen eines schwimmenden Dorfs. Höchst malerisch wird der Anblick, wenn

zwischen diesen rohen Fahrzeugen ein sauberer Holländer mit seinen hellbraunen spiegelglatten Wänden, mit seinen blanken Kajütenfenstern, vor denen ein kleines buntes Gitter, hinter denen eine gestreifte Gardine schimmert, oder ein Englischer, Norwegischer, Amerikanischer Zweimaster sich stolz emporreckt.

Die Dschimken selbst sind, wie ich anderwärts gesagt habe, zwar schon Christen, aber doch noch Wilde. Sie haben hier gar nichts zu thun, als das Schiffsgut, wenn es verkauft ist, auszuladen und wieder mit Salz, Heringen, Rum, Wein, Zucker zu befrachten, wenn sie zurückfahren. Ein Fahrzeug geht etwa sechs bis sieben Jahr, dann wird es gewöhnlich verkauft und die Dschimken haben dann den Kahn auseinanderzuschlagen, indem die Stangen, Bretter und die Gefäße selbst an Holzhändler verkauft werden, so daß sie den Rückweg in ihre Heimath längs des Ufers der Flüsse, das ihnen mehre hundert Meilen als geographischer Wegweiser dient, zu Fuß wieder antreten. Es sind Menschen von mittlerer Größe, gutmüthiger, oft einnehmender Physiognomie mit schwarzem Haar. Obschon oft mehre hunderte von ihnen hier zusammen sind, hört man doch nichts von Verbrechen, die sie verschuldeten. Ihre Kleidung besteht in einem grobleinenen Hemde, Leinwandbeinkleidern, einem Filzrock

oder Schaafpelz, Bastschuhen und einem ganz zierlich geflochtenen Strohhut. In dieser Tracht liegt noch ganz der Natursohn. Es ist nur das Bedürfniß befriedigt. Einer geht wie der andere. Wie die Bretter, der Hanf, die Matten aussehen, so sehen sie selbst aus, gleich dem Insect, das noch die Farbe der Pflanze hat, auf der es sein Leben führt. Der Culturmensch hat das Bedürfniß, die Eigenthümlichkeit seines Selbstbewußtseins auch äußerlich in der Symbolik der Kleidung darzustellen und diese nach seinem Innern zu individualisiren. Nur im Militair tritt bei Culturvölkern die Monotonie der Uniform wieder hervor, weil hier das Individuum nur als Moment einer Masse sich bewegen soll, aber durch den Unterschied der Truppengattungen und durch die Stufenordnung des Ranges wird doch selbst in diese Eintönigkeit eine große Mannigfaltigkeit gebracht. Interessant ist es, zu beobachten, wie mächtig die Berührung mit der Cultur auf die Dschimken wirkt. Die älteren unter ihnen, welche die langdauernde Fahrt schon mehrfach gemacht haben, verlassen immer mehr die nationale Kleidungsform. Sie vertauschen die leichten Bastschuhe mit Stiefeln, den Strohhut mit einer Mütze; sie schneckern auf dem Trödel und zur Jahrmarktzeit auf dem Lumpenmarkt der Hausirjuden umher und kaufen sich eine bunte Weste, ein far-

bigtes Wamms, ein Halstuch. Solche Culturfragmente passen nun gar wenig zu ihrer übrigen Tracht. Man wird an die Neger und Südseeindianer erinnert, die auf ihre nackten Schultern Officierepaulette banden, die eine Weste, aber keine Hosen anhatten u. s. w. Mit den Knaben stehen sie in beständigem von Neckereien begleitetem Tauschhandel. Sie geben ihnen nämlich Stöcke, die sie oft recht hübsch zurechtmachen, gegen Knöpfe, besonders Metallknöpfe, die für sie einen großen Reiz haben. Das Wilde dieser zahmen, gesunden jedoch im Verhältniß zu unsern Sackträgern kraftlosen Menschen zeigt sich besonders in ihrem Essen. Sie kauern sich im Kreise zusammen. Auf einer Stange hängend wird ein Kessel gebracht, in welchem graue Erbsen mit eingeschnittenen Brodscheiben und galstrigem Speck höchst unappetitlich gekocht sind. Dies Gericht wird in eine hölzerne Mulde gegossen und jeder langt nun mit einem langen hölzernen Löffel sehr langsam hinein. Matrosen der Englischen und Amerikanischen Schiffe mit wohlgenährten Wangen, musculöser Statur, krausen sorgfältig gehaltenen Backenbärten, mit feinen Vorhemden, schön lakirten Mützen oder Hüten, aus allen Poren der Existenz ein Weltbewußtsein athmend, stehen oft auf ihren Schiffen oder auf dem Bohlenwerk und schauen verwundrungsvoll eine Scene an,

die sie bis dahin nur in Abbildungen von wilden Völkern oder aus Hörensagen kannten. Solcher Barbarei zu begegnen, mußten sie nach Königsberg kommen.

Das Völkchen ist immer munter, immer schwatzhaft. Selten fehlt auf einer Witinne einer, der des Geigenspiels kundig ist. Zuweilen singen sie Lieder in jenem wehmüthigen Tone, der allen Nationen in ihrer Musik eigen ist, die kein weltbeherrschendes Prinzip in sich tragen, sondern einem andern sich unterwerfen müssen. Was auch die Slavischen Nationen anfangen, wie sehr sie sich zu einer classischen Nationalliteratur forçiren, wie sorglich sie die Reste früherer Zeit sammeln und dem etymologischen wie grammatischen Verbande unter sich nachgehen mögen — sie sind einmal dem Germanischen Culturprincip verfallen. Aus ihrer Poesie und Musik tönt eine unbewußte Trauer. Der fünffüßige Trochäus hat eine düstere, brütende Melancholie in sich. Der vierfüßige hat eine ritterliche Kraft, die den Nacken kühn emporwirft:

Por Grenáda, por Grenáda u. s. w.

der fünffüßige aber schmachtet klagend dahin. Bei den Nichtslaven, den Letten, Finnen und den ihnen verwandt sein sollenden Ungarn herrscht, glaube ich, der vierfüßige Trochäus vor.

Ausgezeichnet ist der Tanz der Dschimken. Ich wohnte, als ich nach Königsberg kam, auf der Klapperwiese, also den Witinnen nahe genug und ließ eines Abends einen Haufen, dem ich durch einen guten Trunk die heitere Stimmung erhöhete, auf den Hausflur kommen und tanzen. Der Oberkörper bewegt sich wenig, aber die Füße sind in kleinen, zierlichen Wendungen unerschöpflich. Der Tanz ist zum Theil Solotanz, zum Theil ein mimisches Gegeneinander= und Umeinanderherumtanzen von zweien, wobei das schnelle sich Umwerfen mir besonders bewundrungswürdig schien. Die im Ganzen schwächliche Gestalt des Dschimken entwickelte in dem Tanz alle Schönheit, deren sie fähig ist. Die Begleitung bestand in einer Violine, die eine hopserartige Melodie spielte und in einem Klatschen des Tactes, das theils die Tänzer selbst, theils die Zuschauenden mit den Händen hervorbrachten.

Die Dschimken schlendern im größten Müssiggang durch die Stadt umher. Die Kinderspielwaaren auf dem Jahrmarkt, eine Trompete, Schnarre, Pfeife, ein Reiter, eine Puppe u. s. f. fesseln sie mehr, als die großen Gebäude, die sie oft keines Blicks würdigen, eine Erfahrung, die man mit allen rohen Völkern macht. Das, was uns imponirt, imponirt ihnen nicht, weil sie noch nicht den Maaßstab dafür besitzen. Nous

ne voyons, que ce que nous sommes préparés de voir.

Die Leidenschaft der Dschimken ist der Branntwein. Das Wenige, was sie von ihrem spärlichen Unterhalt erübrigen, vertrinken sie. Wenn man in's grüne Thor tritt, so ist rechts im Untergeschoß des ersten Eckhauses zum Danziger Wappen das eine ihrer wüsten Paradiese, wo sie Stundenlang kartenspielend an den Tischen sitzen und dem verführerischen Genuß unter tumultuarischem Schwatzen sich hingeben. Das vornehmste andere ihrer Paradiese ist bei der Eisenkramhandlung am Trödel. Manche denken darauf, sich dies und jenes, was sie in der Wirthschaft daheim brauchen könnten, anzukaufen, eine Hechel, ein Beil, eine Handsichel, ein Messer, — eine Violine.

Haben sie hier ihre Rolle ausgespielt, haben sie die Decomposition ihrer Schiffsungeheuer vollbracht und ihr bischen Geld vertrunken, so kann man sie am Sackheimer Thor in Schaaren die Rückkehr in die Heimath mit der ganzen Sorglosigkeit antreten sehen, die den halbwilden und wilden Menschen charakterisirt. In der glühendsten Hitze des August Dschimken in den dicksten Schaafpelzen im Staube der Chaussée marschiren zu sehen, fällt dem Einheimischen gar nicht mehr auf. Es ist eben ein Dschimke, den man sieht.

Wenn man aber zum ersten Mal dieses Schauspiel hat, ahnt man, daß Rußland von Königsberg doch wohl nicht zu weit entfernt sei. Eine ähnliche Empfindung des nahen Zusammengrenzens der gesteigertsten Bildung und des einfachsten Naturlebens habe ich freilich auch anderwärts gehabt. Ich erwähne dies, um nicht auf Königsberg einen falschen Schein zu werfen, als ob es wegen solcher Phänomene zu perhorresciren wäre. Auf dem sogenannten Rennwege in Wien, der nach dem Belvedere führt, habe ich Schaaren von Slovacken gesehen, die in ihren Leinwandhosen, ihrem Filzmantel mich sehr an die Dschimken erinnerten, nur daß sie schlankere, plastischere Gestalten hatten und große breitkrämpigte Hüte trugen. Noch näher liegt uns Königsbergern die Erinnerung an die Kaschuben, die mit ihrem rohen Ochsenfuhrwerk nach Danzig kommen und dort einen eigenen Markt haben. Es sind die Dschimken des Landes.

Volksleben.

Volk ist bekanntlich ein Wort, dessen Grenzen eben so vielumfassend und fest sind, wenn man sich im Allgemeinen hält, als sie beengt und unbestimmt werden, wenn man sich auf ein Detail einläßt. Z. B. wird Niemand zweifelhaft sein, was er denken solle, wenn von dem Preußischen Volke die Rede ist. Er wird darunter alle Preußen vom Könige bis zum Bettler ohne Unterschied subsumiren. Jeder, der durch Geburt oder Naturalisation ein Glied in dem politischen Organismus ist, welchen wir den Preußischen Staat nennen, gehört auch zum Preußischen Volke. Der Cölner und Königsberger, so unendlich verschieden ihre unmittelbare Situation ist, begegnen sich in dem Bewußtsein, Momente desselben geschichtlichen Ganzen zu sein. Aber so wie z. B. von der Sitte des Preußischen Volkes die Rede wäre, so würde

man nicht sogleich wissen, welche Bestimmungen man als charakteristisch angeben solle. Gewisse Einrichtungen gehen allerdings gleichmäßig durch alle Provinzen. Alle haben denselben Münzfuß, dasselbe Wehrsystem, dasselbe Steuerwesen, allein gerade diese Momente wird man nicht als Manifestation der Sitte ansehen. Obwohl nicht ohne Einfluß darauf, namentlich was das Wehrsystem betrifft, sind sie doch mehr administrativer Natur, Anordnungen, die zwar ihre Nothwendigkeit für einen Staat haben, der sich durch eine mechanische Einheit seine organische vorarbeitet, die aber eben deswegen nicht unbewußt aus einem instinctartigen Triebe sich bildeten, was immer das Eigenthümliche der wahren volksthümlichen Sitte ist.

Um also diese auszukundschaften, wird man sich in die provincielle Besonderheit einlassen müssen d. h. man wird auf den Volksstamm zu reflectiren haben, der in ihr das centrale Element ausmacht. Preußen ist so glücklich, eine Menge solcher Individualitäten in sich zu vereinigen, welche für sich doch nicht groß genug sind, um als Nation dastehen zu können und denen aus diesem Grunde das Bedürfniß inwohnt, sich aneinanderzuschließen und aus sich eine höhere, sie alle integrirende Einheit, den wirklichen Preußischen Staat, hervorzubilden. Es ist nur eine Provinz, Posen, welche in dieser

Beziehung den andern ungleich ist, indem sie die Empfindung hat, einem früheren politischen Ganzen abgestorben zu sein und in ein anderes sich erst hineinzuleben. Der Schmerz jenes Todes und das in den neuen Verhältnissen sich wieder kräftiger entwickelnde Selbstgefühl ringen in ihm noch mit einander. Preußen kann die Aeußerungen desselben ruhig gewähren lassen, da es seiner Bildung nicht widerspricht, starke Particularitäten in sich zu hegen. Unmöglich freilich ist es, daß eine solche sich als Nation innerhalb des Preußenthums, als Staat im Staat constituiren könne. Sonst aber wird die energische und selbstbewußte Stammthümlichkeit nur um so mehr den Trieb entfalten, durch Vermittelung mit den übrigen provinciellen Particularisationen diejenige Einheit zu erzeugen, die alle Unterschiede, indem sie dieselben anerkennt, zugleich in sich zu Momenten macht, welche nur in wechselseitiger lebendiger Durchdringung für das Ganze Bedeutung haben.

Aber in der provinciellen Besonderheit oder Stammthümlichkeit treten uns abermals neue Differenzen entgegen. Für Preußen ist der Unterschied von Ost- und Westpreußen, von Slaven und Deutschen, von Kurischen und Lettischen Stämmen, von eingewanderten Salzburgern und Franzosen, endlich von Juden ein Unterschied, mit

welchem eben so viel abweichende Systeme der Sitte verbunden sind. Wollte man also eine umfassende Schilderung der Sitte Preußens machen, so würde man eine sehr weitgedehnte Aufgabe vor sich haben. Wir wollen uns hier auf Königsberg beschränken, sehen aber sogleich ein, daß hier, wie schon oben auseinandergesetzt worden, alle jene Elemente existiren. Indem sie jedoch einander nahe rücken, beginnt auch unter ihnen ein chemischer Proceß. Jedes Element hat seine bestimmte Wahlverwandtschaft zu allen übrigen. Es entsteht eine Modification aller durch alle. Diese ist nun der eigentliche Localgeist. Ein solcher spiritus familiaris hat in sich eine unwiderstehliche Macht, die sich auch die kraftvollsten Individualitäten entweder als Organe unterwirft oder im Fall der Opposition sie an sich zerschellen läßt. Dieser Localgeist ist es aber auch, der in unaufhörlicher Unruhe die Sitten, worin er erscheint, umbildet. Seine Richtung im Allgemeinen bleibt sich gleich. Allein um sie durchführen zu können, muß er im Besondern bald diese bald jene Gestalt erzeugen. Er kann nicht wie die Natur verfahren, deren Veränderung nur ein Wechsel der Wiederholung ist, sondern er muß in eine progressive Metamorphose eingehen. Irgend eine Modalität des Benehmens, Sprechens, die

aus dem veränderten Bewußtsein des Geistes entspringt, bricht zunächst in *Einzelnen* hervor, welche unabhängig von einander, ohne äußeren Causalnexus, sich von demselben Impuls ergriffen fühlen. Indem nun die Anderen im Grunde in demselben Proceß sich befinden, indem auch ihr Bewußtsein einer neuen Stufe entgegengeht, wird ihre Empfänglichkeit zur Nachahmung der Neuerung, die von dem Einzelnen gewagt ist. Sie fühlen, daß darin auch für sie, für ihre Stimmung, das Rechte getroffen ist. So wird etwas zur Sitte, d. h. zur *Gewohnheit*. *Allein die Stabilität ist keine permanente*, sondern ihr Bestehen besteht eben darin, sich unvermerkt in eine andere Form *aufzulösen*, weil der Geist sein Wesen bereits wieder in etwas Anderem gefunden hat. Diejenigen, welche mit ihrem Bewußtsein sich auf einer gewissen *Bildungsstufe fixiren* und daher in dem ihr entsprechenden System von Gewohnheiten, worin sie sich einmal eingelebt haben, *gemüthliche Befriedigung* finden, suchen den Proceß der Umgestaltung zurückzuhalten. Sie klagen über das neuerungssüchtige Zeitalter, vergessend, daß ihre eigene Sitte einst auch eine neue war. Sie bemühen sich, die in ihnen noch vorhandene particuläre Form als den *normalen Ausdruck des sittlichen Ideals* überhaupt darzustellen.

Sie sind von Bangigkeit ergriffen, wohin das stete Aendern führen solle. Sie haben kein Vertrauen zum werdenden Geist, zur Geschichte, zur Zukunft, zum Gott der kommenden Jahrhunderte und werfen sich dem sogenannten Bestehenden, den historischen Zuständen, wie sie gerade sind, dem Gott der Väter unbedingt in die Arme. Diejenigen hingegen, welche im Wendungspuncte stehen, wissen eigentlich auch nicht, wie man anders denken, leben, sich benehmen und sprechen könne, als sie thun. So zu sein, wie sie sind, ist für sie unmittelbare Nothwendigkeit. Sie sind das Resultat der alten Zeit und finden diese selbst voller Vorurtheile, voller altfränkischer Manieren, obwohl es ganz gewiß ist, daß auch sie einst als antiquirt von dem Geschlecht, was sie erzeugen, werden angesehen werden. In unsern Kindern erziehen wir uns unser Schicksal.

Die Universalität Königsbergs enthält noch viele Reste alter Sitte, aber eben so sehr die Extreme der neuesten Zeit. Wir haben hier noch Physiognomieen, welche der Periode vor der Schlacht von Jena angehören, starke rothbäckige Gesichter mit blaugrauen Augen, grauem zuweilen noch gepudertem Haar, im Anzug sehr solid und anständig, aber bequem, und an einem nicht sehr breiten weißen Halstuch mit einfachem

kleinem Schleif kenntlich. Das sind verständige, wortkarge, zuverlässige Männer, die in religiösen wie in politischen Dingen Kantische Rationalisten sind. Ihnen entsprechen ihre Gattinnen, mit dem Unterschiede, daß sie in der Kleidung doch mehr dem Fortschritt der Zeit huldigen. Sonst ist das Gesicht eben so roth, das Auge eben so blaugrau, das Benehmen eben so einfach verständig, der Charakter eben so tüchtig und die Denkweise vollkommen so rationalistisch. Und dann haben wir junge Männer, nach dem neuesten Schnitt der Modejournale mit langen straffen, zum Ritt fertigen Pantalons, mit kurzen Oberröcken, weißen Manschetten, gelben Handschuhen, schwarzen Cravatten, vor der seidenen Weste hängendem Lorgnon und mit einem alle vier Wochen immer anders formirten Haarwuchs, der seine Kraft bald in eiuem Kranzbart, bald in einem Schnautzbart, bald in einer Lockenfülle, bald in einer Art herabhängender Mähne zeigt. Und dann das ernste, bleiche Gesicht mit einem stark ausgeprägten Zuge selbstgefälliger Resignation. Dies bittersüße Lächeln, was bedeutet es? Ist es eine Geliebte, welche der Tod oder gar die Treulosigkeit raubte? Nein, diese Melancholie ist schon abgenutzt. Ist es ein Nothstand, mit dem man sich heimlich herumschlägt und ihn doch aus Ironie verachtet? Nein, auch dieser Jammer

darf den Jüngling, der des neunzehnten Jahrhunderts werth sein will, nicht mehr geniren. Was ist es denn? Es ist auch bei uns der vielberufene Weltschmerz, die ganze Welt, sich mit inbegriffen, glücklich machen zu wollen und nicht recht zu wissen, wie man es in einer so verächtlichen, vertracten Zeit anfangen solle. Das Auge dieser Humanitaires ist gewöhnlich hinter Gläsern versteckt, ein Umstand, der das Dämonische der modernen Verstimmtheit, die sich im blaßen Gesicht malt, vollendet. Diese Brillenmenschen, die immer häufiger unter uns werden, zu denen bereits ein großer Theil der Primaner gehört, sind in der That zu bedauern. Niemand kann dies aufrichtiger thun, als ich, da ich schon zweimal in dem hiesigen entsetzlichen so lang dauernden Winter an den gefährlichsten Augenentzündungen gelitten habe. Aber dennoch wünsche ich, daß die Brille seltener werden möge, denn es ist drückend, das Auge eines Menschen nicht direct sehen zu können. Der Zauber des Auges ist dadurch zerstört. Ja es kommen Momente vor, wo man statt des Auges nur die blanke Glasfläche, also einen blicklosen Kopf vor sich hat. Dieses Maskenhafte scheint mir aber durchaus zu jenen wunderlichen Wesen der Neuzeit zu gehören. Es ist ein Symbol seines potencirten Spiritualismus. — Natürlich entsprechen diesen

jungen Männern analoge Mädchen- und Frauengestalten, schlank, blaß, mit zartem Incarnat, ebenfalls mit den mannigfaltigsten Umgestaltungen des Hauptbaars, wodurch sie bald in's Kokette, bald in's Nonnenmäßige hinüberschwanken, in Kunst und Literatur schwer zu befriedigen, etwas emancipationssüchtig. Aber das Weib liebt die Abrundung. Es scheut das Grelle. Es hat in die Zeit nicht, wie der Mann, unmittelbar einzugreifen. Es sehnt sich endlich Gattin und Mutter zu werden. Dies unendliche Heirathsbedürfniß gibt ihm durch alle Verwirrung des Modeflitters, durch alle Queerköpfigkeit der Zeit, durch Republikanismus und Pietismus, Servilismus und Pantheismus hindurch, eine entschiedene Richtung, die es, wenn es sich einmal verirrt, schneller genesen läßt. Bleibt freilich eine in der Reflexion Verirrte ohne Liebe, dann ist, wie bei einer Wally, der Sturz auch um so jäher. Das Schicksal einer Stieglitz hat hier die größte Theilnahme gefunden, Rahel's und Bettina's Briefe sind viel gelesen und besprochen; aber noch kann man sein Herz unsern Königsbergern jungen Damen ruhig anvertrauen, ohne Furcht, in der Ehe durch eine geistreiche Excentricität, durch den Alpdruck einer Culturcaprice, belästigt zu werden. — Das Princip, dem diese modernsten männlichen und weiblichen

Fashionabeln unter uns zugethan sind, ist das Indéfinisable, das Phantastische, Mysteriöse, dem aber, wohl zu merken, der Comfort der sinnlichsten Gemächlichkeit nicht fehlen darf.

Nachdem ich diese beiden Extreme der alten und neuen Sitte angedeutet habe, wird man mir sagen, daß dieselben ja gar nicht im Volk, sondern in den höhern Ständen existirten. In ihrer Durchbildung als selbstbewußte Erscheinung gehören sie allerdings denselben an, aber man würde sehr irren, wenn man nicht in allen Ständen dieselbe Bewegung, also auch, nur individuell modificirt, dieselben Extreme vorhanden glaubte. Euer Stiefelputzer, Euer Factor, Euer Kammermädchen suchen Euch zu copiren. Die Bedienten, die hinter Eurem Stuhl stehen, verschlingen Eure Gespräche, Eure Urtheile und nehmen Eure Manieren an. In der Kleidung ist zwischen ihnen und Euch der Unterschied beinahe schon Null, aber er wird es auch mehr und mehr in der Auffassung der Dinge. Ihr laßt Euch einen Roman von Boz, von Bulwer, von Paul de Kock, von Balzac, von Emerentius Scävola holen. Auf der Treppe der Leihbibliothek, unter der kleinen Säulenhalle von Fernitz, auf der Straße könnt Ihr Eure Magd, Euren Diener beobachten, wie sie in dem Buch studiren und, gefällt es ihnen, in Eurer Abwesen-

heit von Haus es schon lesen werden. Um wie viel mehr aber müßt Ihr voraussetzen, daß im Mittelstande, mutatis mutandis, der nämliche Proceß sich vollzieht!

Volksleben im engeren Sinne ist diejenige rhythmische ethisch-poetische Bewegung, bei welcher sich Alle betheiligen. Aber diese Betheiligung wird nur in den Spielen und Mährchen der Kinderwelt, in der Kirche, im Theater und auf dem Markt eine vollkommen gleichmäßige sein. Außerdem wird der Unterschied eintreten, daß irgend ein Stand sich für sich unbefangen befriedigt, ohne den andern absichtlich an sich heranzuziehen, oder daß ein Stand dem andern ein Schauspiel giebt, was er ohne die Voraussetzung einer Theilnahme derselben unterlassen würde.

Soll ein wahrhaftes Volksleben sich erzeugen, so müssen die wichtigsten dieser Acte in regelmäßigen Pausen erfolgen. Man muß im Voraus wissen, wie das Volk sagt, was los ist, damit man sich darnach einrichten könne. Man muß das Programm des Herganges kennen. Es muß zu den Ueberlieferungen gehören, die man sich eben so macht, wie den wichtigen Satz, daß jeder Mensch einst sterben müsse. An den Vorabenden solcher Tage herrscht dann schon die vorempfindende Unruhe und an dem Tage selbst geht der allgemeine Zug derer, welche Ver-

gnügen suchen, nach der Richtung hin, die so glücklich ist, die festliche Localität zu enthalten. Der Himmel scheint oft mißgünstig zu sein, allein das Volk trotzt ihm dann. Es stürmt, schneit, regnet; man wird sich erkälten, den Schnupfen holen, aber man geht hin.

Von der Kirche und dem Theater spreche ich noch besonders. Von den Traditionen und Spielen der hiesigen Kinderwelt kann ich eigentlich nichts sagen, da ich nicht selbst darin aufgewachsen bin, was durchaus dazu gehört, um die Poesie der Mährchen wie die Technik der Spiele recht inne zu haben. Meine Kinder haben mir nun zwar durch Wiedererzählen von dem, was andere Kinder ihnen mittheilten, einen gewissen Einblick verschafft, der aber doch sehr unzulänglich und einseitig ist. So viel glaube ich jedoch bemerkt zu haben, daß die Hauptmährchen, welche Deutschland mit Frankreich gemein hat, vom Blaubart, vom Däumling u. s. f., auch hier nicht fehlen. Manche Modification entsteht durch den Vortrag im Plattdeutschen Idiom. Die Vorrede, welche Lewald, ein geborner Königsberger, zu einer von ihm veranstalteten Mährchensammlung unter dem Namen des blauen Buches gemacht hat, gibt darüber Auskunft. Er erwähnt namentlich des Mährchens vom Pfefferkuchenhause der Törsche, wie in der hiesigen Mährchen=

sprache die Hexe heißt, und des schauerlichen Eindrucks, den die Worte der Hexe auf ihn gemacht haben, wenn sie losfährt:

Wer rütt' min Huus, wer schütt' min Huus?

Aehnlich wie mit den Mährchen mag es sich mit den Spielen verhalten. Das Kreiseltreiben mit der Peitsche scheint jedoch zu fehlen. Wenigstens habe ich nur den Brummkreisel bemerkt. Eben so scheint das Ballspiel hier bei weitem nicht die Ausdehnung und Mannigfaltigkeit wie in Deutschland zu haben. Manche Formen sind zwar nicht gerade unbekannt, werden jedoch wenig geübt, andere sind abrr gar nicht geläufig, z. B. das neckische Spiel: Ape, Buer, Clusenaer, Drierbrot u. s. f. Dagegen wird das Werfen des Federballs und Schlagen der Ballone wohl hier und da gesehen. Auch das Reifspiel, das Drachensteigen, das Werfen eines an einem Bindfaden aufgehängten Ringes nach einem Haken, ächtes jeu de patience für Phlegmatiker, das Schaukeln, das Kegelspiel, das Kugeltreiben (in Niedersachsen Sautreiben geheißen), das Anplimmen, indem Metallstücke, besonders von zerbrochenen Messern, deren Klinge Plattdeutsch Plimme heißt, an die Wand geworfen werden, um sich zurückprallend zu treffen, wobei genaue Gesetze über den Werth der Abstände gelten, das Caroussel fahren sind

hier allgemein üblich. An den öffentlichen Vergnügungsorten vor dem Thor darf man in der Regel darauf rechnen, Kegelbahn und Schaukel, oft auch ein Caroussel zu treffen. Das Billardspiel ist so gut wie das Kartenspiel längst auch hier volksthümlich geworden; es existirt aber noch von den älteren Zeiten her ein Spiel mit Steinen, welche auf einer schmalen Tafel mit eigenthümlichen Acquis geworfen werden müssen. Man nennt es nach einer kleinen Münzsorte Pelken die Pelkentafel, die im Jahr 1580 gestiftet wurde. Am Bohlenwerk auf der rechten Pregelseite, im ehemaligen Kneiphöfschen Gemeinde-Garten, gegenwärtig dem Tischlermeister Simson gehörig, ist noch parterre ein großer mit den Bildern von Schützenkönigen gezierter Saal, der eine solche Tafel enthält, an welcher sich ältere Bürger, die des Spieles noch kundig sind, bei einem Glase Bier vergnügen. — Ein eigenthümliches Kraftspiel der Jugend, dem des schwarzen Mannes verwandt, ist hier das Königsschneiden. Eine Reihe schließt sich mit verschränkten Händen aneinander; im seitlichen Anlauf sucht diese ein Einzelner zu durchbrechen und jeder, den er mitnimmt, gehört zu ihm und muß seinen neuen Angriff verstärken helfen. Der Flügelmann, der stärkste, hat am längsten auszuhalten und, während ihm seine Mauer ab-

geschnitten wird, sich mit seinem letzten Getreuen gegen den immer mächtiger werdenden Impuls der anstürmenden Masse zu stemmen. Er ist der König.

Mit dem Marktleben, das anderwärts eine so große Wichtigkeit für das Volk hat, ist es in Königsberg nicht weit her. Der Weihnachtsmarkt, dessen Hauptflor auf dem Steindamm blühet, ist dürftig. Die Sitte der Conditoren, um diese Zeit kleine optische Zimmerreisen zu veranstalten und ihr ohnehin enges Local noch mehr dadurch zu verengen, ist das Eigenthümlichste, was mir dabei aufgefallen ist. Ob dieser Gukkastengeschmack in der Isolirtheit der Stadt seinen Grund hat, sich mitten im Winter, wenn die übrige Welt für uns Hyperboräer verloren gegangen scheint, ein Bild der Ferne als Pfand ihrer Existenz nahe zu bringen? Ich möchte es beinah glauben, denn so zur Sitte gewordene Eigenheiten pflegen einen tieferen Ursprung zu haben. Daß die Conditoren Ausstellungen von eigener Arbeit, Nachbildung von Bauwerken, Büsten von Zucker, Chargen à la Dantan u. s. f. machen, ist wohl zu Weihnacht überall Gebrauch und fehlt auch hier nicht. Wir haben sogar die Juliussäule von Marcipan durch Herrn Zappa in bedeutender Größe und durch Herrn Pomatty die Dresdner Eisenbahn modellirt gehabt. Allein solche Stadtpro-

specte, wie man sie hier durch Vergrößerungsgläser sehen läßt und die von den Königsbergern gewissenhaft abgewallfahrtet werden, um nebenher Marcipan, Pfannkuchen und gebrannte Mandeln zu verzehren, sind mir aus andern Städten, in denen ich gelebt habe, nicht erinnerlich.

Der eigentliche Jahrmarkt beginnt Mitte Juni mit dem Verkauf der Leinwand, welche von den Landleuten fabricirt und in ansehnlichen Massen eingebracht wird. Dieser Markt zieht sich vom Platz des Friedländer Thors, wo der Hauptverkehr wogt, bis zur Fischbrücke hin. Jede vorsorgliche Hausfrau kauft hier ihren Jahresbedarf an weißem und buntem Leinzeug ein. Jedes Mädchen, das an Verheirathung denkt, hat sich ein Sümmchen für diese Tage erspart, um für die Aussteuer wieder ein Stück einzukaufen. Hausfrauen- und Dienstmagdphysiognomien kann man daher in allen möglichen Exemplaren hier studiren. — An den Leinwandmarkt schließt sich einige Tage hindurch der Verkauf von Producten der Handwerker an. Dieser Moment ist der schönste. Mir fallen immer Göthe's Worte aus der Novelle genannten Novelle ein: „Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher, nach Außen gekehrt, in diesen Mittelpunct versammelt, an das Tageslicht gebracht worden." Auf der

Fischbrücke begegnen wir Spielwaaren, Nußverkäuferinnen, Mädchen, welche Safrankuchen feil haben u. s. f. Diese Mädchen sind im Allgemeinen sehr übermüthig und äußern ihre Laune, ihr Behagen nicht nur im Anruf, sondern geben sich auch wohl durch Kränze von Kornblumen und Laubwerk ein ganz phantastisches Ansehen. An der Ecke des Trödels, dem Schlachthause gegenüber, hat der Jude, der hier mit Schnittwaaren handelt und dessen kluge Bearbeitung des Landvolks ich häufig im Stillen mit Beifall beobachte, da mein Weg von dem Albertinum mich hier oft genug durchführt, Alles gethan, nicht vergessen zu werden. Die buntesten Tücher sind ausgehängt. Fahnen von grellrother Farbe flaggen in der Luft. Die neuesten Schnupftuchmuster paradiren; im Augenblick, da ich dies schreibe, ist Faust und Gretchen an der Reihe. Sie umarmen sich, Faust ein hübscher schnautzbärtiger junkerirender Kerl, Gretchen eine hochbusige Dirne. Darunter die Worte:

O theurer Mann!
Ja, herzlich lieb' ich Dich!

So vermittelt sich der Göthe'sche Faust mit den Nasen des Volkes, gewiß das Ultimatum der Popularität. — Hierauf folgt eine Reihe von Thorner Pfefferkuchenbuden, welche sämmtlich das Wappen der Stadt Thorn, eine Jungfrau

über einem Mauerwerk hervorragend, und außerdem ihren werthesten Namen auf Wachstuchschilden ausgehängt haben. Die beliebtesten Pfefferkuchen sind klein und heißen Kataschinchen. — Sodann kommen die Buden der Drechsler von Heiligenbeil mit eben so zierlichen als wohlfeilen Waaren. — Links breiten sich in großem Raum die Böttcher aus; rechts am Wasser die Tischler. In der Weidendammstraße folgen links die Stellmacher, rechts die Korb- und Stuhlflechter. Ganze Heerden von Stühlen sind hier ausgestellt. Links folgen dann noch die Kupferschmiede und Klempner, rechts aber, wo die Häuser abbrechen und der eigentliche Weidendamm anhebt, stehen Buden mit Quincalleriewaaren und Putz. Dazwischen werden Eßwaaren ausgeboten und Glücksspiele versucht. Doch scheinen die letzteren nur unbedeutend zu sein. Ich habe dies Jahr nur sechs gezählt und von diesen waren die meisten unbeschäftigt. Der kleine gedeckte Tisch mit dem aufgeschlagenen Kasten, worin verlegene Waare, Nadelbüchsen, Löffel, Rasirmesser, Handspiegel, Bleiringe u. s. f., zur Schau gebracht werden, schien nicht zu reizen. Das Würfelgeklapper der verschmitzt aussehenden Weiber wurde sammt der Einladung überhört. Nach dem Platz des Friedländer Thors hin folgen links noch Bandjuden, die ihre bunt

schillernde Waare auf der Erde ausgebreitet haben und eine unerschöpfliche Beredsamkeit mit lebhafter Gesticulation entwickeln. Rechts ziehen sich vor den Gasthöfen Tische mit Wurst, sauern Gurken, abgekochten Fischen u. dgl. hin.

Wenn dieser Markt endigt, beginnt der auf dem großen Platz in der Vorstadt am Millionendamm. Töpfer aus Tolkmitten und andern Städten, Schuster aus Tilsit, die Thorner Pfefferküchler, Kinderspielwaaren und der ansehnliche Lumpenmarkt der Juden sind die Hauptbestandtheile desselben. Es fehlt diesem mehre Wochen dauernden Markt alles Phantastische, wodurch die Prosa des bloßen Verkehrs, der den Nutzen oder den materiellen Genuß anstrebt, ein Gegenwicht erhielte. Die Buden sind theils klein, theils von nur mittlerer Größe. Solche Riesengebäude, als sie auf anderen Messen erblickt werden, mangeln gänzlich. Bei der weiten Fläche des Platzes, dem nirgends ein imponirendes Architekturwerk zur Begrenzung dient, erzeugt sich dadurch die Empfindung des Kahlen, Leeren. Es fehlen alle Sehenswürdigkeiten. Höchstens wird in einer Bütte unter einem Tuch von Fischerknaben eine Seekatze d. h. ein Seehund gezeigt. Da ist kein Riese, kein Zwerg, kein armloser mit den Füßen schreibender Mensch, keine dicke junge Dame von achtzehn Jahren, keine weiße Dame,

kein erster Herkules Europa's. Da sind keine wilden Thiere, deren Gebrüll und Gekrächz uns in andere Zonen versetzte; da sind keine Wachsfiguren, keine Taschenspieler, keine Seiltänzer. Ja, es sind nicht einmal große Eß- Trink- und Tanzanstalten da, wie sie sonst üblich sind, sondern nur in einigen Buden wird Bier und Schnaps in ziemlich roher, kümmerlicher Weise ausgeschenkt. Daher fehlt diesem Markt auch aller geheimnißvoller Reiz. Man ist froh, dem Staube, der ihn allein belebt, wieder zu entgehen. Wie ganz anders ist das auf dem Danziger Dominik, auf den Messen von Frankfurt an der Oder und am Main, auf der Münchener Dult, auf der Magdeburger Michaelismesse u. s. f. Es soll früher hier auch anders gewesen sein, als der Markt vor dem großen Brande noch in der breiten Straße der Vorstadt abgehalten wurde und der Antiquar Ferd. Rabe, dies officielle Zeitungsdaguerrotyp aller unserer Sehenswürdigkeiten, Hörwürdigkeiten, Festlichkeiten, Lesenswürdigkeiten, lieferte uns vor einigen Jahren einmal eine recht interessante Beschreibung jener Zeit, als noch der Charlatanismus des großen Lotto's der sogenannten Töpferbude den Mittelpunkt des Marktgetümmels ausmachte, als noch Polnische Starosten, Kurische Ritter herkamen, als die permanenten Waarenausstellungen unserer von Tag zu

Tag sich vervielfachenden Ladengewölbe noch nicht existirten, die es eigentlich sind, welche den Markt überflüssig machen.

Viel mehr Leben entwickelt der nur einen Tag dauernde Wargen'sche Markt vor dem Steindammthor, der in die Herbstzeit fällt. Wargen ist ein kleiner Ort in der Entfernung von anderthalb Meilen. Der Markt an sich unterscheidet sich in gar nichts von dem anderer kleiner Orte. Aber dadurch, daß man hin und zurück fährt und hunderte von Wagen sich beständig drängen, wird schon ein ganz anderer Ton erzeugt. Und da in einem Tag sich die ganze Marktfreude zusammendrängt, da man also nicht warten darf, so wird der Jubel sogleich mit ganzer Kraft angefangen. Eine eigenthümliche Sitte erhöht ihn. Man macht sich nämlich Kränze mit Goldflittern, steckt sich lange storchschnabelartige Nasen vor, maskirt, verkleidet sich. Wenn ein großer Korbwagen nach dem andern mit voller Ladung uns nichts als diese spitzlangen Nasen und blinkernden Kränze zeigt, wenn das Volk damit umherläuft und Scherz treibt, wenn sich ein Schalk als Weib verkleidet und ein anderer, als alter Kerl angethan, ihm nun mit grobkomischen Manieren den Hof macht und Gelächter und Zuruf ihren witzboldischen Umzug begleitet, so steckt darin noch ein Rest alterthümlicher ächter Volkslust.

Wir besitzen eine sehr fleißige Monographie von Fr. A. Reimann: Deutsche Volksfeste im neunzehnten Jahrhundert. Geschichte ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier. Weimar 1839. Hierin kommt zwar S. 456 Preußen vor, aber nicht das Königreich, sondern das Wort hat hier nur den Collectiv-Begriff zu vertreten und es werden lediglich aus der Provinz Westphalen und Sachsen einige Feste aufgeführt. Ich suchte nämlich in diesem Buch Aufschluß über so manche Eigenheiten des hiesigen Volkslebens. Das S. 51 aufgeführte Nasenfest von Basel hat mit den Nasen unseres Wargen'schen Marktes nicht den geringsten Zusammenhang. Es bezieht sich auf eine Localbegebenheit. Die Nasen sind dort gebackene, zu denen Schweizerblut, ein zu diesem Fest gesparter Landwein, getrunken wird. —

Zu den Volksthümlichkeiten gehört endlich Alles, was in einem Gemeinwesen prägnant und mit einer gewissen Folge erscheint. Es ist daher schwer, die Grenzen ausfindig zu machen, die einem Moment des Ganzen eine solche Bedeutung verleihen. Im Grunde schildere ich in diesen Skizzen das Königsberger Volksleben überhaupt nach den verschiedensten Seiten. Wie schwankend also auch für den einzelnen Fall die Bestimmung sein möge, so werden doch die oben angegebenen Merkmale nicht fehlen dürfen, daß eine Bethei-

ligung der Masse und ein gewisser habitueller Rhythmus der Bewegung nothwendig sind, um etwas für volksthümlich erklären zu dürfen. Aber die Betheiligung Aller ist relativ und der Rhythmus der Bewegung variabel. Trachten, Gebräuche, Feste entstehen und vergehen, wandeln sich um und haben bald einen kleineren, bald einen größeren Kreis von unmittelbar bei ihnen Interessirten. Die gebildeteren Stände aber geben immer den Ton an und es ist für städtisches Sittenwesen durchaus die Maxime festzuhalten, in ihnen den Typus zu sehen, dem die unteren Stände sich anzunähern suchen, wie sie nun gerade können. Oft dauert es lange, bis eine Form der Sitte, der Tracht verlassen, zerschlagen, umgestaltet wird. Die Eigenthümlichkeit wehrt sich. Aber man darf mit Gewißheit dem Augenblick entgegensehen, wo sie zu existiren aufgehört haben wird. Jeder Mensch liebt zwar, sich auf die Gleichheit aller Menschen zu berufen, insofern er Andere über sich erblickt, denen er sich unterordnen soll, aber jeder sucht sich auch aus einer gleichgültigen Menge auszuscheiden, die gegen ihn ungleich sein soll, gegen welche er sich als Aristokrat fühlen will. Diese Tendenz zum Vornehmen ist in großen Städten die Triebfeder der schnellen Sittenveränderung, der raschen Ausgleichung, welche in den Meubeln, Kleidungen,

Manieren, Genüssen hervorgebracht wird. Die Auflösung des Zunftwesens und die Kunst, für Alles Surrogate zu wohlfeileren Preisen zu erzeugen, worin wir es so erstaunlich weit gebracht haben, beschleunigen bei uns solche nivellirende Processe.

Diese Bemerkungen mußte ich hier einschalten, indem ich jetzt von den Begehungen sprechen will, durch welche das Volk in dem Sinne, daß darunter die niederen Stände begriffen werden, sich für sich selbst befriedigt, ohne auf die Theilnahme eines andern Standes zu reflectiren.

Dahin gehört zunächst der Tanz am Sonntag und Montag Abend. Für Königsberg ist dabei das Eigenthümliche, daß die Locale meist kleine niedrige Stuben sind, in denen ein Ausschank von Bier nnd Schnaps gehalten wird und die Musik in einer Geige und Clarinette oder Flöte besteht. Auf dem Sackheim, Steindamm, der hinteren Vorstadt, im Münchenhof nach der Fischbrücke zu, in der Nähe der Thore, sind diese Tanzhöllen besonders häufig. Tanzhöllen, sage ich, denn das Vergnügen scheint entsetzlich. Die Menschen, von Bier und Branntwein erhitzt, von Tabacksqualm umdunkelt, in einen zierdelosen Raum zusammengepreßt, den Tönen einer elenden Musik folgend, geben von Außen

her wahrlich eher das Bild von Verdammten, welche zur Strafe sich unter der Gefahr des Erstickens und Zerstoßens im Wirbel drehen müssen, als den Anblick heiterer Menschen, welche wie die Südländer, die im Freien tanzen können, aus Lust sich bewegen. Und doch ist es so. Man zweifle nicht daran, daß diese Menschen glückselig sind. Hört Ihr nicht, wie der Fuß übermüthig die Erde stampft, wie sie jauchzen, wie sie mit den Händen klatschen? Seht Ihr nicht, wie da draußen am Fenster die Dirnen stehen, die noch keinen Tänzer, keinen Soldaten, Barbier, Factor, Bedienten, Gesellen gefunden haben und sehnsüchtig in das Paradies schauen, das ich eine Hölle zu nennen wagte? Betrachtet einmal das vor Wonne funkelnde Gesicht jenes Unterofficiers, der mit sauberer Uniform im Selbstbewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit für das schöne und schwache Geschlecht auf die Kneipe zugeht! Hört das Schwatzen, Kichern, Lachen, was von drinnen aus dem freudigen Tumult herausschallt und behauptet dann noch, daß hier nicht ein Gipfelpunct des Genusses für das Volk vorhanden wäre. Das Halbdunkel der eingerauchten Stube, der Gestank der Talglichter, der Bier- und Branntweinduft, der Schweißgeruch der Tanzenden, die teuflisch rothen Gardinenlappen der Fenster, das Gequik der Geige, das Gequäk der Clarinette, der krachende Stoß, mit welchem

sich das Hufeisen des aufstampfenden Tänzers in die Diele bohrt, — das Alles und manches Unsagbare ist einmal für das Volk ein constitutives Element seines Vergnügens. Dazu aber müsst Ihr rechnen, daß dem Volk die Bewegung des Tanzes noch wirkliches Entzücken bereitet. Der sogenannte gemeine Mann muß den ganzen Tag in bestimmten Bewegungen handthieren, die seinen Körper vereinseitigen. Der Schneider, Schuster, Fleischer, die scheuernde, kehrende, kochende Magd, die Nätherin, der Maurer, Zimmerer u. s. w. haben beständig mit einem Gegenstande außer sich zu thun, den sie in einer besonderen Manipulation behandeln müssen. Wie wohl wird ihnen nun, wenn sie in der Kneipe Abends statt des todten Objects sich ein Auge gegenüber sehen, das Wohlgefallen an ihnen ausspricht, einen Händedruck fühlen, der Verbindlichkeit andeutet und sie mit ganzem Leibe in so angenehmer ihre eigene Empfindung zurückstrahlender Gesellschaft sich ohne einen äußeren Zweck bewegen können! Wie dehnt sich jedes Glied in dieser Losgelassenheit, wie stellt sich die vom Tagesgeschäft gestörte Einheit des Lebens wieder her! Ich versichere Euch, Ihr Schönen, die Ihr, Abends auf den Ball zu gehen, bis um Mittag schlaft, damit Ihr um Mitternacht noch leidlich frisch aussehn'n mögt, die Ihr den ganzen Tag Toilette

macht, die ihr jeden Abend der Woche auf einen Ball eingeladen sein könnt, Ihr empfindet nicht ein Drittel, nicht ein Zehntel der Lust Euerer Hausmagd, die alle vier Wochen einmal ein Paar Stunden zum Walzer kommt und etwa noch für den Geliebten, der gerade nicht bei Kasse ist, die Auslage an Tanzgebühren und an Bier und Schnaps macht, welche sie eigends zu diesem Zweck sich von ihrem Lohn aufgespart, oder mit bösem Gewissen der Herrschaft vom Marktgroschen abgestohlen hat. Und dann fragt Euch einmal ob es denn nicht, besonders bei Privatbällen, auch oft unerträglich unbequem, überfüllt, dunstig sei, und besonders, ob Ihr wohl so gern tanzende Tänzer gefunden habt und nicht vielmehr oft nur maschinenartige Beweger Euerer niedlichen Person, die aus socialer Pflicht, aus egoistischer Absicht, aus Eitelkeit, aber nicht aus Lust am Tanz mit Euch tanzten?

Ich habe das Volk mit seinen uns entsetzlich scheinenden Tanzlocalen vertheidigt, weil man sich oft zu wenig in seine Zustände hineinversetzt. Nichtsdestoweniger wünschte ich ihm größere, geschmackvollere, mit besserer Musik ausgestattete Locale, weil ich glaube, daß im Allgemeinen mit dem weiteren, schöneren Raum, mit der größeren Reinlichkeit auch mehr Sittlichkeit verbunden ist. Mit diesen kleinen Tanz-

kneipen sollen nicht selten liederliche Unordnungen sich verbinden. Ich wünsche keineswegs jene brillanten Sääle, von einer Reihe zuziehbarer, der Prostitution gewidmeter Logen umgeben, wie Berlin, wie Hamburg sie hat, in denen der Tanz nur das Anknüpfungsmittel eckelhafter Orgien wird; aber ich wünsche ihm solche Locale, wie sie in der Pfalz und am Rhein unter dem Namen Vauxhall bekannt sind, geräumig, mit guten Speisen und Getränken, mit einem ordentlichen Orchester versehen. Zwei solcher Locale existiren hier schon, das eine im Mühlengrunde, die zweite Etage eines Eckhauses, das andere am Ausgang der Collegiengasse nach der Löbenichtschen Kirche zu. Hier, im sogenannten Löbenichtschen Remter, wird auch der Lohnbedientenball gefeiert, eine Copie des Styls der Bälle, bei welchen sie außerdem aufwarten. Der Altstädtsche Gemeindegarten und Junkerhof gehören mehr dem Mittelstande, dem eigentlichen Bürgerthum an.

Bisher habe ich von dem Wochentanz in der Stadt gesprochen. Mit dem Sommer siedelt der Tanz sich auch einige Monate lang außerhalb in den nächst gelegenen Dörfern, Ponarth, Aweiden, und in einigen Wirthschaftshöfen in Devau und Maraunen, an. Der Saxe'sche Garten vor dem Friedländer Thor gehört schon mehr dem höheren Mittelstande an. Die Grenze ist

zwar nicht scharf markirt, macht sich aber durch die hier herrschende Gewohnheit feinerer Kleidung und kostspieligerer Genüsse von selbst. Devau vor dem Königsthor ist besonders im Frühjahr stark besucht. Es liegt nicht weit und läßt sich auf dem Chausséewege bequem ergehen. Es sind eigentlich zwei Tanzorte hier, der eine rechts vom Wege, zum Gute Kalthof gehörend, vor, der andere links nach dem Schlagbaum. Das rechte Devau mit einem großen Garten ist das letzte Gehöft. Als Motto aller hiesigen Vergnügungen kann das Wort aus dem Faust gelten:

Ein starkes Bier, ein beizender Taback,
Und eine Magd im Putz, das ist nun mein Geschmack.

Im April, Mai und Juni wimmelt es hier von weißen Kleidern und buntbebänderten Hauben der Dienstmädchen, die ihren Herrinnen die Art und Weise, das Haar zu flechten, das Umschlagtuch zu tragen, mit dem Knicker die Sonne zu bekämpfen, glücklich abgelauscht haben und nun die gelernten Künste den Soldaten und Gesellen zur Schau stellen können.

Im Juni wird der Weg nach Maraunen, das vor dem Tragheimer Thor eine starke Viertelmeile mitten in einem Tannenwäldchen liegt, practicabel. Der Weg bis zu Böttcher's Höfchen ist es zwar schon viel eher, allein die Strecke durch

den Wald bleibt noch lange schwierig zu passiren. In Maraunen selbst aber ist auch noch Alles feucht. Die Sonne muß erst die vielen Lachen im Walde, die von dem schmelzenden Schnee sich bilden, austrocknen; die Störche müssen erst die Frösche, die hier im Frühjahr die Substanz des Bodens auszumachen scheinen, vermindert und das Gras sich zu einem stärkeren Wuchs emporgestreckt haben, bevor es sich hierherzufahren lohnt. Nach Devau geht man, nach Maraunen, obwohl es gar nicht so weit ist, fährt man. Und man fährt nicht nur hin, man fährt auch zurück. Und man fährt nicht nur, sondern man singt auch. Ich habe zweimal den Sommer hindurch in der Nähe von Maraunen, in Ziegelhof gewohnt und daher Gelegenheit genug gehabt, das hier herrschende System beobachten zu können. Oft stand ich Abends, wenn die Sterne am Himmel heraufzogen, auf einem Hügel, von dem aus ich die ganze Straße vom Wald bis zum Thor überschauen konnte. Ein weißer Staubstreifen wurde absatzweise durch die rollenden Wagen verdunkelt und aus allen tönte der herzkräftige Gesang. Maraunen ist ausgezeichnet durch einen schönen großen von Wald mit eingehauenen Pfaden umgebenen Rasenplatz, auf welchem eine Schauckel, ein Caroussel, ein Pfahl mit einem Ring zum Werfen und an den Rand umher Tisch und Bänke sich

befinden. Die Kegelbahn liegt zur Seite. Im Hause ist links durch die Schenkstube hindurch der Eingang zum Tanzsaal, der ziemlich groß ist. Für das Orchester ist eine Erhöhung gemacht. Ein Flügel mit Sordinen, mit einem Trompeten- und Paukenzuge, kann als Surrogat desselben an Tagen dienen, wo ein Tanz improvisirt werden soll. Wie weit die Fertigkeit des Clavierspielens schon eine allgemeine unter uns geworden ist, habe ich hier mehrfach erfahren. Junge Männer und Mädchen, denen man es nach andern Anzeichen nicht hätte abmerken sollen, wirbelten plötzlich Straußsche Walzer her. Das größte Vergnügen entsteht in Maraunen durch plötzlich über den Wald, der sie im Entstehen verdeckt, herübertretende Gewitter, wenn Alles vor dem Sturm und Platzregen in die Zimmer und den Saal flüchtet. Diese Gequetschtheit, diese Nothwendigkeit, sich berühren, sich sprechen zu müssen, dieser erlaubte Aufruhr, womit man sich benimmt, die theils wahre, theils erheuchelte Angst der Frauenzimmer vor dem Blitz, der Trost der Männer, die gotteslästerlichen Tanzversuche einiger in dem engen Raum, die immer mehr Beifall und Anschluß gewinnen, endlich wenn das Gewitter vorüber geht, die Abkühlung draußen im Grünen, dies Ensemble ist einmal für das Volk ein unvergleichlicher Genuß.

Der Wirth weiß aber auch durch besondere Reize den Aufenthalt angenehm zu machen. Er sorgt für Feuerwerke, Luftballons, Sacklaufen, Hammelschieben, Wurstspringen, u. s. w. Vorigen Sommer ging ich, in allerlei Gedanken vertieft, von Ziegelhof aus am hintern Waldsaum spazieren. Plötzlich höre ich einen Trompetenton und eine tactschlagende Handpauke aus dem Walde. Ich drehe mich um. In Spanischer Tracht mit blauem geschlitztem Wamms, weißen Tricots, mit wehendem Federbusch und rother Schärpe lief im Hundetrab ein Kerl den Weg nach Ernsthof. Ich dachte wahrhaftig, das Vorspiel zum Kaiser Octavianus, der Aufzug der Romanze, würde mir erscheinen. Aber fast gleichzeitig gallopirte ein Bursche aus dem Wald heraus und noch etwas später stürzte im schwarzen Leibrock mit fliegendem Haar ohne Mütze ein Gesell her. Nun war mir Alles klar. Es producirte sich ein Schnellläufer. Die Musik hatte das Zeichen des Ablaufs gegeben. Der Bursche zu Pferde controlirte den Läufer. Der Gesell, wie ich später von ihm erfuhr, ein Fleischer, hatte einen Wettlauf unternommen. Ich ging sogleich auf Ernsthof zurück. Als der Läufer hier ankam, vom gallopirenden Pferde nachgefolgt, geriethen alle Kinder und Hunde außer sich. In der Schmiede hörte man auf, zu arbeiten. Die alten Leute kamen an die Hausthüren. Aber noch grö-

ßer war die Verwunderung, als der Läufer ganz stumm bei dem Pfahl, der die Ortstafel trägt, wieder umkehrte, der Reiter eben so und der weit zurückgebliebene Gesell, der sich oft Hurrah zugerufen und damit nur Kraft verloren hatte, sprang, da er dies sah, von dem Weg ab, warf sich in den Seitengraben und keuchte verzweifelnd, als sein Rival schon wieder bei ihm vorüberkam. Ich trat nun zu ihm, etwas nach ihm zu sehen, da er, wie man hier sagt, beinahe den Pust schien aufgeben zu wollen. Er erholte sich schwer und schob das Mißlingen auf den verfluchten Schuster, der ihm die Stiefel gemacht. Ja, meinte er, hätte er nur Schuhe angehabt. Hätte er! So machen wir es in der Regel. Geht eins unserer Unternehmen schief, so sind nicht wir die Schuld, sondern unser College, unsere Frau, oder das Instrument, womit wir arbeiten, genug der fatale Stiefel. Hätten wir Schuhe angehabt, wie der Fleischergesell meinte, wären wir zeitig genug am Ziel angelangt. Hätten wir!

Einige Wochen hindurch kamen fast täglich fünf Matrosen eines Dänischen Schiffs, in feinen braunen Jacken, blaugestreiften Beinkleidern, saubern Strümpfen und Schuhen und rauchten die duftendsten Cigarren. Sie waren ganz versessen auf das Carousſel und konnten sich stundenlang auf den Holzpferden drehen lassen. Aber das

genügte ihnen zuletzt nicht. An die gefährlichsten Situationen gewöhnt, sprangen sie vom Pferde auf den Bretterboden, oder über das Pferd weg auf den Rasenplatz. Man warnte sie. Endlich sprang der eine fehl und fiel zwischen die Drehscheibe und die umgebende Schranke. Im Nu war ihm von der Wucht des im Schwung begriffenen Drehbalkens die Brust zerquetscht. Ohne ein Wort sagen zu können, war er todt. Eben gab der Klang der Schelle das Zeichen, daß die Hälfte der Rundläufe, für die man bezahlt, vollendet sei. Das war nun gar wehmüthig. Der Himmel war so blau, der Wald ringsum so lieblich. Mädchen und Kinder flatterten schmetterlingleicht im lichten Grün umher. In dem Saal ward getanzt. Mit Einem Mal herrschte die feierlichste Stille. Alles umstand erschüttert die Leiche des schönen jungen Mannes. Nach Amerika war er so oft gefahren, in der Capstadt war er gewesen, in den wüthendsten Stürmen glücklich davon gekommen und mußte nun hier auf ebener Erde im anmuthigsten Sonnenschein fern von der Heimath mitten im Vergnügen dahinsterben. Die alten Deutschen hatten Recht, wenn sie den Tod dichteten und malten, wie er plötzlich mit Jemand ins Grab tanzt, der ihn am wenigsten vermuthet.

Aber der Strom der Volkslust fluthet bald

auch über ein frisches Grab hinweg. Man nimmt Theil an dem fremden Geschick, allein man läßt sich nicht wesentlich stören. Man empfindet die Süßigkeit des eigenen Daseins um so tiefer. Man weiß, daß man ja auch sterben muß und hat nicht Zeit zu verlieren.

Da in Maraunen der Platz wirklich sehr schön ist, so werden auch vom Volk viele Gesellschaftsspiele, blinde Kuh, den Dritten Abschlagen, Kämmerchen Vermiethen, Reifwerfen u. dgl. gespielt. Die breiten Waldwege gestatten eine gewisse Absonderung, ohne doch mit dem Mittelpunct außer Zusammenhang zu kommen. Bei solchen Spielen sind die Refrainlieder, die gesungen werden, auch ein Moment der Volksthümlichkeit. Um sie aber schildern zu können, müßte man die Melodieen dazu geben, in denen oft eben so viel, oft noch mehr Eigenheit liegt, als in den Versen. Manche dieser Lieder gehen in eine ältere Zeit zurück. In dem einen versichert ein Mädchen:

Nein, nein, kann es nicht sein,
Zieh ich gleich ins Kloster hinein.

Denn für unsere Zeit, wenigstens, dem Himmel sei Dank, für Preußen, ist die Kraft dieser Drohung erloschen. In einem anderen Liede macht ein junger Herr im Modeton einem Mädchen den Hof. Sie wirft ihm Untreue vor. Er schwört, in dem Jahr, daß er sie nicht gesehen, sie nicht

aus dem Sinn verloren zu haben. Sie singt dagegen:

Mein Herr, Ihre Worte sind mir gar zu witzig,
Ihre Redensarten sind mir gar zu spitzig,
Hätt' Sie lieb gehabt u. s. w.

In einem andern steigt die Liebesnoth bis aufs Höchste und äußert sich ganz naiv:

Komm gelinde,
Fein geschwinde,
Sonst muß ich vor Lieb vergeh'n.

Ein sehr beliebter Kanon ist folgender:

Hier ist's grün, da ist's grün,
Unter meinen Füßen,
Hab' verloren meinen Schatz,
Werd' ich suchen müssen.

Hier ist's grün, da ist's grün?
Wer ist's wohl von Allen?
Der da mit dem Lockenkopf,
Thut mir wohl gefallen.

Hier ist's grün, da ist's grün,
Weiß ich nicht, wie mir geschicht.
Ja, ja, du bist es wohl,
Der ein Küßchen haben soll.

Ferner:

Schöne Blumen will ich pflücken,
Die in unserm Garten steh'n,
Ihr das schöne Haupt zu schmücken,
Sonst muß ich vor Lieb vergeh'n u. s. w.

Ferner mit dem Plumpsack in der Hand zum Reigentanz zu singen:

Ich komme gegangen mit Schlägel und Reifen,
So hat mir mein Meister als Burschen geheißen,
Ich binde das Faß,
Ich mach' es brav naß,
Meine liebe Frau Meistrin, wie gefällt Ihnen das?

Die schnurrende, klopfende Melodie dieses Kanons ist ganz vortrefflich. Eine Schalkheit liegt gewiß darin. Schon im Mittelalter hatte man diese am Böttcherhandwerk aufgefunden. Der Minnesinger Gottfrit von Nifen, Manessische Codex, No. 153, singt:

Es fur ein Büttenere
Vil ferre in främdiu Land,
Der was so minnebere,
Swa er die Froven fand,
Daß er da gerne band.

Da sprach der Wirth mere
Zu ihm, was er kunde?
„Ich bin ein Büttenere,
Swer mir deß gunde,
Ein Faß ich ihm bunde."

Da trug er seine Reife
Und seinen Tribelslagen,
Mit seinem Unbeschweife
Kunde er sich wohl bejagen
Ein gut Geschirre tragen.

Seinen Tribel wegge
Den nahm sie in die Hand,

Mit seiner flechten Egge;
Sie sprach: „Heiland,
Gott hat Euch dargesandt.“

Da sie da gebunden
Dem Wirthe sein Faß
Oben und auch unten,
Sie sprach: „Ihr seid nicht laß
Mir ward nie gebunden baß.“

Ich führe absichtlich dies Minnelied an, das an Lascivität keiner Französischen Chanson etwas nachgibt, aber zur Zweideutigkeit durch die Einmischung der göttlichen Vorsehung noch die Frivolität hinzufügt, weil man jetzt oft vom Mittelalter und namentlich vom Minnegesang in der Weise reden hört, als wenn darin nur kindliche Unschuld geherrscht habe und weil man die geringsten Aeußerungen des Muthwillens, der Zweideutigkeit in noch jetzt gesungenen Volksliedern als Zeichen der Verderbtheit unserer Zeit anklagt. Ich kann versichern, daß, so weit meine Beobachtung reicht, das Königsberger Volk sich bei seinen Spielen in der That noch mit unschuldigem Sinne benimmt. Das Volk, noch nicht, wie die Halb= und Uebergebildeten, durch Reflexion verdorben, hat noch wahre Kindlichkeit. Das Spiel macht ihm wirklich noch Vergnügen. Allerdings grassiren auch zuweilen Lieder, die abscheulich sind und in die Kategorie fallen, welche ich in dem Aufsatz über die Bilder=

literatur des Deutschen Volks, auf den ich überhaupt bei diesem Abschnitt verweisen muß (zur Geschichte der Deutschen Literatur 1836), S. 268 berührt habe. So herrschte vom Frühjahr 1839 bis Ende 1840 bei uns ein Lied, der Schottische Walzer, das selbst auf Schnupftüchern abgebildet und abgedruckt war und von dem schon erwähnten Juden am Trödel fleißig verkauft ward. Nun ist es verstummt und nur der Refrain:

Wird schon geh'n
Wird schon geh'n,
Wenn wir uns nur recht versteh'n!

als Redensart zurückgeblieben.

Doch um auf Maraunen zurückzukommen, so erwähne ich noch, daß es auch ein Lieblingsort ist, nach welchem die Schüler und Schülerinnen von Pensionaten und kleineren Unterrichtsanstalten an den nicht vom Volkstumult besetzten Tagen hingeführt werden. —

Zu den Momenten des Volkslebens, in denen ein Stand für die andern ein Schauspiel bereitet, woran diese theoretisch mehr oder weniger Theil nehmen, rechne ich alle Festlichkeiten, welche mit der corporativen Gebundenheit der bürgerlichen Gesellschaft zusammenhängen. Die Zünfte haben hier noch manche derartige Spur hinterlassen. Bei Quartalfeiern des Gewerks kommt es noch vor, daß die Altgesellen vor dem Hause,

in welchem gespeis't wird, das Fahnenwerfen ausführen, indem sie mit großer Geschicklichkeit die dem Gewerk gehörigen Fahnen in die Höhe und sich einander zuwerfen. — Einen bedeutenden Raum nehmen in diesem Element die hiesigen Studenten ein, welche Comitate, Begräbnisse, Vivats noch mit allem Pomp des früheren Universitätslebens ausführen. Die wallenden Federbüsche der Barette, die Uniformen mit blitzendem Epaulett, die weißledernen Inexpressibles, die Schärpen, die kanonenartigen Stiefeln, die Schläger und Marschallstäbe sind hier noch in lebhaftem Gebrauch und man kann hier noch viele Sitten des alten Comments finden, welche auf den jüngeren Universitäten Breslau, Berlin und Bonn vielleicht nicht einmal mehr dem Namen nach bekannt sind. An solchen Aufzügen nimmt dann die ganze Stadt Theil. Die Studirenden suchen mit ihrem Feierzuge so viel Umwege als möglich zu machen, damit sie die Hauptstraßen passiren und dürfen sowohl auf vollbesetzte Fenster, als auf eine mit ihnen sich fortschiebende Volksmenge rechnen. Eines der schönsten Feste, was ich hier erlebte, war das Vivat, welches im Sommer 1839 unserem allgemein verehrten und geliebten Geheimrath Lobeck gebracht wurde. Die Studenten hatten sich dazu in das Ungarische Costüm mit Halbstiefeln und weißen Ueberklappkragen über die schwarzen Sammt-

röcke geworfen. Die Trompeter des Dragonerregiments bliesen Fanfaren. Die Königsstraße und der Platz vor der Bibliothek, an welchem Lobeck wohnt, waren gedrängt voll Menschen aus allen Ständen. Als der herrliche Mann vor die Thür trat und die Studirenden ermahnte, die Vergangenheit nicht nur als Vergangenheit vor Augen zu haben, sondern aus ihr auch auf die Zukunft hinüberzudenken, um tüchtige Bürger des Staats zu werden, als er ihnen mit seiner klaren, festen und doch bewegten Stimme einschärfte, dem Genius unserer Albertina, dem Genius des Rechts, der Wahrheit und Freiheit, nie untreu zu werden, war Alles mäuschenstill. Man hörte nur das Schnauben der Pferde. Es war dies das Fest einer Corporation, aber zahllose Menschen aus anderen Ständen betheiligten sich an ihm und die Weihe des Moments kam auch über sie. — Mitunter ist die Darstellung, die ein Stand dem andern gibt, gar nicht einmal eine ausdrückliche Auslegung seines Lebens, aber es macht sich so, daß die anderen davon mitergriffen werden. Hierhin rechne ich z. B. die Concerte, welche die Kaufmannschaft im Börsengarten gibt. Dieser liegt am Schloßteich. Von der Schloßteichbrücke, die weder von Pferden noch von Wagen berührt werden darf, hat man seine Terassen vor Augen. Die mit den Preußischen National=

farben angestrichenen Masten am Ufer mit ihren Flaggen verkünden das Fest. Die Musik wird deutlich gehört. Viele Boote sind in Bewegung, Gesellschaften zu bringen und zu holen. Und so kommt es, daß in einem gewissen Grade die ganze Stadt mitinteressirt ist. — So ist auch das Pferderennen in der That, obwohl auch der Bauernstand activ daran Theil nimmt, eine Schaustellung, welche den grundbesitzenden Aristokraten angehört. Dennoch hat sich das Fest allmälig zu einem provinciellen Volksfest umgebildet.

Manches Volksthümliche wäre noch zu erwähnen, wollte man mit Genauigkeit alle Reste älterer Sitte und das Entstehen neuer Sitte in dieser Beziehung verfolgen. Lewald in seinem Panorama von München (I., S. 146 1835,) sagt z. B. bei der Schilderung des Faschings:

„Vor Allem aber sind mir die Fischer aus der lieben Heimath gegenwärtig, wie ich sie als Knabe freudig begrüßte, wenn sie mit den geschmückten Kötschern erschienen, voll Rauschgold, Bändern und Glöckchen, und den originellen Chorus anstimmten:

„Lot uns nich lange luhre, (lauern d. i. warten)
Lo von de Linge!
Dat Wehr ward uns versuhre,
Lo von de Linge!
De Kötschkerke's de klinge,

De Fischke's de springe,
De Fischgeselle singe u. s. w."

Die Fischergilde ist nämlich mit diesem Aufzug von Jahr zu Jahr mehr zurückgetreten. Ich habe, obwohl auf solche Dinge zu achten mir ein gewisser Instinct inwohnt, der sie mir nicht entgehen läßt, der mich ihnen zuführt, doch noch niemals die Fischer selbst mit ihren Keschern in solcher Weise gesehen und bin doch nun acht Jahr hier. Wohl aber habe ich zahllose Male vagabondirendes Gesindel, kleine zerlumpte Kinder aus den untersten Volksklassen, mit einem Tannenstrauch in der Hand, den Bänder, buntes Papier, Flitter und Rauschgold zieren, in die Häuser laufen gesehen und mir auf dem Hausflur vorsingen lassen. Die Kinder fangen jetzt aber an, indem sie sagen:

Lo von de Linge,
Dannemädche singe!
Die Kötschkerke's de klinge u. s. w.

wobei sie denn mit dem Bäumchen rascheln. Daß nun jener Brauch, der ursprünglich einer besonderen Corporation angehörte, jetzt zu einem allgemeinen Bettelliede benutzt wird, beweis't schon, daß er in derselben abgestorben ist. Er hat daher auch im Munde dieser Kinder gar keinen Sinn mehr. Von den Kötschkerke's sieht, von dem Klingen hört man nichts mehr. Das Sprin-

gen der Fische paßt gar nicht zu Mädchen, die aus einem Tannenwald zu kommen scheinen. Im weiteren Inhalt des Liedes wird dem Herrn, der Frau und dem Knecht etwas Gutes gewünscht, wobei immer auf das Fischgewerbe Bezug genommen ist; z. B.

Wir wünschen dem Herrn einen gesegneten Tisch,
Und an allen vier Ecken gebratenen Fisch u. s. w.

was nun ohne rechte Deutung bleibt, im Munde von Fischern aber sich ganz charakteristisch ausnimmt. Der Refrain: Lo von de Linge! heißt: Laub von den Linden! und paßt abermals nicht zu den Tannenmädchen. Die Melodie ist höchst eigenthümlich und unsere melodiearmen Operncomponisten sollten ihr Ohr für solche volksthümlichen Elemente sich offener erhalten. Sie könnten die schönsten Motive daraus entnehmen.

Noch dies und jenes schwebt mir als mittheilungswürdig vor, allein das Problematische drängt sich mir auch immer mehr auf, ob etwas für Königsberg Bezeichnendes darin liegt, besonders bei Begehungen, die aus der Kirche ihren Ursprung entnommen haben, wie z. B. wenn die Jungen am heiligen drei Königstage mit einem Brummtopf umherziehen; oder bei Elementen, die vielleicht nur ganz zufällig, nur sporadisch auftauchen. Freilich beweist ihr Dasein für sie. Ohne eine Sympathie mit dem hiesigen Wesen würden sie sich gar

nicht erhalten können. So zog vor sechs Jahren in der Provinz ein Invalide umher, der eine Concession zu Marionettenspielen besaß. Er hatte eine Geige, mit welcher er vor Beginn seines Spiels die Leute unterhielt. Sodann producirte er den Tanz zweier Kosaken mit großer Geschicklichkeit. Bei seinen theatralischen Stücken mußte er sich doch nach den Interessen und dem Horizont seines Publicums, der Instleute und Bauern, richten. Insofern würde sich also darin eine Spur der Anschauungsweise des Volkes zeigen. Ich sah, bei Gelegenheit der Feier einer silbernen Hochzeit, von ihm ein Stück aufführen: der Fürst von Frühlingsfelde oder die verliebte Heirathschaft, gewiß von eigener Composition und deshalb merkwürdig. Ein verschuldeter Fürst kehrt aus dem Kriege zu seiner höchst zänkischen Ehehälfte zurück. Ein alter General, sein Gläubiger, wirbt um seine Tochter Lisette. Die Eltern sind geneigt, sie ihm zu geben, um ihre Schulden quitt zu werden. Aber Lisette liebt schon, liebt den Lieutenant Klapowsky. Der Bediente, Hans Kasper, ist der allgemeine Intriguant, der für Geld dem Vater, der Mutter, der Tochter, dem alten General wie dem jungen Lieutenant dient. Es zeigt sich, als die Sache den Gipfel der Verwirrung ereicht hat, daß Klapowsky, — man denke —, ein verkleideter Prinz von

Oranien ist, der eines Duells wegen hat flüchten müssen, aber, wie er versicherte, schon wieder pardonnirt war. Er heirathet natürlich die von seinem Rang und Vermögen entzückte Lisette und die Excellenz des Generals weicht ehrerbietig der Durchlaucht des Prinzen. Schimpfhumor und Prügelsuppen waren bei der Ausführung die Hauptsache, sonst aber frage ich, hat der Invalide nicht eben so gut sein Lustspiel gemacht, als unsere Concurrenten um Preise, die Herr von Cotta aussetzt?

Die Volksküche.

Der familienlose Proletarier, der früh Morgens an das Tagewerk muß, der nur eine Schlafstelle bezahlt, in die er spät wieder heimkehrt, findet beim Aufstehen nicht Eure Bequemlichkeiten vor. Ihr schlaft noch, während die Bedienung Euch schon den Kaffe besorgt. Beim Aufstehen findet Ihr bereits alles fertig zum Genuß. Ihr dürft ihn nur hinnehmen und werdet sehr ungehalten werden, sollte ein Mal sich ereignen, daß Ihr auf den ermunternden Mokkatrank warten müßtet. Aber der Proletarier, der in der Wohnung, worin er sich eine Schlafstelle miethet, nur einen knappen, vorübergehenden Aufenthalt macht, der sich dahin nur, wie ein Thier in sein Lager, zurückzieht, hat keine Seele unmittelbar um sich, die daran dächte, ihm eine Labung zu bereiten. Allein glaubt nicht, daß er so ganz verlassen sei.

Außer dem Hause, dort an der Straßenecke, wartet schon sein Frühstück. Noch sind viele Fensterladen geschlossen. Die eckelhaften Karrenführer, welche den kostbarsten Dünger aus den Häusern holen, denen es durchweg an ordentlichen Abtritten gebricht, fahren noch mit ihren langsamen Pferden von Haus zu Haus und lassen zuweilen ihren Ruf: Schütt' opp, Schütt' opp! erschallen. Die Luft ist noch sehr feuchtkalt. Die Dienstmägde gehen hin und wieder mit Handkörbchen, mit Tellern zum Bäcker. Lüderliche, welche die Nacht beim Trunk, beim Spiel oder sonst verbracht haben, schleichen mit gläsernen Augen vorüber. Da wehet durch die Luft ein so kräftiger, appetitlicher Geruch, daß sie stehen bleiben und sich wohl unter den Haufen Arbeiter mischen, welcher sich jetzt um eine stämmige Frau gesammelt hat, die mehre Tragkörbe auf dem Pflaster neben sich gestellt und zu ihrem Sitz einen Prellstein erkoren hat. Das ist die Fleckkocherin. Fleck werden hier die Eingeweide, insbesondere Gedärme, Kuteln der Thiere genannt, das Wohlfeilste, was der Fleischer liefern kann. Während der Nacht wird davon mit Kartoffeln und einigen würzigen Kräutern in großen Kesseln zugekocht. Diese Speise ist schmackhaft und nahrhaft. In kleinen Schaalen wird sie ausgetheilt. Die ziemlich reichliche Portion, die der Arbeiter stehend verzehrt,

kostet gewöhnlich einen Kupfergroschen d. h. vier Pfennige. Zu Mittag und Abend erscheinen diese Volksmütter wieder, rechts und links ihr Mahl auszuspenden. Sie führen allerdings auch noch Brod, Wurst und Anderes mit sich, aber die Hauptsache sind die in Stücke gehackten seimig eingekochten Gedärme. Wer von den Arbeitern nicht gleich bezahlen kann, hat bald Credit. Die Fleckkocherin führt ein Buch und bringt mit dem Studium desselben am Tag über manche Stunde hin. — Von den eigentlichen Fleckkocherinnen sind die Essenhalterinnen schlechtweg, die auch auf den Straßen sitzen, zu unterscheiden. Es soll hier auch, was ich jedoch nie gesehen habe, die Sitte vorkommen, von einer langen Wurst bis zum Daumen, der eine Grenze hält, für ein paar Pfennige abbeißen zu dürfen.

Auf dem Markt zwischen der Fisch- und Krämerbrücke am Wasser ist auch die eigenthümliche Einrichtung, daß große Fässer mit saurer Milch dastehen, in denen ein tüchtiger hölzerner Löffel, Schleife (Schleef) genannt, liegt. Gegen eine geringe Bezahlung darf nun mit demselben geschöpft werden.

An der Fischbrücke sind die größten Anstalten für die Stillung des Hungers. Hier ist ein Convulut von Häringsbuden, die aber auch Bratfische, Speck, Wurst, Käse in ungeheueren

Quantitäten nebst Brod feil haben. Einen großen Theil des Publicums machen hier außer den Arbeitern die gemeinen Soldaten aus. Man muß den Nordischen Magen bewundern, wenn man sieht, welche Massen von Fett hier im Nu verschwinden. Wie würde namentlich der Baier erstaunen, der zuerst Bier verlangt und dazu sein Brod mit Salz kauet, aber an Butter wenig gewöhnt ist, wenn er hier die Riesenstücke von Elbinger Käse, die Schichten gebratener Dorsche, Flundern, Strömlinge ohne Bier verzehren sähe, womit nicht gesagt sein soll, daß hier nicht auch sehr viel Bier getrunken würde. Doch ist dies ein vom Essen gesonderter Act, der in den nahgelegenen Kneipen vollzogen wird, an deren Fenstern die zinnernen Deckelkrüge einladend winken.

Eine sehr wichtige Einrichtung für das Volk sind die kleinen Buden, welche sich, meist roth angestrichen, oft in Häuser, in Gartenmauern, in Durchgängen eingebaut, durch die ganze Stadt zerstreut, am häufigsten jedoch auf dem Sackheim, finden. Diese Boutiquen haben ein seltsames Allerlei zum Verkauf, vom groben Brod bis zu Leckereien für Kinder. Semmeln, Pretzeln, Kringel, etwas Obst, Rosinen, von Mehl und Zucker Gebacknes, Wurst, Speck, Bier, Schnaps u. s. w. Ein altes Weib, deren früheres Geschäft der Straßenverkauf war, ist die Inhaberin.

Das physische Bedürfniß ist jedoch bei diesen Bouquiquen, wie ich glaube, untergeordnet. Es wird allerdings auch gestillt, aber es ist nicht so dringender Ernst damit, wie bei der Fleckkocherin oder bei der Fischbrücke. Dagegen tritt die Erholung durch Plauderei lebhaft hervor. Das alte Weib weiß genau Alles, was in der Nachbarschaft von der Dachstube bis zum Kellergeschoß Bemerkenswerthes passirt. Alle Dienstmägde der Umgegend sind ihre Vertraute. Sie ist es, die ihnen über ihre Herrschaft die interessantesten Aufklärungen gibt, denn sie hat die ganze Genealogie von Mägden im Kopf und kann erzählen, weshalb jede fortkam, wenn der Herr, wenn die Frau daran Schuld war. Alle Lehrbursche und Gesellen sind ihre Vasallen und empfangen ähnliche Winke. Vor allen Dingen aber weiß sie die Liebesintriguen des dienenden Personals zu vermitteln. Sie kann der Magd sagen, um welche Zeit Abends und von welchem Brunnen sie Wasser holen solle, denn der Tischler oder Schneider ist Mittags da gewesen es zu bestellen. Das Bedürfniß etwas zu holen oder zu genießen, ist nur das Motiv, von der Alten Neuigkeiten zu erfahren. Für den Müden hat sie auch noch eine Bank, einen Stuhl in ihrer Bude, wo es sich behaglich ruhen und noch besser schwatzen läßt. Was in Paris die Loge des Portiers

für ein Haus, das ist hier die Bude für mehre Straßen.

Es ist ein merkwürdiger Zug in den Französischen Socialsystemen unseres Jahrhunderts, daß sie der Küche eine große Aufmerksamkeit schenken und im eigentlichen Sinn eine Volksküche organisiren wollen. Ich möchte wohl wissen, wie unser Preußisches Volk solche Vorstellungen ansehen würde? Seinem Eß- und Trinktriebe nach dürften sie mit ungemessenem Enthusiasmus aufgenommen werden. Im Allgemeinen, glaube ich, ist das Volk in Deutschland den Bestrebungen der Socialisten, Communisten, St. Simonisten, Fourieristen u. s. f. noch fremd geblieben. Die Liebe zum Familienleben, die Neigung nicht zur atomistischen, wohl aber corporativen Abgeschlossenheit sind bei dem Deutschen zu groß, als daß er so schnell Systemen sich hingeben könnte, welche das ganze Leben unter einen Mechanismus gefangen halten, der allerdings dem Einzelnen viel gewährt, aber die Poesie der Individualisirung, so sehr er das Individuum schützt, vernichtet. Ich achte die Bestrebungen der Socialisten sehr hoch, weil sie schneidende Mängel unseres gesellschaftlichen Systems nicht nur mit vieler Einsicht aufgedeckt, nicht nur mit edler Beredsamkeit die Theilnahme dafür entflammt, sondern auch positive Versuche des Besserwerdens gemacht haben. Aber

aus solcher Anerkennung folgt nicht, daß man sich auch für ihre Excentricitäten verantwortlich mache. Gegen die Aufhebung des Privateigenthums, des Familienlebens und der Nationalität in dem Sinn eines weltlichen Klosterthums haben sich unter den Romanischen Völkern selbst schon bedeutende Stimmen erhoben. Die Nationalität ist allerdings eine Schranke, die in der Universalität des menschlichen Geschlechts sich aufheben muß. Allein es ist ein Unterschied, die Besonderheit, indem sie aufgehoben wird, erhalten oder sie als eine gar nicht sein sollende Hemmung bei Seite werfen wollen. Eben so ist die Familie eine Schranke, die aber innerhalb des besonderen Volkes ihre Auflösung findet, so wie an der Ausschließlichkeit, welche der Privatbesitz zeigt, das Leben unaufhörlich von tausend Seiten Angriffe macht, bis der Tod auch der verzweifeltsten Anstrengung, es festzuhalten, eine Grenze setzt. Bei den Romanischen Völkern ist der Gegensatz der Vorstellung von einem Leben diesseits und einem andern jenseits durch den Katholicismus noch viel mehr befestigt, als in Deutschland. Das himmlische Jenseits, wie der Monachismus es für die Phantasie ausbildete, ließ Privatbesitz, Familie, Vaterland mit Gleichgültigkeit behandeln. In Deutschland hatte die Reformation diese Verachtung längst gebrochen, in Italien, Spanien, Frank-

reich erhielt sie sich bis zur Revolution und besteht auch jetzt noch innerhalb der hierarchischen Richtung, allein durchschnittlich nur noch als Heuchelei. Was aber die Kirche im Klosterwesen realisirte, Gemeinsamkeit des Lebens nach einer bestimmten Regel, ohne dem Einzelnen als solchen Privatbesitz zuzugestehen, das ist es, was auch mit dem Unterschied der Richtung auch auf weltliche Zwecke, in Fouriers Phalangen und Phalansteren die Basis ausmacht. Allerdings haben sich bereits Theorieen entwickelt, welche von dem Einzelnen nur ein gewisses Quantum seines Arbeitsverdienstes an die Casse der Gesellschaft abgeliefert, den Ueberschuß dagegen ihm als Privateigenthum zugestanden wissen wollen; allein dies ist schon eine Inconsequenz, mit welcher alle Ungleichheit unserer heutigen Zustände wiederkehren würde. Es dürfte Nichts sein, was ich im ausschließenden Sinne mein nennen könnte. Die Schwierigkeit, dies zu bewirken, ist aber eben so groß, als die, das Familienleben mit einer Art Gasthauswirthschaft zu vereinigen. Wenn gar kein Privatbesitz existirt, so ist es ganz richtig, daß auch gar nicht gestohlen werden kann und daß eben so alle Laster der Habsucht, des Neides u. s. f. wegfallen. Alles, was die Gesellschaft besitzt, gehört ja mir, und um es zu benutzen, brauche ich den vorsorgenden

Behörden nur den Beweis zu führen, daß ich für meine Zwecke dies oder jenes haben muß. Eben so ist es ganz richtig, daß alle Verkümmerung des Familienlebens aufhören müßte, sobald die Wohnung, Nahrung und Kleidung auch der zahlreichsten Familie im Voraus auf das Beste garantirt wäre. Aber eben so richtig ist es, daß eine solche Organisation der Gesellschaft alle Kraft der Individualität, allen Reiz des Wechsels, alles freie Pathos des Gemüths zu Grunde richten und, wie Lavergne-Peguilhen sich bei der Besprechung des Fourierschen Systems ausdrückt, nur eine Casernirung der Menschheit eintreten würde.

So wohlgemeint der Enthusiasmus der Humanitaires ist, so warm dem edlen St. Simon und Fourier das Herz für seine leidenden Brüder geschlagen hat, so begreiflich in Frankreich seit der Revolution, seit Babeuf, eine solche Republicanisirung der Gesellschaft wird, so wenig ist sie praktisch. Die Ideen, den Genuß durch die Arbeit zu bedingen, den Besitz zu haben, als hätte man ihn nicht, sind allerdings nothwendige und längst bekannte, längst geübte. Es handelt sich nur darum, wie sie am Besten ausgeführt werden sollen.

Die tiefsinnigste Opposition gegen den Mechanismus der Socialisten, gegen die äußerliche

Gleichmacherei, hat in Frankreich der herrliche Pierre Leroux unternommen, derselbe, dem George Sand den Spiridion gewidmet hat. Dieser Mann, aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, vom Schriftsetzer zum Autor fortgeschritten, ist eine seltsame Mischung von prophetischem Geist, weitläufiger Gelehrsamkeit, reformatorischem Drang und scharfem Denken. Sein letztes Werk: de l'humanité, de son principe et de son avenir, ou se trouve exposée la vraie definition de la religion, erkennt in der Nationalität, Familie und Proprietät die drei nothwendigen Formen des Verkehrs des Menschen mit seines Gleichen und mit der Natur. Es ist höchst bemerkenswerth, daß Leroux ausdrücklich die Rechtfertigung der Begriffe Familie und Volk wieder aufnimmt, denn der Begriff der Gesellschaft will diese Begriffe möglichst abschwächen. Da sie aber eine Naturbasis haben, so bleibt der Begriff des Socialen gegen sie immer eine Abstraction. Wenn die Ehelosigkeit in einer Gesellschaft Gesetz ist, wie bei dem Mönchthum, so wird es eher möglich, die Macht der natürlichen Abstammung zu unterdrücken, außerdem aber macht sie sich durch das Familienleben immer wieder geltend und Colonieländer von mannigfaltiger Mischung, wie Amerika, das Capland, Kurland, die Ukraine, zeigen uns die unverwüst-

liche Kraft des volksthümlichen Typus. Nach Leroux entsteht alles Uebel in der Menschheit dadurch, daß das Eigenthum, die Familie und Nationalität gegen ihren Begriff nicht als Mittel zur unendlichen Vereinigung des Menschen mit seines Gleichen und mit dem Universum aufgefaßt, sondern als absolute Schranken fixirt werden. Das Kastenwesen entspringt alsdann. Aus ihm aber geht dann wieder eine Sündfluth von Uebeln hervor, die wir im Allgemeinen Privilegien nennen. Das Gegenmittel gegen die socialen Uebel ist die Liebe (charité) d. h. die gegenseitige Verbindlichkeit (solidarité mutuelle) der Menschen, daß ein jeder sich in allen andern, alle andern in sich erblickt. Hier widersetzt sich nun Leroux dem Christenthum, insofern es nach ihm eine unvollkommene Auffassung der Liebe begründet, eine abstracte Liebe zu Gott als letztes Ziel aufstellt und die nothwendige und heilige Liebe seiner selbst wie der Creaturen vernichtet. Es bedarf wohl für uns Deutsche kaum der Erinnerung, daß nicht das Christenthum die Schuld solcher Einseitigkeit trägt, vielmehr das beschränkte katholisirende Verständniß desselben.

Indem Leroux die wahre Formel der Liebe in der wechselseitigen Verbindlichkeit entwickelt, spricht er eben aus, was wir in Deutschland seit der Reformation längst als das eigentliche

Wesen des Christenthums erkannt haben. Die Solidarität der Menschen ist eine ewige und die Entgegensetzung von Himmel und Erde, die Exilirung des Himmels von der Erde, ein falscher Dualismus, der den Egoismus und die Corruption zur Folge haben mußte. Sehr schön sagt Leroux: „La terre n'est pas hors du ciel. Nous n'abaissons pas nos regards, pour les tourner vers la terre.“ Er findet es seltsam, wie sich viele Menschen mit dem künftigen Leben und mit dem, was sie das Jenseits (l'autre monde) nennen, beschäftigen, da dasselbe doch von dem gegenwärtigen nicht wesentlich verschieden sein könne. In Frankreich hat man von Seiten der Hierarchie solche Vorstellungen als Pantheismus bezeichnet und verfolgt. Man hat die banale Formel dafür erfunden: On nie Dieu, pour le repandre dans les choses. Sehr wichtig ist es, daß auch Lammenais, den Communisten gegenüber, wie Leroux, das Privateigenthum und die Familie als nothwendige Formen der socialen Organisation anerkannt hat.

In Deutschland ist, wie ich oben sagte, das Volk solchen Bewegungen bisher fremd geblieben. Die Gelehrten sind es gewesen, die sich mit dem St. Simonismus u. s. f. beschäftigt haben. Es ist möglich, daß die Chartistenunruhen, daß der Name der Volkscharte in England durch die

häufigen Zeitungsberichte mehr Theilnahme erregt und die Aufmerksamkeit auch auf Frankreich zurückgeführt hat. Ich weiß es nicht, denn in Deutschland ist es immer sehr schwer, zu erfahren, was eigentlich im Volk vorgeht und gewöhnlich sind wir überrascht, wenn epochenweise mit einer gewissen Plötzlichkeit Erscheinungen aus ihm hervortreten, die gewiß längst im Werden begriffen und die man doch kaum für möglich hielt. So viel aber weiß ich, daß sowohl die Russische als die Preußische Regierung die Bestrebungen Owen's die ihnen durch dessen Denkschrift auf dem Aachener Congreß bekannt wurden, mit Interesse verfolgten. Der verstorbene König von Preußen ehrte Owen durch persönliche Auszeichnungen und Alexander von Rußland unterrichtete sich sorgfältig von der Einrichtung der Probecolonie am Lanark in Schottland. Die Fourieristen haben noch nicht das Capital zusammen bringen können, in Europa ein so großes Areal anzukaufen, als zu einem Experiment nothwendig wäre und sind deshalb nach Brasilien ausgewandert. Die St. Simonisten brachten es auch nur zu Vorlesungen über ihre Tendenz. Als sie in Paris gemeinschaftlich zu wohnen anfingen, zerfielen sie schnell genug unter sich. Die Engländer sind praktischer. Owen's Colonie hat die vortheilhaftesten Zeugnisse für sich. Wenn die Nordamerikanische Colonie Owen's, New

Harmonie am Wabashflusse, nicht ein gleiches Gedeihen gezeigt hat, so liegt der Grund dafür wahrscheinlich darin, daß dort, wo die Concurrenz noch eine so weite Ausdehnung vor sich hat, solche Anstalten, die Glückseligkeit hervorzuzwingen, noch gar nicht Bedürfniß sind.

Um nun aber allmälig auf die Volksküche wieder einzulenken, so ist gegenwärtig in Deutschland ein Buch erschienen, das, so viel ich weiß, das erste ist, worin der Versuch gemacht wird, die socialistische Idee auch dem Deutschen Volk einzuimpfen. Der Verfasser nennt sich Louis Heßberg und behandelt seine Schrift als eine inspirirte. Er sagt auf dem Titel, daß sie von ihm zu Cassel am 6. August 1838 empfangen und am Christtag 1840 herausgegeben sei. Der Titel lautet:

Aufruf zur Begründung einer christlichen Gemeinde nach dem Lebensbild des Erlösers und in des Gesetzes Erfüllung: Die Versöhnung der Welt mit Gott.

Als Deutscher geht der Verfasser von der Liebe und von dem Christenthum aus. Er belegt alle seine Rathschläge mit Bibelcitaten. Er fügt seiner Schrift eine Art Volksbibel an, worin er alle diejenigen Stellen, die seine Tendenz ausdrücken, in einem gewissen Zusammenhang ausgezogen hat. Selbstproduction aller Bedürfnisse, Un-

terstützung jedes Talents, Gemeinsamkeit des Besitzes, des Mahles, schöne Gärten, nach Tisch darin zu spazieren, tägliche Arbeit von sechs Stunden, Concerte, Theater, Bälle, Bibliotheken, Museen, Reisen zum Vergnügen nach der Nummer, wenn die Reihe an einen kommt, Reisen für die Wissenschaft, Abschaffung der Todesstrafe, Einführung des Duzens, Abschaffung aller Orden und Titel als Quell elender Eifersüchteleien u. s. w. Es ist hiernach unmöglich, daß der Verfasser nicht mit Fourier'schen Vorstellungen bekannt sein sollte, obwohl er ihn nirgends nennt, so wenig als Owen, oder Thomas Morus, oder Campanella u. A. Da er ein populäres Buch schreiben wollte, so that er ganz Recht daran. Auch muß ihm, wenn sich auch die Oweniten auf Christus als Freund der Armen berufen, die Christianisirung und Biblificirung des Socialismus als eigenthümliche That zuerkannt werden. Auch schwärmt er ächt Deutsch für die Moralität und ist wieder zu besonnen, in seinen Organisationen zu solch' spielerischer Technik fortzugehen, als in welche sich Fourier verlor, dessen Serien und Gruppen von Arbeitern mit Fahnen und Musik und Procession zu sehr an das Theater erinnern, dessen culinarische Phantasieen zu einem förmlichen Sensualismus forttaumeln und dessen Papillons, Cabalisten und Compositen als Producenten der Mannigfaltigkeit,

des Wetteifers und der Einigung praktisch Unmöglichkeiten sind. Fourier ist zu sehr von dem merkantilischen Gesichtspunct ausgegangen, Heßberg vom moralisch-religiösen. So hinreißend dieser Mann sprechen kann, wo es sich um die religiösen und sittlichen Motive handelt, so wenig befriedigt er bei der Auseinandersetzung des eigentlichen Organismus, den er der Menschheit geben will. Er sagt selbst einmal S. 109 sehr naiv mitten in der Beschreibung: „So sehen wir ziemlich Alles im Staate bleiben, wie es ist.“ Von Ständen will er nichts wissen, weil Christus nichts von ihnen sagt. Der Staat soll allerdings eine Regierung haben, selbst einen Regenten, der eine „Hofküche hat, deren Bedarf am sorgsamsten geliefert wird,“ und der etwa sein würde, was Napoleon von dem Protector der Republik des Abbé Sieyes urtheilte: un cochon à l'engrais. Auch soll der Staat in Districte getheilt werden, soll Sittengerichte und Landfriedensgerichte, denen ein Zwinger zur Einsperrung der Bösartigen zu Gebote steht, endlich ein Weltfriedensgericht haben. Aber im Ganzen hat dieser Heßbergische Staat die Physiognomie eines angenehmen Landhauslebens. Die Trivialität der Anordnungen geht oft in's Unsägliche: z. B. „Für Kranke und Schwache werden, auf Anordnung des Arztes, besondere passende Speisen zubereitet und

in die Wohnungen gesandt. Bedarf man irgend einer Verpflegung, so meldet man es nur dem Bezirksvorstand; so wie die Besuche, die wir mit uns zu Tisch zu nehmen wünschen, nur zeitig anzumelden sind."

Vom **Hunger** sagt Heßberg sehr eindringlich: „Fragen wir uns, was soll der Vater, die Mutter thun, wenn die Kinder kein Brod haben? Leben wollen sie doch. Müssen sie nicht nehmen, rauben und stehlen, wären es auch Engel vom Himmel unter uns. Mit Hunger zähmt man die wildesten Thiere. **An ihm scheitert alles Menschliche im Menschen.** Der hungrige Mensch verkauft sich selbst und opfert selbst das Heiligste seiner göttlichen Natur, um ihn zu stillen."

Daher ist denn auch in dem Verfassungsentwurf S. 112 ff. die Constitution der Küche am ausführlichsten. Ich hebe nur Einiges davon aus.

„Keine Privatküche findet mehr statt und wird nur Holz und Licht für jeden Haushalt nach Bedarf täglich in Empfang genommen."

„Eine schickliche Anzahl von etwa 15—20 bilden eine Speiseanstalt aus einer Küche, welche ihre Nummer hat, und je nach Belieben vertheilt sich die Gesellschaft an drei Tischen. Jeder Tisch hat sein Präsidium für alle dahin gehörigen Besorgungen u. s. f."

„Außerdem ist in der Küche einer jeden Speiseanstalt für alle unvorausgesehenen Fälle Bedienung und alles möglicher Weise schnell Erforderliche, Tag und Nacht zu finden; so daß von jeder Wohnung in einem Hause ein Schellenzug dahin führen könnte, um nöthigenfalls auch des Nachts schnell bedient zu sein."

„In den Gasthäusern sind eben sowohl derartige Speiseanstalten für die Reisenden, wenn sie uns nicht in der unsrigen beehren können oder wollen. Sie nehmen vorlieb mit unserm Nationalreichthum und sind uns willkommen."

Nun, Leser wie gefällt dir Herrn Heßbergs Volksküche? — Aber wenn sie auch Deinen völligen Beifall hätte, ein Umstand würde es mir doch bedenklich machen, mich ihr anzuvertrauen. Nach Herrn Heßberg soll ein Staat alle seine Bedürfnisse selbst produciren. Handel soll gar nicht getrieben werden. Er verführt so leicht zu Immoralitäten. Daher die abscheuliche Consequenz S. 114:

„Wein kann da nicht gereicht werden, wo keiner wächs't."

Nein, und wären die Speisen noch so „hinreichend und kräftig" in dieser utopischen Nationalküche, ich danke dafür. Hier in Preußen zur Zeit des Deutschen Ordens soll Wein gekeltert sein. Er mag auch darnach geschmeckt haben. Jetzt

wird hier kein Wein mehr gewonnen und ich müßte mir also den Durst darnach vergehen lassen. Voll Dankbarkeit gegen den Zollverein, der hier an Russischer Grenze, selbst einem armen Teufel von Professor, zu Rheinwein verhilft, sing' ich mit einem Tübinger Professor, dem die Trauben freilich in den Mund hängen:

Mancher geht auf bösen Wegen,
Der sich auf den Trunk thut legen,
Denn der Teufel ist verschmitzt,
Wenn man einen Rausch besitzt.

Doch dem Guten ist zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen guten schenkt.

Die Conditoreien.

In Königsberg sind sehr viel und sehr gute Conditoreien. Man behauptet sogar, der Hofconditor Pomatty am Altstädtschen Markt sei der erste Kuchenkünstler im Preußischen Staat und Spagnapony in Berlin nur sein Schüler. Mehre dieser Conditoreien haben auch eine ausgezeichnete Lage. Von den Fenstern der Pomatty'schen überschaut man das bunte Treiben eines Marktes, von denen der Meyerschen den Exercir- und Paradeplatz auf Königsgarten. Die von Bertsch gibt die Aussicht auf die Schmiedebrücke und den Pregelarm; die von Dölitscher auf den in der That schönen Schloßteich und die über ihn führende Brücke. Nicht nur große Räume sind hier; nicht nur ist der Saal geschmackvoll mit dem schönsten Blumenflor geschmückt, sondern aus ihm tritt man in eine mit einem Zeltdach

überspannte luftige Halle und blickt über einen Garten auf den breiten Wasserspiegel des Teichs und die jenseitigen Ufer. Und von der Halle führt eine Treppe in den Garten und man kann dicht am Wasser sitzen und alle Bewegungen der Spazierboote, der Spaziergänger, das Gewühl in den jenseits der Brücke liegenden Lustgärten beobachten und die heranschwimmenden Töne der Concertmusik in sich schlürfen. Die Zappasche Conditorei versetzt in die lebhafteste Passage der Stadt, in welcher von dem steten Wagengerassel das dumpfe Erzittern der Häuser kaum um Mitternacht endet. Diejenige Conditorei aber welche den eigentlichen Mittelpunct aller Conditoreien in Königsberg ausmacht, ist die Siegelsche in der Mitte der Französischen Straße. Es ist nicht sowohl der materielle Comfort, nicht sowohl die allerdings höchst günstige Lage, als ein geistiges Moment, wodurch sie zu einer solchen Anerkennung nöthigt. Ich spreche hier gar nicht von der Vortrefflichkeit der Leckereien, von der Eleganz der Einrichtung. In dieser Beziehung stehen andere Conditoreien entweder nicht nach, sondern stehen sogar höher, wie die von Dölitscher, Meyer, Janatzi. Die Schaar der von mir nicht genannten würde auch bald dies bald jenes Vortheilhafte darbieten, allein diese Auseinandersetzung muß ich den Zeitungsartikeln überlassen, welche zur Weihnachtzeit eine

kritische Runde durch die Conditoreien zu halten pflegen.

Die Siegelsche Conditorei ist diejenige, welche in Königsberg am meisten den Habitus eines Kaffehauses besitzt. Sie ist für uns, was Stehely und Spagnapony für Berlin. Will man nicht nur eine sinnliche Erfrischung, nicht nur einen Mundvoll Zeitungsnäscherei, sondern die Möglichkeit, auch Neuigkeiten zu hören und über das, was man gelesen hat, zu sprechen, so wird Siegel's Conditorei oben an stehen. Das Local ist freilich nicht das größte, allein gerade die Knappheit des Raums mag auch die Mittheilungslust fördern. Ich erinnere mich, daß die Größe des Raums bei Stehely, besonders in dem hintern Zimmer, zu welchem man mehre Stufen hinansteigt, oft einen recht wüsten Eindruck auf mich machte, wenn dann nur hier und da an einem Marmortischchen ein Lesender sein stilles Geschäft verrichtete und das Rascheln der umgeschlagenen Zeitungsblätter seufzerartig durch die Leere hinklang. Die Siegel'sche Conditorei bietet nach vorn den Blick auf die Straße, durch welche sich, was in der Oeffentlichkeit irgend Bemerkenswerthes vorkommt, hindurchbewegen muß. Nach hinten zu wird man durch den Blick auf einen tiefliegenden großen Garten überrascht, der rings von den Rückseiten ansehnlicher Häuser außerordentlich malerisch

umgeben ist. Wenn man nun hier im Lesezimmer sitzt und sich durch die Lectüre der Weltgeburtswehen in Affect bringen läßt, so thut eine solche Scenerie unendlich wohl. Im Frühling, wenn die Bäume und Blumen blühen, und der Rauch der nachbarlichen Schornsteine in lichtblauen Säulen darüber aus dem umkränzten Häuserlabyrinth emporwallt, thut man daher am besten, gar nichts zu lesen, sondern nur zu schaueu, zu athmen und den munteren Gesängen zu lauschen, die von den Arbeitern der Schubert'schen Hutfabrik angestimmt werden.

Eine solche sociale Atmosphäre, wie sie bei Siegel herrscht, wird aber nur dadurch möglich, daß bestimmte Besucher, die Habitués, zu bestimmten Stunden in der Regel dort zu finden sind. Man weiß ungefähr, in was für eine Gesellschaft man eintritt. Nach den Jahreszeiten und Tageszeiten ist dies sehr verschieden. Die Concentration des Besuchs fällt im Sommer von 11 Uhr früh bis Nachmittags um 4 Uhr, im Winter bis 6 Uhr als dem gewöhnlichen Anfangspunct der Concerte und des Theaters. Innerhalb dieser bewegtesten Stunden folgen verschiedene Schichten von Besuchern auf einander, die aber doch einen gewissen *unausgesprochenen* Rapport unter sich, eine gewisse Vorstellung von und Theilnahme an einander haben. Referendarien, Doctoren der Medicin, Lehrer von den verschiedensten Anstalten,

einige reifere Studirende, Kaufleute, Justizcommissarien, Rentiers, pensionirte Militairs, Makler, einige Orchestermitglieder, mehre Officiere, deren Interesse über das an Hunden, Pferden und Damen hinausgeht, Gutsbesitzer, die häufiger zur Stadt kommen, Beamte, u. s. w. bilden ein gewisses Ganze und bringen eine espèce von öffentlichem Urtheil hervor. Es ist in der That ein eigenthümliches System der Geselligkeit, das sich hier etablirt. Sehr viele derer, die hier die Dialektik der Debatte an die Lectüre anknüpfen, haben außerhalb der Conditorei nicht die geringste Beziehung auf einander, bleiben sich persönlich schlechthin fremd und führen doch von Tag zu Tag einen oft sehr lebhaften Verkehr mit einander.

Es ist natürlich, daß jede Conditorei ihre Habitués hat. Ich kenne die hiesigen nicht genau genug, um die Individualisirung des Publicums einer jeden, mit Ausnahme der Siegel'schen, angeben zu können. Ich bemerke nur, daß Damen in die hiesigen Conditoreien nur selten, nur, um im Vorübergehen etwas zu bestellen oder zu kaufen, eintreten. Lediglich bei Meyer und Döllitscher, namentlich bei letzterem, dürften Damen, zumal ohne männliche Begleitung, anzutreffen sein. Und wirklich können sie auch hier in dem reizenden Salon sich aller Bequemlichkeit, aller harmlosen Unterhaltung erfreuen, wie nur irgend bei Kranzler in Berlin.

Die Bedienung in den Conditoreien ist hier durchschnittlich männlich. Jene schlau dressirten, für Primaner, unerfahrene Studenten, angehende Zöglinge Mercurs, so gefährliche Heben, von denen K. von Hailbronner in seinen Reisecartons bei der Schilderung Berlins mit gerechtem Unwillen spricht, kommen hier nicht vor.

Ich habe zuweilen hin und her gedacht, worin es eigentlich liege, daß hier so viel Conditoreien bestehen, daß wirklich so ungeheuer viel Kuchen gegessen, so viel Kaffe, Thee, Groc, Punsch, Limonade, Eis, Liqueur, Chokolade u. s. w. verzehrt wird. In Süddeutschland kennt man so etwas gar nicht. Als ich in Heidelberg studirte, wunderte ich mich anfangs recht sehr darüber, daß in einer Musenstadt gar keine Conditorei sei, bis ich, nach Magdeburg zurückgekehrt, hier wieder die Weinwirthschaften der Pfälzer Bäcker und das herrliche Kaffehaus an der Neckarbrücke, den sogenannten Duprez, schmerzlich vermißte. In München war ich auf Tombosi unter den Arkaden des Hofgartens gespannt, aber, das eigenthümliche Local abgerechnet, kann es in der Bewirthung auch die geringste Conditorei Königsbergs damit aufnehmen. In Wien, so viel ich mich erinnere, fand ich alle solche Genüsse in besondern Anstalten vereinzelt; Kaffe, Chokolade, Kuchen u. s. w. Nur das Eis und das schönste Wasser begleiteten überall

den Kaffe. Der Reiz zu solchen Genüssen muß hier wohl ein klimatischer sein. Die scharfe Winterkälte, der häufige Nebel macht zum Genuß von Thee, Groc und Punsch geneigt; umgekehrt der oft sengend heiße Sommer zum Genuß von Limonade und Eis. Und da die Sahne oder der Schmand eine Hauptsubstanz aller hiesigen Delicatessen ist, indem zahllose Saucen davon gefertigt werden, so sind es besonders sogenannte Baisers, die hier gewiß zu tausenden verzehrt werden. Da nun ferner das Klima im wahrsten Sinne des Worts bei uns wetterwendisch ist, so ist der Wechsel von Anspannung und Abspannung ein viel häufigerer und heftigerer. Der Organismus ist, sich in's Gleichgewicht zu setzen, nach kleinen Reizen begieriger. Eine bloße Tisane, womit der Pariser sich erquickt, auch während der Zwischenacte des Theaters, genügt nicht, es muß etwas Solides und Incisives genossen werden, wär' es eben auch nur ein Stück Kuchen und ein Liqueur. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie ich staunte, als ich zum erstenmal die Anschauung des hiesigen Publicums im Theater und dessen Conditorei hatte. Es war am dritten Oktober 1833, als ich den ersten Tag in Königsberg verlebte und Abends das Theater besuchte. Man gab die Stumme von Portici. Zunächst fiel mir die fast allgemein sehr ernstliche und in der That sehr nothwendige Kopfbedeckung

des Publicums auf. Nur die Herrn Officiere, die fast den ganzen Tag Mütze oder Tszacko tragen müssen, erleichterten sich hier den Kopf oder die ältern und jüngeren Herrn prankten baarhaupt, die eine Perücke trugen, also gegen Erkältung hinlänglich geschützt waren. Sodann aber umrauschte es mich von Papierdüten, welche da, wo mehre Damen familienweis zusammensaßen, mit Bonbons, Kuchen u. s. w. hin und herwanderten. Aepfel und Birnen kauete man vom Parquet bis zur Galerie. Die Ostpreußischen, Litthau'schen Physiognomieen der Soldaten, welche Neapolitaner darstellen sollten und als fürstliche Leibwache den an den siebenjährigen Krieg erinnernden Commißsäbel nebst Patrontasche führten, machten einen so seltsamen Eindruck auf mich, daß ich, von diesem Nordischen und Preußischen Süden in eine neue Welt versetzt, nach dem zweiten Act das Theater verließ und die Conditorei aufsuchte, wo ich denn im Publicum die gleichen Physiognomieen, blondhaarig, blauäugig und rothbäckig, Groc, Punsch und Glühwein in colossalen Quantitäten verzehren und zwar mit dem Bewußtsein verzehren sah, daß dieser Genuß eigentlich ein nothwendiger, integrirender Theil des Theaterbesuchs sei.

Allein nicht nur das Rauhe und Unbeständige des hiesigen Klima's fordert solche Genüsse

heraus, sondern auch wohl der Mangel an so schönem Obst, wie der Süden es bietet. Zwar fehlt es hier nicht an Obst, allein es ist holziger, wäßriger, grobfaseriger, fleischloser, unsüßer, als im Süden und bei weitem nicht so mannigfaltig. Frische Nüsse, zahme Kastanien, Weintrauben, so manche Aepfel- und Birnensorten, muß man hier entbehren und dafür stellt sich denn als industrielles Surrogat die Zuckerbäckerei ein.

Ob wohl die Estaminets auch bei uns Conditorei nnd Kaffehaus absorbiren werden? Ich höre, daß in dem Meyer'schen Local ein Versuch damit gemacht werden soll.

Der Speicherbrand am 2. August 1839.

Es war in den Hundstagsferien. Ich las schon den ganzen Tag in dem herrlichen Buch: Virey und die Aristokraten und war mitten in der Revolution Mexikos. Da warf sich plötzlich ein dunkler Schatten auf mein Buch. Ich hielt ihn für eine Wolke, die bald vorüberziehen würde. Der Schatten blieb aber und ich sah nun, daß eine allgemeine Trübung des bis dahin so freundlichen Lichts erfolgte. Ich trat an's Fenster. Es schlug eben sechs Uhr. Da schaute ich — ich wohnte damals auf dem Burgkirchhofe — über die mir gegenüberstehenden Häuser eine starke schwarze Rauchsäule immer höher sich heben, immer breiter und massiver werden. Auf der Straße fing auch bereits eine allgemeine Unruhe an. Man gruppirte sich, trat an die Fenster, in die Thüren, lief, theilte sich seine Vermuthungen mit. Ich nahm

Hut und Stock und eilte nach dem Münchenhof zu, denn nach dieser Gegend zu meinte ich dem Feuer begegnen zu müssen. Als ich aber an den Pregelarm kam, sah ich, daß ich mich bei weitem mehr rechts wenden müsse. Die Rauchmasse, jeden Augenblick nach allen Seiten schwellend, zeigte mir, der ich in meiner Spannung wie gefesselt an ihr hing, schon eine finstere Gluth in der Mitte, aus welcher zuweilen breite Funken wie Sternschnuppen herunterregneten.

Als ich nun den Trödel vorüberging, fand ich die Verkäufer ruhig in ihren Stühlen sitzen. Die eine der alten Frauen las in ihrem Räuberroman mit gewohnter Andacht; ein Mann bürstete einen alten Sammtstuhl aus; das junge Mädchen an dem letzten Laden, der schwarze, gelbe und rothe Särge zur Auswahl stellt, strickte ganz ruhig und sah apathisch vor sich hin. Ich wurde völlig irr, als ich mitten auf dem Platz einen von einem Pferd gezogenen Karren gewahrte, der zwischen zwei kleinen Stangen ein Schwungseil hatte, auf welchem rothbejackte Affen ihre Gliederfertigkeit producirten. Ein Haufe von Dschimken und Kindern stand mit solcher Aufmerksamkeit gaffend umher, daß die Welt bis zu ihnen hin in das Nichts hätte versinken können, ohne sie zu stören.

Mit rascherem Schritt stürzte ich über die

Honigbrücke der Ecke des blauen Thurms zu. Als ich mich um diese wandte, hielt ich einen Augenblick inne. Das ganze Ufer war mit Menschen dicht gedrängt besetzt, auf dem Pregel eilten Boote hin und her. Hinter der Börse schlugen die Flammen wie breite Schlangenschwerter in den Himmel. Ein schwarzer Qualm preßte sich — noch war es windstill — nach allen Richtungen unheimlich umher. Der Hanfspeicher an der Lastadie brenne, aber das Feuer greife blitzschnell immer weiter und habe bereits die Dächer der Nachbarspeicher gefaßt; — so hörte ich und suchte nun nach der Klapperwiese zu kommen, um zu sehen, wie ein mir befreundetes Handlungshaus, das des Herrn Toussaint, sich verhalte und ob ich etwa irgend einen Dienst leisten könne, denn der Speicher dieses Hauses befand sich unter den bedroheten.

Indem ich nun über die nächste Brücke durch das Gewühl mich durcharbeitete, verwandelte sich plötzlich der schwarze Rauch in einen graulich gelblichen Qualm, der seine Fledermausflügel über den ganzen Pregel breitete, so daß man zehn Minuten hindurch fast gar nichts sehen konnte. Dieser Moment war der Empfindung nach der furchtbarste. Er hatte etwas von Weltuntergang in sich. Das plötzliche Verschwinden aller Gegenstände in dem wüsten Dampf frappirte gewaltig.

Das Tannenholz der Sparren war nämlich verzehrt und der Hanf im ersten Aufbrennen begriffen. Allmälig ward die Luft bewegt und man sah nun durch große Risse in dem Flammennebel bald die von Menschen vollgestopften Brücken und Ufer, bald die lustig spielende Feueresse.

Langsam kam ich am Bohlenwerk entlang bis zum Eingang an die Klapperwiese, wo die Ladebrücke sich befindet. Die Hitze war furchtbar. Die Menschen standen wie betäubt und schoben sich, starr auf das Schauspiel gerichtet, in gepreßten Massen durcheinander. Auf dem Pregel waren alle Schiffe, die an der Lastadie vor Anker lagen, zunächst in den Pregelarm nach dem Kai geflüchtet, einige nach dem Holländerbaum, einige Witinnen unter der grünen Brücke fort nach dem Weidendamm zu. Als aber das Feuer mit ungemeiner Geschwindigkeit auch die Speicher faßte, welche über den rothen Krahn hinauslagen, als das Dach des Toussaint'schen loderte, als die Funken weit über den Strom nach der Vorstadt zu flogen; mußten alle Schiffe räumen. Die meisten, welche in dem inneren Pregelarm sich geborgen hatten, eilten wieder hervor und suchten mit aufgespannten Segeln nach dem Holländerbaum zu entkommen. Dies Flüchten der Schiffe erschien in dem gräßlichen Rauch, der sie Secunde um Secunde wie in ein Leichentuch hüllte, als

wenn riesige Gespenster auf dem Strom wandelten. Die Fahrzeuge am diesseitigen Bohlenwerk, wo ich ging, mußten ebenfalls weichen. Jede Minute Verzug konnte sie in Brand setzen. Es waren meist Witinnen. Die Mannschaft zog sie an Stricken und sie krochen gleichsam am Ufer hin. Diese allgemeine Bewegung der Schiffe, die Hast, das Geschrei, das Zusammenstoßen — an der Ladebrücke riß ein Anker von einem Holländischen Zweimaster und stürzte in's Wasser, mit seinem Zahn ein Stück Planke des Bohlenwerks wegschnappend — der Rauch, man hätte eine Seeschlacht oder auch ein Erdbeben vermuthen sollen.

So kam ich denn auf die Klapperwiese, fand aber im Toussaint'schen Hause Niemand. Der Hausherr war mit seiner Familie in Rodmannshöfen, einem Landgut, anderthalb Meilen von der Stadt. Der eine Sohn war hinausgeritten, die Meldung von dem Brand zu bringen, der andere mit sämmtlichen Comptoiristen bei dem Feuer thätig.

Ich ging wieder der Ladebrücke zu. Die Anschauung des jenseitigen Ufers war ganz die welche ich in meinen Knabenjahren bei dem Lesen der Offenbarung Johannis mir von solchen weltzertrümmernden Momenten gemacht hatte. Diese colossalen Gluthen, diese Rauchsäulen, dies Amei-

sengewimmel der Menschen, diese Angst, was noch kommen könne, dieser peinlich lauernde Blick, ob nicht schon nach der Stadt zu, wo die Straßen so eng und bergigt sind oder nach der Vorstadt zu, wo die Häuser und Magazine erst aus dem letzten Speicherbrande im Neubau wieder erstanden waren, ob nicht das Feuer dahin seine vernichtende Epidemie erstrecken könne, die Vorsicht, die man im Gewühl anzuwenden hatte, nicht von Wagen, Pferden, Lastträgern, Spritzen, Soldaten zerquetscht zu werden, die immer mehr sich steigernde Hitze, welche den Pregel dampfen machte, als das Bohlenwerk aufzuglühen begann, — es war wohl genug, um dem Einzelnen die Empfindung seiner Unbedeutendheit und Machtlosigkeit recht tief mitzutheilen. Die Hitze wurde immer sengender. Man sprützte unaufhörlich Wasser auf die diesseitigen Hanfspeicher. Die Feuerflocken durchschossen immer häufiger und stärker die Luft, welche jetzt wahre Pfeile nach der grünen Brücke und den zunächst stehenden Speichern sandte. Die Dächer derselben waren daher mit Menschen besetzt, welche mit Aexten, Feuerhaken, Wassereimern und nassen Säcken versehen waren und jeder Gefahr zu begegnen suchten.

Schon brannte nun die ganze Speichergruppe bis zur Häringsbracke hin, diese noch ausgenommen. Der Toussaint'sche Speicher, der

mittlere, war erst einige Zeit zuvor, als das Haus das Fest des hundertjährigen Bestandes seiner Firma beging, frisch mit hellgrüner Farbe aufgeputzt. Die Balken des Fachwerks und die Lukenthüren waren mit schwarzer Oelfarbe bestrichen, die Thüren mit Blech beschlagen. Lange widerstand er. Im Innern glühte und tobte es schon. Das Dach war bereits geborsten und die Flamme schlug hoch empor. Aber die Vorderseite verhielt sich wie ein Ritter mit geschlossenem Visier. Alle Thüren waren noch fest zu und nur ein gewaltiges Knacken zuckte zuweilen durch das Gebälk. Während ringsumher Alles die Form der Ruine gewann, während die Rettungsversuche sich nach immer entlegeneren Puncten entfernen mußten, schien dieser Speicher der Zerstörung trotzen zu wollen. Wenn der Rauch etwas verwehete und die Flammenfackeln ihn hell anleuchteten, sah der Ernst der schwarzen Luken so finster, so verachtend aus, das Grün dagegen so besänftigend, so zufrieden, als wenn der Schutt, der sich rechts und links auflagerte, für ihn unmöglich wäre, bis mit einem Male, wie auf ein Commando, alle Luken zugleich aufbrachen und das Feuer drachenartig daraus hervorschoß und von Oben nach Unten im Nu das ansehnliche Gebäude überringelte, ein glorioser Moment.

Von hier wälzte sich der Flammenstrom zur

Häringsbracke, einem langgestreckten, einstöckigen, schlichten Gebäude an der Ecke, welche hier der in den Fluß einmündende Pregelarm macht. Erst dampfte das Gebäude. Aus dem Dache brach einige Minuten hindurch ein wahrer Angstschweiß aus. Ein sonderbarer Geruch verbreitete sich, scharf, bitter. Da loderte der Dachstuhl an den Ecken auf und rasch spielte nun das Feuer in dem Sparrenwerk, wie die Lampen bei einer Illumination vom Wind bewegt flackern. Ein Hüpfen, ein Tanzen der Flammen, als wenn sie muthwillige Geister wären, welche hier ein Fest feierten und sich jauchzend mit dämonischer Schnelligkeit hin und her bewegten. Es war der schönste Contrast zu dem düstern Widerstande, den der Toussaintsche Speicher geleistet hatte. Nur zur Selbstbefriedigung einer geheimen Lust schien hier das helle Feuer zu rasen.

Weiter drang es nicht. Den tapfern Anstrengungen der Rettungsanstalten, den Bemühungen der jungen Kaufmannschaft, der Soldaten, die unermüdlich bei den Prahmspritzen thätig waren, gelang es, die Ausbreitung des Feuers nach der Stadt hin zu verhindern. Auch die Richtung des Luftzuges war günstig geworden. Wagen auf Wagen konnte noch mit Flachs, mit Hanf aus Nachbarspeichern fortgeschafft werden.

Von diesem Augenblick an wurde das Schau-

spiel für das Publikum ein wahres Schauspiel, das man beruhigt mit ästhetischer Anatomie genoß. Es schlug gerade neun Uhr. Die Trompeten der Cavallerie, die Trommeln der Infanterie ließen die Retraite hören. Dies Hervortauchen der gewöhnlichen Lebensordnung, das gemessene Schlagen der Uhren von den Thürmen, die langgezogenen Töne der Trompete, das heisere Gemurmel der Trommel, woran wir uns wie an eine organische Function gewöhnt haben, dies Festhalten eines bestimmten Rhythmus wirkte zauberisch. Das Außerordentliche des Schauspiels einer wilden, reißenden Zerstörung, die allgemeine Aufgeregtheit, das Unterbrechen der Geschäfte, das Vergessen dessen, was man eigentlich am Abend hatte vornehmen wollen, contrastirte mit dieser Aeußerung eines festen, sich gleich bleibenden Daseins auf das Mächtigste. Man erinnerte sich, daß der große Mechanismus der Welt im Untergang einiger Speicher nicht untergehe, daß das Ereigniß, so bedeutend, so gefährlich an sich, doch nur ein Moment in dem Ganzen, nur eine Scene aus dem ganzen Drama der Gesellschaft sei.

Diese war eben in der höchsten Gereiztheit. Man geräth bei solchen Gelegenheiten in ein Außersichsein, worin man Dinge thun, Vorstellungen haben, Worte sprechen kann, die man eine Stunde vorher und nachher bei sich für unmöglich

halten würde. Der Tact des Blutes wird ein Prestissimo. Gegen die Anordnungen der Behörden entsteht eine Oppositionswuth. Die Leichtgläubigkeit nimmt kritiklos Alles auf. Der Leichtsinn verwandelt Meinungen in Thatsachen. Die Eitelkeit des Besserwissens verdächtigt jeden Schritt. Ohne Einsicht in den wahren Zusammenhang wird getadelt. Der Tadel findet Beifall, denn da drüben brennt's ja noch und hier erstickt man noch beinah vor Hitze und Qualm. Sollte bei solchen Thatsachen der Tadel nicht Recht haben? Der Tadel ist ein Beweis der Theilnahme und auch von dieser Seite wird er unendlich. Glücklicherweise hat nicht jeder dieselbe Ansicht. Was der eine tadelt, findet ein Anderer vernünftig. Aber in einem andern Punct, den jener übersehen, tadelt er seinerseits die Behörden. So entstehen Parteien, denn ohne sich zu kennen, schließt man sich einander an, hört man auf einander hin. Die Neugierde, etwas Pikantes zu erfahren, die Besorgniß, daß einem von dem seltenen Schauspiel eine Merkwürdigkeit, eine interessante Wendung entgehen könne, spannt die Aufmerksamkeit gewaltig und verbietet alles Zaudern mit der Theilnahme. Als die entscheidende That am Kai vollbracht war, als die Brücke von den Menschenmassen geräumt und mit Soldaten besetzt ward, als das Feuer sein Terrain angewiesen erhalten hatte, sich in sich selbst zu

verzehren, schlug die Stimmung bei dem Publicum aus der bis dahin herrschenden Ungewißheit, aus der Sorglichkeit, aus der Krittelei, aus dem Raisonniren in die Vergnügungslust um, die zwar auch jetzt schon Tausende herbeigelockt hatte, bis dahin jedoch durch das Mitleiden und die Angst vor den schrecklichen Möglichkeiten gedämpft war. Hunderte von Hetären hatten sich einzufinden nicht verfehlt und wie diese Peripatetikerinnen der Liebe mitten in dem Erdbeben Messina's als wahre Mänaden zur üppigsten Ausgelassenheit fortgingen, so konnte man auch hier ein ungeheures Aufgähren der rohesten Sinnlichkeit beobachten. Die Augen suchten sich lüstern, die Hände berührten sich convulsivisch und man sah Mädchen und Männer mit rohem Scherz und Lachen sich haufenweise in die Straßen der Vorstadt, in die Speichergassen und nächsten Alleen und Gebüsche verlieren. Es war der alte Zusammenhang zwischen Grausamkeit und Wollust, den man hier sich geltend machen sah. Je peinlicher die Spannung bis dahin gewesen war, je zügelloser war nun die Abspannung.

Der Anblick, welchen der Pregel jetzt darbot, war köstlich. Das Wasser, von Gluth durchgossen, sah doch streifenweise ganz schwarz aus und seine Wellen glänzten wie vergoldeter polirter Stahl. Große Fässer brennenden Oels und Spiritus schwammen auf ihm umher. Wachtschiffe fuhren

an den Bohlenwerken und an der grünen Brücke hin und her, denn an der Lastadie brannte das Bohlenwerk und das Sprühen der Funkensterne des Getreides dauerte noch immer fort.

Aber der Mittelpunkt des Schauspiels war der rothe Krahn, der sich wie ein Scepter durch die Flammen streckte und zuweilen zu sinken schien, wenn dieselben heftig wogten. Allein er stand. Das Brennen hatte in den Speichern bald den klappernd-knisternden Ton eines Pelotonfeuers, bald den eines dumpfen Krachens, Kollerns, wie wenn Erde auf einen Sargdeckel geschaufelt wird. Aber am Krahn mischte sich ein knarrendes Seufzen ein. Die mächtigen Eisenmassen ruckten und zuckten, aber er stand. Endlich war das Holzwerk aus ihm herausgebrannt, das Tretrad verzehrt und ungeduldig erwartete die Menge den Sturz. Noch war er nur ein Gerippe von Eisen, das sich im Flammengewoge mit bloßen Linien abzeichnete, aber er stand, bis das veränderte Fundament, das Fortfressen des Feuers am Bohlenwerk, ihn mit einem Mal zusammensinken ließ.

Von hier ab, es war etwa zehn Uhr, blieb die Physiognomie des gräßlich-schönen Schauspiels die Nacht hindurch ziemlich dieselbe und die Masse der Zuschauer zerstreute sich gemach.

Ich blieb bis um ein Uhr auf. Die Nacht ging, obwohl noch einmal zur Ablösung der

Soldatenwachen Trommeln und Hörner erschollen, ruhig vorüber. So hatte ich den dritten August, den Geburtstag Friedrich Wilhelm III., noch nicht erlebt. Ich sollte am Morgen um 9 Uhr im Saal der Deutschen Gesellschaft die Festrede halten, glaubte zwar nicht, daß ich einen Menschen finden würde, mußte mich aber doch auf den Weg machen. Zum Glück war das Thema, worüber ich reden wollte, die Hegemonie Preußens für Deutschland, wenigstens ein solches, das ganz und gar patriotisch war und nicht von der Gegenwart sich zu weit entfernte. Es hatten sich denn etwa ein funfzig bis sechszig Zuhörer eingefunden und ich hielt meine Rede, nach deren Beendigung ich sogleich wieder zum Pregel eilte. Die Luft war warm, etwas feucht, nebelnd, zu momentanen Regengüssen geneigt, zwischen denen der heiterste Sonnenschein glänzte. Als ich nun auf die grüne Brücke hinaustrat, war der Anblick überaus malerisch. Zahlreiche, prächtig geschmückte Damentoiletten wallten auf der Brücke und dem Bohlenwerk. Diese weißen Kleider, diese bunten Tücher, diese koketten Sonnenschirme, diese lebhaft umschweifenden Augen, die sich bald hier bald dort einbohrten, dies Gehen und Stehenbleiben, dieser Abandon der gemächlichsten Genußsucht contrastirten überraschend mit den Ruinen am rechten Ufer. Hier fehlte dem Auge die gewohnte Perspective.

Alle diese uns so tief eingeprägten, mit uns verwachsenen Anschauungen der Bracke, des Krahns, der Korn- und Flachsspeicher, waren verschwunden. Schwarz und roth starrten die Grundmauern der Gebräuche hervor. Große Schuttmassen, ungeheuere verkohlte Kornhaufen, mit dicken Brandkrusten überzogene Flachsballen, Faßtrümmer, Balkenreste lagen wüst durcheinander. Zwischendurch hatte sich das Regen- und Spritzenwasser in Vertiefungen ekelhaft schmuzig angesammelt. Noch brannte, dampfte es überall fort und der Qualm schwenkte sich malerisch durch die Luft und schien mit seiner compacten Dichtigkeit an die schwarzblauen Wolken zu stoßen, die regenschwanger sehr niedrig von Zeit zu Zeit am Himmel sich hinschoben. Hinten aber am Holländer Baum, wenn man über den blitzenden Spiegel des Stroms fortsah, weheten die Segel der dort wie eine Flotte zusammengedrängten Schiffe. Dies war ein prachtvolles Schauspiel. Der Rauch trieb nach dieser Richtung und barg Augenblicke lang die Masten und Segel in Undurchdringlichkeit, bis sie wieder stolz mit den flippenden Wimpeln hindurchbrachen.

Ich ging nun dem Trümmerhaufen selbst zu. Die Häuserreihe, welche hinter den Speichern sich fortzieht, war von den Bewohnern verlassen. Die Mauern und Dächer waren eingenäßt, die Fenster

zum Theil zersprungen, zum Theil zerschlagen, die Stuben ohne Meubel. Rings umher war Alles noch in voller Thätigkeit. Die Spritzen schlauchten noch immer reichliche Wassergüsse; die Wachen hielten bestimmte Durchgänge offen, um unordentlichen Zusammendrang der Menschen auf dem heißen Boden, auf den von Zeit zu Zeit noch ein Mauerstück, ein Balken hinschlug, zu verhüten.

Eine ganz eigenthümliche Lust regte das Volk auf. Der größte Theil der in dem Brackengebäude befindlichen Häringe hatte preisgegeben werden müssen. Mit unglaublicher Gier rafften nun Knaben, Mädchen, Kerle, Weiber aus dem Schutt und stinkenden Qualm Häringe, so viel sie konnten, heraus. In der Wuth, sich zu bereichern, achteten sie nicht, sich den Anzug, so schlecht er oft war, gänzlich zu verderben; in die Stiefel, in den Busen, in alle Taschen, in die Hüte stopften sie sich die Häringe. Unter Schimpfen, Lachen und Toben rissen sie sich oft die Beute einander aus den Händen. Es ist wahr, ein solcher Anblick ist interessant, aber auch entsetzlich. In dieser Wildheit, in diesen fast besinnungslos zupackenden Fäusten, in diesem glotzenden Auge, in diesem rohen Gebrüll, in dieser Rücksichtslosigkeit des Benehmens, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, ahnt man, bis zu welchen Orgien, bis zu welchen

Freveln die Menschen schnell genug gelangen können. In den angrenzenden Straßen wurden die Häringe auf den Sandsteinschwellen der Häuser bereits sortirt und verhandelt.

Am Abend ging ich natürlich noch einmal zum Schauplatz. Um den Schloßteich herum knallte es von Pistolen= und Flintenschüssen zur Feier des dritten Augusts; die Pauke dröhnte, die Raketen knackten. In den Straßen war hier und dort illuminirt, am stärksten in der Französischen Straße. Alles war so vergnügt, so heiter, und lächelte den Blumenvasen, die zwischen die Lichter gestellt waren, so sorglos zu, wie wenn nichts geschehen wäre. Die Verdauungskraft einer Stadt von siebenzigtausend Menschen ist stark. Ich fand daher zwischen acht und neun Uhr die Brandstätte ziemlich leer. Nur die, welche hier sein mußten, waren zu finden, das Publicum war anderweitig seinem Vergnügen nachgegangen. Das Schönste war jetzt der vielfarbige Rauch, der noch immer in dicken Säulen von den Trümmern, besonders der Häringsbracke, aufstieg und sowohl die graziösesten Formen annahm, als auch in dem Abendroth bald in lieblich rosigen, bald in geisterbleichen, selbst blaßgrünen Tinten majestätisch emporwallte.

Wochenlang noch dampfte die Stätte.

Kirchliches Leben.

Die elementarische Universalität und Verständigkeit, die ich schon mehrfach als charakteristisch für Königsberg hervorgehoben habe, kann uns auch als Leitfaden dienen, uns in dem weitschichtigen Labyrinth der kirchlichen Zustände der Stadt leidlich zurechtzufinden. Es sind hier:

1) Juden;
2) Katholiken;
3) Protestanten, bei denen sich als Schattirung unterscheiden:
   a) altgläubige
   b) aufgeklärtgläubige
   c) moderngläubige
   d) Straußianer.
4) Von Secten sind:
   a) die vom Staat anerkannten Mennoniten,
   b) die nicht anerkannten Ebelianer

vorhanden. Man sieht also, daß wir vom alten Testament an bis auf die neuesten Extreme hin keinen Mangel leiden.

Die Jüdische Gemeine führt ihr Leben besonders in der Brandenburger Vorstadt. Nach dem Jahrmarktplatz hinaus, hat sie ihre Synagoge oder, wie das Volk aus der Lutherschen Bibelübersetzung hier zu sagen pflegt, ihren Tempel, ein recht geräumiges und ganz geschmackvolles Gebäude. Es ist ein eigen Ding um die Macht der Geschichte. Sie packt uns mit Unwiderstehlichkeit. Da geht man in dem neuesten Schnitt der Mode auf dem jüngsten Pflaster vor ganz frisch erbauten Häusern auf dem breiten Bürgersteig Freitags Abend spazieren. Handwerker, die ihr Tagewerk vollendet haben, besonders Mauerer und Zimmerer, gehen in langen Reihen und singen Schillers Räuberlied oder Freuet euch des Lebens. Die Mägde und Lehrburschen und Factore haben sich um die Brunnen zum großen Klatsch versammelt. Der Gensdarm steht dort unten an der Ecke und unterhält sich mit dem Polizeicommissair. Da biegt man aus dieser höchst modernen Welt in eine schmale Gasse, geht über einen kleinen Hof und tritt in einen Raum ein, der uns in eine ganz andere Sphäre wirft. Kronenleuchter, Armleuchter brennen. Eine vergitterte Galerie läuft oben umher. Die Männer, Hüte und Mützen auf dem Haupt, sitzen und stehen

umher, Gesangbücher in der Hand. D. h. aus dem Abendlande, das Dich noch so eben auf der Straße der Vorstadt umgab, bist Du plötzlich in das Morgenland eingetreten. Das Sonnenlicht geht draußen eben unter, aber hier flammt der Orient auf. Die andächtigen Frauen haben hier in der Galerie, so zu sagen, einen kirchlichen Harem, der sie verbirgt. Die Männer, obwohl Knechte Gottes, bleiben doch gegen die occidentalische Sitte mit bedecktem Kopf, der das Gebet mit stetem Nicken und Wackeln begleitet. Und das Alles ist nicht ein Schauspiel, was man aufführt, es ist vollkommener Ernst. Zwar siehst Du viel bekannte Gesichter; da ist z. B. gleich der Wechsler, bei dem Du erst vor einer Stunde Tresorscheine in Courant umsetztest; aber hier ist er ein höheres Wesen, so gut als jener schmutzige Packjude dort in der Ecke, der gestern noch, als Du Deine Pfeife zum Fenster hinausschmauchtest, mit schlauem Gesicht im Vorbeigehen Dir sein: „Haben Sie nichts zu handeln, alte Kleider, Pretiosen?" zumurmelte. Allerdings ist eine Nachlässigkeit der Kleidung, der persönlichen Haltung, sogar eine Zerstreutheit sichtbar, wie wir es in christlichen Kirchen nicht gewohnt sind. Der Protestant namentlich hält etwas auf einen Sonntagsrock und beobachtet in der Kirche eine Zurückgezogenheit in sich. Eine solche Zerfahrenheit, wie auch der Jude zeigt, ist gewöhnlich bei einem

mechanischen Gottesdienst. Das Gebetmurmeln, das Kopfbeugen von Alt und Jung, macht leicht gedankenlos. Aber der Gedanke, daß hier die Psalmen gebetet werden, die nun Jahrtausende hindurch Millionen erquickten, wenn sie in Angst und Noth zu ihrem Gott schrieen, wie der Hirsch nach frischem Wasser, dieser Gedanke bemächtigt sich doch unserer Seele. Der Vorsänger Herr Weintraube weiß das Tremuliren der Töne wunderbar schön zu halten und hat seine Singknaben gut eingeübt. Ja, das ist der Jude! Jetzt winselt der Ton leise, demüthig suchend, bis zur Verzweiflung niedergedrückt. Er wird beinah ein Wimmern. Der Knecht wirft sich nieder vor dem Herrn der himmlischen Heerschaaren, er hält sich nicht werth, zu seiner Herrlichkeit aufzuschauen. Er zagt, ob ein so hoch über ihn erhabenes Wesen sich seiner wohl erbarmen könne. Ach und er fühlt sich so in allen Knochen zerschlagen. Er ist schwach, krank. Seine Feinde siegen. Sie spotten seiner und seines Glaubens an Jehovah. Herr, wo bist Du? Da wendet sich der Ton plötzlich und schwingt sich mit einigen Sätzen hoch empor. Er jubelt, er ergießt sich in kraftvolle Ströme, deren Wogengetümmel ein Schmettern des Sieges ist. Zuweilen wird die Stimme plötzlich wieder weich. In langsamen Cadenzen, beinah traurig, fällt sie herab. Sie erhebt sich, aber prosaisch. Es lautet wie ein Streit. Das Tremuliren wird zum Erbeben.

Hin und her wiegt sich das geheimnißvolle, stoßweis mit Heftigkeit accentuirte Gemurmel, bis der dialogische Monolog endigt. Die Gewißheit bricht durch, bricht durch mit wahrer Trunkenheit. Der Herr ist dein Gott und keiner mehr! Er wird dich erretten. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der sein Volk aus Aegyptenland geführt, er, der Gott deiner Väter, ist auch dein Gott, dein Hort, dein Heil und wird alle deine Feinde zu seinen Füßen legen! Da prangen die Töne nicht nur in triumphirender Freudigkeit, sondern sie lassen sogar einen an Fanatismus streifenden Trotz vernehmen. Mag es sein, daß Herr Weintraube aus der neueren Italienischen Opernmusik, vielleicht aus Donizetti, manche Motive entlehnt, so glaube ich doch, daß er das Wesen der Psalmodie, den Sprung von der Ohnmacht zum höchsten Selbstgefühl wohl getroffen hat.

Die Gesangbücher der meisten Juden hatten übrigens, so viel ich bemerkt habe, Uebersetzungen oder waren wenigstens mit punctirten Lettern gedruckt. Das von den Juristen so vielfach besprochene Gebet Alenu fehlt nicht.

Am Sabbath früh wird der didaktische Theil des Cultus ausgeführt. Der Prediger Dr. Saalschütz ist ein vielseitig gebildeter, äußerst humaner, kindlich liebenswürdiger Mensch. Als

gründlicher Gelehrter hat er sich durch seine Forschungen über die Musik der Hebräer und die Unsterblichkeitslehre derselben (letztere in Ilgen's Journal für historische Theologie) bekannt gemacht; als Religionslehrer durch ein Lehrbuch der Religion und einige mit Wärme des Herzens wiewohl ohne rhetorischen Glanz geschriebene Erbauungsschriften. Seine Predigt vereinigt eine elegante archäologische Aufklärung über die speciellen Eigenheiten des Jüdischen Kirchenjahrs und Ceremoniels mit einer milden ethischen Ausdeutung derselben und legt auf die moralische Bildung, auf die Reinheit der Gesinnung, den Hauptnachdruck.

Wie es nun immer mit der Religion geht, so auch hier. Es existirt eine paläo- und neologische Partei. Die Juden, die tief aus Rußland und Polen hieherkommen, die Verehrer strengster Gesetzmäßigkeit, sind gegen unsere Bildung indifferent. Drei Juden aus Grodno, mit denen ich von Königsberg bis Dirschau fuhr, zweifelten ob viele ihrer Königsberger Glaubensgenossen noch Religion hätten. Wenn ich nicht irre, so versammeln sich die Anhänger der stricten Observänz in einem Saal eines Gasthofs der Vorstadt.

Der Jude, der sich nicht von den Genüssen der modernen Welt ausschließen will, bedarf einer Beruhigung über die Ungenauigkeiten, Versäum-

nisse, Verstöße, die er sich täglich gegen das Gesetz zu Schulden kommen läßt. Er findet sie, indem er sich sagt, daß das Gesetz nach seinem empirischen Detail Staatsgesetz gewesen sei. Da nun aber der Jüdische Staat zu existiren aufgehört habe, so falle nunmehr auch die Verbindlichkeit für das Ceremonialgesetz hinweg. Es bleibt ihm demnach der Dekalog, der allerdings auch die eigentliche, ewige Vernunft der alttestamentarischen Gesetzlichkeit ausmacht. Die Partei dieser sogenannten aufgeklärten Juden, die den Spinoza höher halten, als den Talmud, ist bei uns sehr groß und es sind nicht wenige darunter, welche sich zu denen rechnen, die den Christen an religiöser Einsicht und Bildung nicht nur gleich stünden, sondern sogar über das Christenthum hinausgegangen seien. Die Dreieinigkeit widerspricht dem Verstande; durch einen Andern von einer moralischen Schuld befreit zu werden, widerspricht dem Verstande; Wein für Blut, Brod für Fleisch, zumal eines Verstorbenen, zumal eines gen Himmel Gefahrenen, zu halten, widerspricht dem Verstande. Die Christen, urtheilt der Karaitische Jude, zerarbeiten sich an diesen Widersprüchen. Ihre Theologen ersinnen die ungeheuersten Sophismen, um eine Nothwendigkeit in sie hineinzudichten. Tausend Wahrzeichen beweisen dem Juden, daß dieser wi-

derspruchvolle Glaube sich überlebt hat. Strauß, ein Theologe, ein Deutscher, hat es ja selbst gesagt, daß das Christenthum bankerutt gemacht habe. Wie glücklich ist der Jude, daß er, als strenger Monotheist, mit solchen Widersprüchen gar nicht sich herumzuschlagen hat. Er braucht nichts von der Moral des Christenthums zu opfern. Die Nächstenliebe, die Feindesliebe kommen schon im alten Testament vor. Auch ist die Moral nichts dem Christenthum Eigenthümliches. Feuerbach, ein Philosoph, ein Deutscher, ist nicht abgeneigt, die Heiden in der Moral sogar über die Christen zu stellen. Der Jude braucht auch Christus nicht seine Achtung zu versagen. Wie der Muhamedaner, wie der St. Simonist, kann er in ihm einen für Menschenwohl begeisterten, sehr, sehr tugendhaften Mann sehen, der manches glückliche Plagiat aus dem alten Testament machte, aber die Messiasidee, unglücklich genug für ihn, mißverstand. Das Christenthum ist deshalb nur eine Episode in der Geschichte des Judenthums. Es ist nur eine etwas breit ausgelaufene Häresie. Die große Ausdehnung des Christenthums hat nach dieser Auffassung keinen andern Zweck, als dem Judenthum vorzuarbeiten. Wenn hiernach die Christen die Unmöglichkeit ihres Glaubens begriffen und die Christologie als einen Wahn verworfen ha-

ben, bleibt ihnen nichts anders übrig, als Juden zu werden. Zwar nicht Juden, die nicht Schweinefleisch essen, nicht am Sabbath einen Brief schreiben dürften u. s. w., aber doch Juden, die vor dem Einen Herrn knieen, der Himmel und Erde gemacht und sich seinem Volk gelobt hat. Wo daher der Christ, da ist auch der Jude, auf dem ganzen Erdball, denn alle Völker sollen sich zu seinem Panier sammeln.

Dieser hoffnungsstolze Glaube hat auch hier in Königsberg seine sehr unterrichteten, fein gebildeten, enthusiastischen Anhänger. Man hat sich mehrfach gewundert, wie Juden, Jüdische Aerzte zu einer solchen Theilnahme an der Politik, zu solcher Kenntniß und durchdringenden Einsicht kommen. In der That, diese Verwunderung beweist, daß man sich wenig um die Zeit gekümmert haben muß. Ein Volk, das nach politischer Gleichstellung mit den andern Staatsbürgern ringt, ohne die Religion seiner Väter desavouiren zu wollen, ein Volk, das seinen Messias noch erwartet, ein Volk, das durch den Handel mit den materiellen Thatsachen auf das Genaueste bekannt ist, ein Volk endlich, dem es niemals an verstandeskräftigen und resignirten Menschen gefehlt hat, wahrhaftig, dies Volk oder keines muß zu einem politischen Interesse getrieben werden. Da es durch die bisherige Geschichte oft zurückge-

drängt, oft gewaltsam in den Schmuz und die Verachtung hinabgestoßen war, so hat sich seit der Französischen Revolution, seit der Erklärung der Rechte der Menschheit, das Selbstgefühl der Juden ungleich energischer gehoben. Wo eine Schranke fällt, fällt sie auch für den Juden. Die Emancipation jeder Art arbeitet auch an der seinigen. Die Freilassung der Neger in Amerika, die Verselbstständigung der Griechen, die Drohung des Irischen Volksgeistes gegen England, die Reformbill u. s. w. sind eben so viel für ihn geschehende Thaten. Er ist daher in der Politik nothwendig liberal. Die Aufhebung von Monopolen, Privilegien, Kastenzwang läßt auch ihn mit kühneren Forderungen auftreten, läßt auch ihn an die Reihe zu kommen erwarten. Daß er an ein religiöses Monopol für sich glaubt, daß er als das Volk Gottes eine Ausschließlichkeit für sich in Anspruch nimmt, daß er ein religiöser Aristokrat ist und in's Geheim sich über alle Völker der Erde erhebt, kann ihn im Liberalismus nicht stören. Nur mit dem Katholicismus kommt er in eine eigenthümliche Collision. Insofern derselbe in Staaten, deren Regierung dem Princip nach für eine protestantische gelten muß, irgend eine Fährdung seiner Selbstständigkeit erleiden könnte, wird der Jude für ihn Partei nehmen. Dem Princip des Protestantismus nach ist es nun freilich un=

möglich, daß dem Katholicismus in seinen positiven Rechten irgend ein Abbruch geschehen könne, da die Glaubensfreiheit von den Protestanten nicht nur für sie, sondern eben so sehr für die Katholiken und Juden erkämpft ist. Das Princip des Katholicismus aber muß der Protestantismus bestreiten, wie sich von selbst versteht, auf wissenschaftlichem Wege. Es muß ihm darum zu thun sein, daß der Pabst seine Infallibilität verliere, daß der Cölibat aufhöre, daß Inquisition unmöglich werde. Der Jude wird nun für den Katholiken Partei nehmen, sobald er glaubt, daß der Protestantismus das Princip der Glaubensfreiheit, welches er selbst der Welt erobert hat, in der Behandlung der Katholiken verletze. Daher kam es, daß in der Cölner Angelegenheit der Jüdische Liberalismus für den Katholicismus sich zu erklären geneigt war. Und war nicht der Referendarius Minteln ursprünglich Jude, dann Protestant, dann Katholik? Haben wir nicht an diesem Manne hier vor unsern Augen alle die Phasen sich verlaufen sehen, welche nothwendig sind, um von einem stricten Anhänger des Berliner politischen Wochenblatts durch die heftigste Polemik gegen die Maaßregeln der Regierung zum entschiedenen Vertheidiger des Romanismus sich zu verwandeln und freilich mit diesem Schritt sich dem Berliner Wochenblatt in so weit

wieder zuzuwenden, als demselben das Wesen des Protestantismus immer mehr verloren geht?

Königsberg ist wirklich eine Stadt von mächtiger geistiger Triebkraft. Die Rintel'sche Schrift machte als eine treffliche Advokatenvertheidigung Epoche und ward hier geschrieben. Aber auch der berüchtigte Joel Jakobi ist ein Königsberger, ein Kind der Brandenburger Vorstadt. Erst liberal bis zur Conspiration, dann Psalmodist und mit seltsamer Verworrenheit neben einander das alte Judenthum und das Christenthum feiernd, ward er ein officieller Wüthrich gegen das junge Deutschland, schließlich aber Katholik und ist nun zunächst verstummt.

Wenn nun aber der Jude aus Besorgniß, um seines Glaubens willen, wie so oft vor der Reformation und Revolution, verfolgt zu werden, mit dem Katholiken sympathisirt, den er etwa in gleicher Lage glaubt, so erschreckt ihn doch auch wieder der Gedanke, daß mit dem Katholicismus, je ernstlicher es derselbe meint, auch der Sondergeist des Mittelalters verknüpft ist. Es überfällt ihn der Schauder der Erinnerung an den gelben spitzen Hut, den er als Abzeichen tragen mußte, die Erinnerung an den Leibzoll, den er zahlen, an die Wache, die er in manchen Städten hinter sich dulden mußte; die Erinnerung an die Anklage, Christenkinder gestohlen und geschlachtet, Hostien gemartert, Brunnen

vergiftet zu haben; die Erinnerung an die entsetzlichen Verfolgungen, die er zu erleiden hatte und worin Tausende seines Stammes qualvoll untergingen; die Erinnerung endlich an die Gefängnisse der Inquisition, an die Auswanderung aus diesem und jenem Lande. Wer will es dem Juden verdenken, wenn er noch in unserm Jahrhundert, noch in Deutschland heimlich zusammenbebte, als das Hepp Hepp vom Main her erscholl und von dem Pöbel schnell durch die größeren Städte als ein Signal öffentlicher Verspottung fortgeschleppt wurde; zusammenbebte, als jüngsthin von Damaskus aus ein Christenmord ihm wieder aufgeschuldigt ward? Wer will es ihm verdenken, wenn er in allen Kammern constitutioneller Staaten, auf den Landtagen Preußens, seine bürgerliche Emancipation durch alle ihm zu Gebot stehenden Mittel betreibt, um einen Rückfall der Zeit in's Mittelalter zu verhüten? In dieser Beziehung ist er daher ein Freund der Aufklärung, der Humanität, des Fortschritts, der Toleranz und wie sonst noch die Stichwörter des religiösen Liberalismus lauten. Er wittert, daß die zärtliche Sorge der sehr christlich feudalen Partei für die Conservirung des ächten, alten Judenthums zuletzt für ihn doch gefährlicher sein dürfte, als der Zusammenhalt mit dem Liberalismus, der die Freiheit der Individualität gegen die Bedingtheit gegebener Ver-

hältnisse durchzusetzen strebt. Besonders aber fürchtet er, daß die Christlichkeit sich wieder gegen ihn fanatisiren könne, insofern er ihr als Mörder Gottes des Sohnes ewig verhaßt sei. Er fürchtet daher den strengen Katholicismus, der durch die Bildlichkeit und grelle Geschichtlichkeit, mit welcher er das Leiden und den Tod Christi darzustellen liebt, so leicht den Grimm gegen ihn schüren kann. Wenn ich hier im Bilde den Juden sehe, wie er dem Landpfleger ruft: Kreuzige, kreuzige ihn! Sein Blut über uns und unsere Kinder! und trete aus der Kirche oder von dem Steinbilde der Station zurück, um auf der Straße dieselbe Physiognomie zu treffen, so gehört eben schon eine festere Christlichkeit dazu, mich zu erinnern, daß Christus den Juden vergeben hat, vergeben mußte, weil sie nicht wußten, was sie thaten. Der Pöbel vermeint wohl, sich darin christlich zu zeigen, wenn er es noch jetzt dem Juden nicht vergißt, was er einst gethan. Dieser Pöbel aber tritt auch in der Literatur von Zeit zu Zeit auf. Ich will hier die Broschüren der letzten fünf Jahre nicht aufzählen, die mit der Propaganda des Judenhasses sich beschäftigten; ich will nur an die eine schnöde Thatsache erinnern, daß Viele diejenigen Schriftsteller, welche man das junge Deutschland zu nennen beliebt hat, schon mit dem Einen Wort, es seien Juden, in den

Koth getreten zu haben vermeinten. Abgesehen davon, daß zufällig kein einziger derselben Jüdischer Abkunft ist, so war es eine grenzenlose Rohheit, zu glauben mit einem solchen Factum über die Leistungen und Personen ohne Weiteres den Stab brechen zu dürfen. Unter solchen Umständen darf es nicht befremden, wenn Salvador in Paris ausführlich zu beweisen sucht, daß die Juden bei der Verurtheilung Christi als Juden vollkommen Recht gehabt hätten und Dr. Philippson in Magdeburg seit fünf Jahren eine „Allgemeine Zeitung des Judenthums als Organ für alles Jüdische Interesse" redigirt, um nach allen Richtungen hin das Judenthum apologetisch und polemisch zu vertreten, um schnell allen seinen Deutschen Genossen eine Uebersicht der für die Jüdische Kirche und für die politische Emancipationsfrage wichtigsten Thatsachen mitzutheilen und die immer größer und mannigfaltiger werdende Literatur des Judenthums entwickeln zu helfen. Von diesem Standpunct aus ist es dem Juden räthlich, sich den langen Bart zu stutzen, den Hirtenpilgerstab mit einer Badine, den Kaftan mit dem Frack, das um den Hals geschleifte buntseidene Tuch mit der Cravatte und den breitkrämpigten Hut mit der neuesten Façon zu vertauschen, um zwischen seinem Bilde und dem der Juden, die zum Pilatus schrieen, die möglichste Un-

ähnlichkeit hervorzubringen. A bas le moyen âge!

Interessant ist es, zu sehen, in welche Bedrängniß die christlichen Feudalherrn unter uns ihrerseits mit dem Judenthum kommen. Da sie an die Bibel alten Testaments nicht weniger eifrig, als an die neuen Testaments glauben, so müssen sie das Jüdische Volk sehr hoch halten. Sie citiren auch, wenn sie irgend einmal eine Glaubenswahrheit beweisen wollen, ohne alle Kritik die Psalmen und Paulinischen Briefe, Genesis und Apostelgeschichte durcheinander. Es ist ihnen Alles Wort Gottes, Alles Offenbarung, Alles inspirirt; auf den Zusammenhang kommt es nicht an. Sie reden daher auch stets von dem Volk Gottes, aus dessen königlichen Stamme Jesus hervorgegangen, welche fürstliche Verwandtschaft sich beiläufig doch diejenigen merken sollten, die in Christus immer eine absolut demokratische Natur zu erblicken unhistorisch genug sind. Sie gestehen sich, daß, wenn sie so einen schönen Judenkopf mit hoher Stirn, sinnenden Augen, edler Nase, feinen und doch kraftvollen Lippen und dunklem Bart vor sich haben, Jesus wohl ganz ähnlich ausgesehen haben könne. Aber dennoch wollen sie nichts vom Juden wissen. Als Hausirer ist er ihnen zu schmuzig, zu gewinnsüchtig, in seinen Manieren zu lächerlich. Als wohlhabender Handelsmann, der die Messen

bereist, der sein Lager hat, ist er ihnen zwar leidlich, aber doch nur nothgedrungen, beim Kauf und Verkauf, oder im Postwagen. Er riecht noch zu stark nach Knoblauch und hängt gar zu sehr an seinem alten Testament. Als Banquier, der in modernster Toilette dort mit den herrlichsten Vollblutpferden zur Börse eilt, dessen Haus ein Muster von Eleganz ist, der täglich „bei sich empfängt" und so trefflichen Champagner hält, dessen Bücherschränke Schiller und Göthe, Byron und Scott, Victor Hugo und Balzac in Englischen Einbänden dir entgegenstrahlen, dessen Tochter zur Begleitung des Wiener Flügels, die neuesten Opernarien aus Meyer Beers Hugenotten singt, als Banquier, der den Erlöserorden von einem christlichen Monarchen geschenkt bekommen hat, der eine Art von Diplomat, eine politische Macht ist, als Banquier ärgert der Jude den Aristokraten durch seinen Reichthum, durch seinen Luxus, seine Bildung und seinen Einfluß. Und so ist auch dieser ihm nicht recht. Als aufgeklärter wissenschaftlicher Arzt kann er den Juden vielleicht nicht entbehren, allein er haßt an ihm die Aufklärung, er beschuldigt ihn, zu sehr sich entnationalisirt zu haben. Als Schriftsteller aber, wie Riesser, ist er ihm vollends ein Greuel. Für den Juden, der Journalartikel schreibt oder gar ein Journal redigirt, hat er nur noch Schimpfwörter. „Judenjunge" ist hier sein technischer Ausdruck.

Leo, der Historiker, hat das Schicksal gehabt, daß er von Vielen für einen getauften Juden gehalten worden ist. Der Weltpriester Günther in Wien ließ 1829 im zweiten Band seiner Vorschule zur speculativen Theologie S. 330 eine Stelle aus Leo's Vorlesungen über die Geschichte des Jüdischen Staats drucken, die mit den Worten schließt, daß „die Hierarchie wesentlich fanatisch — gefühllos — consequent" sei. Hierzu äußerte Günther: „So Leo, der allem Anscheine nach dem Stamme Juda einst angehört hat, — aber wahrlich kein Löwe in demselben gewesen ist, wohl aber eine Maus, als welche er sich auch jetzt noch in jeder Menagerie für's Geld sehen lassen könnte, — nämlich: als eine sentimentale und possierliche Incarnation des abstracten Gedankens der Gottheit." Hierauf bezieht sich die Erwähnung, welche Leo in der zweiten Auflage seiner „Hegelingen" 1839 S. 85 von Günther macht und worin er jenes Gemisch von Sympathie und Antipathie im Germanischen Christen mit so treffenden Worten beschreibt, daß ich dieselben hieherseßen muß: „Ich sehe darin, daß Jemand ein Jude ist seiner Abstammung nach, nicht das mindeste Unwürdige; im Gegentheil, wenn ich von Abrahams Samen wäre, würde ich in große Gefahr des Stolzes gerathen, von so hochfürstlichem Geschlechte zu sein, wie das der Erzväter war, von so welthistorisch adeligem Geblüt,

wie das Blut Israels. Wäre ich ein getaufter Jude, ich würde selbst als Christ auf die Verbindung mit Jüdischem Geschlechte halten. Leider kann ich von so altbekanntem Geschlechte abzustammen, mich nicht rühmen, und da ich nun einmal in Wahrheit nichts mit Jüdischer Abstammung zu thun habe, werden es mir die Juden nicht übelnehmen, weder wenn ich der Wahrheit die Ehre gebe, und darauf halte, daß meine Occidentalische Abstammung nicht bezweifelt werde, noch wenn ich jene Zwittergeschöpfe verachte, die obwohl Jüdischer Herkunft und in Folge derselben mit einer von der Germanischen abweichenden leiblichen und seelischen Physiognomie begabt, sich doch zu Vertretern oder Correctoren unserer Deutschen, nationalen Interessen und Zustände aufwerfen. Ein politisch raisonnirender Jude oder Halbjude gehört zu dem Abformigsten, was das Leben liefert." —

Der Katholicismus ist in Königsberg fast unbemerkbar. Er hat, wie bei der Architektur schon erwähnt worden, eine stattliche im Jesuitischen Styl erbauete Kirche, von einem stillen Hof im Viereck umgeben, auf welchem hinter einer niedrigen Einfriedigung ein einziges Crucifix steht, das neuerdings frisch angestrichen worden. Kein Calvarienberg, keine Stationen erinnern an das Dasein des Katholicismus. Processionen sind schon seit dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Königs-

berg nicht öffentlich gehalten. Es ist natürlich, daß eine katholische Gemeinde, die unter so vielen protestantischen allein steht, auch in ihrer Denkweise protestantisirt wird. Rom herrscht zwar noch im tiefsten Innern gewiß auch hier, allein das phantastische Element, von dem ich oben bei dem Ermelande sprach, kann in solchen Zusammenhängen zu keiner consequenten Entwicklung gelangen. Predigten, wie ich sie in Wien gehört habe, sind in unserer katholischen Kirche geradezu unmöglich. Veith, im Stephan, einer der originellsten und geistvollsten Kanzelredner, verlor sich z. B. in einer Predigt in eine heftige Polemik gegen die Kantische Moralphilosophie; er sprach von Kant's Deismus, vom kategorischen Imperativ und wußte freilich mit seltener Geschicklichkeit immer wieder einen populären Ausgang solcher Digressionen zu gewinnen. Eine solche Polemik gegen Kant würde bei uns von der Kanzel aus gewiß nicht geführt werden. Ich meine nicht, daß nicht die Sache bekämpft werden könnte, allein es würde ohne den bemitleidenden, verächtlichen Ton geschehen, mit welchem Veith gegen Kant's öde Pflichtreligion sprach. In einer andern Kirche hörte ich einige Predigten, in denen die krausesten Legenden mit der größten Naivetät erzählt wurden. Die wundersamsten Dinge, z. B. daß ein Heiliger zum Bau einer Kirche die schwersten Eichbäume

im Namen Jesu Christi spielend auf einen Berg getragen habe, wurden als etwas ganz Authentisches dargestellt. Auch dieses Element, das in den von der Kirche selbst perhorescirten apokryphischen Evangelien seinen Anfang nahm, dürfte bei uns nur sehr verschämt auftreten. Ich erinnere mich gar keines Beispiels. Unsere katholischen Geistlichen fühlen wohl mit richtigem Tact, daß sie durch solche Romantik mitten in einer aufgeklärten protestantischen Umgebung ihrer Kirche nur schaden würden und halten sich deshalb mehr an die praktisch-ethische Richtung. —

Die Protestanten zerfallen der Confession nach in Lutheraner und Reformirte, letztere wieder in Deutsche und Französische. Der Unterschied der genannten Confessionen dürfte in den Gemüthern halb unbewußt noch ein tieferer sein, als es bei dem freundlichen Verhältniß der Gemeinden untereinander zunächst den Anschein haben könnte. Ich meine dies so, daß zwar nicht viele sein möchten, welche die Differenz des Lutherschen und reformirten Lehrbegriffs sich noch gegenwärtig mit Bestimmtheit entwickeln könnten, die aber nichtsdestoweniger der Sache nach in ihrer Auffassung des Christenthums sich noch immer jenen Lehrbegriffen gemäß verhalten. Die Hauptpuncte sind darin bekanntlich die Prädestinations- und Abendmahlslehre. Es wird bei uns

Niemanden einfallen, Jemand für unselig zu halten, der in diesen Dogmen von seiner Ansicht abweicht. Ob ich das Abendmahl in dem mystischen Sinne genieße, daß ich darin mit Christus als dem Gottmenschen mich unmittelbar, ganz und gar, leiblich und geistig vereinige, oder ob ich darin nur einen mnemonischen Act feiere, mich an Christus, an seine Stiftung der wahren Religion, an seine Aufopferung u. s. f., zu erinnern, dieser Unterschied ist kein Grund mehr, mich als einen Häretiker zu verfolgen. Allein bei den Einzelnen wird immerfort die eine oder die andere dieser Aneignungsformen hervorstechen und darin sich das Wesen der Luther'schen oder reformirten Kirche zeigen. Aehnlich ist es mit der Prädestinationslehre. Ueber diese wird man freilich bei den Männern unseres Jahrhunderts, in denen die Reflexion so übermächtig ist, nur in seltenen Fällen, bei außerordentlichen Veranlassungen, Beobachtungen anstellen können. Allein bei den Frauen wird öfter Gelegenheit dazu sein. Ohne daß nun den Ausdrücken nach der Prädestinationsglaube in seiner ganzen Abgrundlosigkeit aufklaffte, wird man in milderen Formen, in weicheren Wendungen auf ihn stoßen. Es ist das Glück und Unglück, was über den Menschen verhängt ist; so fängt das Gespräch an. Aber Glück und Unglück haben auch mit unserm Thun

und Lassen einen Zusammenhang und da ist es denn, wo man auf die Qualität des Handelns, auf das Gut- und Bösesein stößt und dann wohl die Reflexion damit den Schluß machen hört, es sei beinah, als ob Gott diesen oder jenen Menschen dazu verdammt habe, zu sündigen u. s. f.

Die Deutsch reformirte Gemeinde ist die stärkere. Es ist merkwürdig, daß bei ihr der Abendmahlcultus außerordentlich tief gewurzelt ist. Außer an den kirchlichen Hauptfesten wird das Abendmahl jeden Monat einmal gefeiert und gefeiert mit einem Zuströmen, mit einer Innigkeit, mit einer durchdringenden, alle Endlichkeit im Gemüth auflösenden Rührung, daß man hier lebhaft vor Augen haben kann, wie sehr das Christenthum seine Totalität in einer jeden seiner Formen herstellt. Wenn man diesen Gesang hört, wie er mit der reinsten Andacht und Demuth erklingt, diese Mischung von stiller Würde und Zerknirschung sieht, mit welcher Männer und Frauen vor den Tisch des Herrn treten, die thränenfeuchten Augen, die verklärten Züge, mit denen Jeder wieder seinem Platze zugeht, so muß man sich sagen, daß Christus mitten unter ihnen ist, daß sie seinen Leib genossen, sein Blut getrunken haben. Es ist natürlich, daß in der Bewegung des Gemüthes die Reflexion von dem Menschensohn zum Gottessohn, vom Gottessohn

zum Menschensohn hin und her geht, aber im Gemüth selbst hebt sich dieser Unterschied auf.

Die Französisch-reformirte Gemeinde ist die an Zahl bei weitem kleinere und wird allmälig ganz Deutsch werden, so daß nur noch der Name als Unterscheidungsmerkmal und die Namen der Gemeindeglieder, Toussaint, Droz, Jaquet, Detroit u. s. w. als Erinnerungszeichen bleiben werden. In Versuchen, die Französische Gemeinde mit der Deutschen zu verschmelzen, hat sich schon die jetzige Unbedeutendheit des Französischen Elementes gezeigt. Jedoch ist es in den älteren Gemeindegliedern noch zu stark und es sind daher solche Vereinigungstendenzen noch immer zurückgewiesen, wobei allerdings auch die Vermögensverhältnisse beider Kirchen manche Schwierigkeiten bereiten. Das allmälige Abwelken des Franzosenthums erscheint schon äußerlich darin, daß nur immer am dritten Sonntag Französisch, die beiden andern Sonntage Deutsch gepredigt wird; darin, daß an den letzteren die Kirche stets sehr besucht, an jenem aber ziemlich wüst und leer ist; darin, daß ein Theil dieser wenigen Besucher nicht zur Gemeinde gehört, sondern aus Neugierigen, aus Studenten, aus Candidaten besteht, welche denn doch auch einmal eine Französische Predigt hören wollen; darin endlich, daß

die Confirmationsrede, wodurch die Gemeinde den jungen Nachwuchs sich einverleibt, daß das Bekenntniß, was die neuen Gemeindeglieder ablegen, daß die Prüfung, der Unterricht, der Leitfaden, der dabei zu Grunde gelegt wird, Deutsch sind. Eine solche Gleichgültigkeit der Gemeinde selbst gegen das Französische läßt daher dies mehr als eine Reliquie behandeln, die allerdings bei manchen Gelegenheiten zärtlich geliebkos't wird. Und doch wurde sogar bei dem hundertjährigen Jubiläum, welches die Kirche vor einigen Jahren feierte, die Festpredigt Deutsch gehalten; Erst bei dem Mittagessen, wozu die Gemeinde bei dieser Gelegenheit sich im Bork'schen Garten versammelte, wurden Französische Lieder gesungen und Französische Toaste ausgebracht. Die Hauptsubstanz war begreiflicher Weise die Erinnerung an das Märtyrerthum der Reformirten. Im Cultus ist ein wesentlicher Unterschied von der Deutschreformirten Gemeinde, daß die Communion, wie das Abendmahl sehr charakteristisch genannt wird, nur alle Vierteljahr gefeiert wird, welche Seltenheit die Intensität des Genusses vielleicht noch steigert.

Ein Gebrauch herrscht in dieser Gemeinde, der mich immer verletzt hat. Wenn der Gottesdienst sich schon völlig abgeschlossen und der Pastor (pasteur, nicht Prediger) den Segen gesprochen

hat, der gewiß selten einen Menschen unergriffen läßt, so sagt er noch: „Gehet hin und vergesset nicht, Euren nothleidenden Brüdern wohlzuthun.“ Ja er setzt wohl noch, die Werkheiligkeit aufstachelnd hinzu: „denn solche Opfer gefallen Gott wohl.“ Die reformirte Kirche belästigt nicht während der gottesdienstlichen Feier mit der abscheulichen Einsammlung des Klingbeutelpfennigs oder mit dem Umherschicken silberner, wohl gar offener Sammelschaalen, bei denen der Nachbar mir auf die Finger sehen kann, ob ich einen schlichten Pfennig oder einen halben Gulden hinwerfe; am wenigsten unterbricht sie die Andacht durch eine Wiederholung dieser Besteuerung, wie in so manchen hiesigen Luther'schen Kirchen zu meinem großen Aergerniß geschieht, weil ich über dem Bereithalten der Spende, über dem Erwarten, ob die Reihe nun an mich kommt, über der Sorge, ungeschickt zu sein und mein Scherflein an die Erde zu werfen, ganz aus der eigentlich religiösen Stimmung herausschwanke. In der reformirten Kirche erwarten uns die Anciens, die Presbytern, mit Büchsen am Ausgang. Rechts und links steht einer. Diese Sitte ist sehr löblich. Auf ein blos stummes Opferbecken, das in keiner Kirche an den Thüren fehlt, scheint man in der That sich nicht verlassen zu können, will man nicht den zu Reparaturen, zur Armenpflege, so nöthigen Einnahmen ein zu gro=

ßes Deficit bereiten. Das lebendige Menschenauge, die mit der Büchse vorgestreckte Hand mahnen energischer. Allein dabei sollte es auch sein Bewenden haben und man müßte der kirchlichen Sitte vertrauen, daß der Herausgehende, noch erfüllt von dem Eindruck des Cultus, nicht versäumen werde, nach Kräften wohlthätig zu sein. Ihm aber nach jenem höchsten Culminationspunct, dem göttlichen Segen, noch diese practische Anweisung zuzurufen, scheint mir zu sehr das Almosen zur Pointe des Gottesdienstes zu machen.

Die übrigen Kirchen der Stadt sind Luther'sche: Schloß, Löbenicht, Collegium Fridericianum, Sackheim, Tragheim, Alt- und Neuroßgarten, Altstadt, Dom oder Kneiphof und der Haberberg. Außerdem haben sich allmälig noch die Festungskirche, die Waisenhaus-, Hospital- und Zuchthauskirche selbstständig entwickelt. Der Garnisongottesdienst wird in der Schloßkirche abgehalten und es ist schon mehrfach versucht worden, das Local der Französischen Kirche, falls diese mit der Deutschreformirten sich vereinigte, dafür zu gewinnen, damit die Störungen der Schloßgemeinde, die aus diesem Umstand erwachsen, wegfallen. Ueber die Zuchthauskirche und die dem Hülfsprediger mitüberwiesene Inquisitoriatskirche kann ich hier eine Bemerkung nicht unterdrücken. Der Posten an derselben wird als

ein Interimisticum betrachtet, den man zwischen der Candidatur und einer eigentlichen Gemeindepfarre verwaltet. Er ist daher gewöhnlich von jungen Geistlichen bekleidet und nur spärlich, wenn ich nicht irre, nur mit hundert Thalern, dotirt. Ein junger Geistlicher aber, auch wenn er talentvoll und eifrig ist, predigt noch zu sehr aus seinem dogmatischen System heraus. Er hat noch nicht genug gelernt, die Allgemeinheiten desselben antropologisch, empirisch zu individualisiren. Er hat noch keine hinreichende Kenntniß des Bösen in seiner actuellen Existenz. Und obendrein ist nun der Gehalt in der That so ärmlich, daß er nicht wohl anders kann, als die Woche über durch anderweite Beschäftigung, durch Stundengeben, Vorlesungen Halten, sich ein Einkommen zu schaffen. Mir scheint dies Verfahren falsch. Gerade hier müßte ein Geistlicher fixirt sein, der aus der Religion der Verbrecher ein eigenes Studium machen könnte, der sich mit dem Aberglauben, mit den mannigfaltigen Formen des bösen Gewissens, mit den seltsamen Maskirungen, worin sich bei den Bösewichtern die ächte Religiosität oft verhüllt, einließe und die Verbrecher, die aus Leichtsinn, aus Uebermuth und Schwäche fehlten, von den verteufelten Subjecten, die mit Ueberlegung, mit planmäßiger Bosheit, ja mit Freude am Bösen sündigten, nach allen Graden unterscheiden lernte.

Nur als der intime Seelsorger dieser Unglücklichen würde er auch wahrhaft ihr Prediger sein können. Aber alle acht Tage ihnen die segenvollen Lehren des Evangeliums im Allgemeinen, wenn auch noch so herzlich, verkündigen, hilft diesen Leuten zu wenig. In vorübergehender Aufwallung genießen sie auch wohl das heilige Nachtmahl, bleiben aber ohne rechtes Verständniß ihrer Geistesgestalt. Wenn wir die Gefängnisse nicht mehr nur als den Kloak der Gesellschaft betrachten, in den wir die faul gewordene Menschenmaterie stürzen, um uns ihrer als eines widerwärtigen Daseins zu entledigen, sondern auch hier das Böse mit Gutem zu überwinden trachten, wird es auch mit solchen Predigerstellen anders werden. Wie viel Geld geben wir nicht zu Vorbereitungen aus, uns gegen äußere Feinde zu schützen, die mit Bajonett und Kanonen gegen uns anrücken — und wie wenig verwenden wir verhältnißmäßig auf die Bekämpfung unserer inneren Feinde, auf die Umbildung negativer Elemente, die im Organismus unseres socialen Lebens die gefährlichsten Eiterbeulen auftreiben. Wie viel Kraft, könnte man sagen, widmen wir dem Haß, und wie wenig der Liebe. — Aehnliches, wie über die Zuchthauspredigtstelle ließe sich auch wohl über die des Irrenarztes sagen, der auch nur ein Annuum von etwa zweihundert Thalern ge-

nießt. Indessen enthalte ich mich jetzt, auf diese Materie einzugehen, da unsere Landstände sich mit so warmem Eifer derselben angenommen und eine Neuorganisation namentlich auch den Aufbau eines paßlicheren Hauses in einer gesunderen Localität zu Heilsberg beschlossen haben.

Ich habe die Königsberger Kirchen, Luther'sche genannt, denn ich glaube, daß im Durchschnitt noch der Luther'sche Katechismus und die Augsburger Confession das Fundament ihres religiösen Bewußtseins ausmachen. Wir bedienen uns jetzt des Ausdrucks evangelisch, um das Andenken an die Spaltung der protestantischen Kirche in eine reformirte und Luther'sche vergessen zu machen. Die Union ist auch in socialer Beziehung eine unabweisliche Nothwendigkeit unserer Zeit geworden. Sie ist der größte Schritt der Deutschen Kirche, die Toleranz nicht blos als ein Ignoriren der confessionellen Differenz zu behandeln, sondern die in der That vorhandenen Gegensätze gründlich aufzulösen. Die Union ist als irenisches Problem wichtig. Und gewiß hat der Geist die Auflösung in sich schon vollbracht, aber es handelt sich darum, sie auch zu fassen und für das Bewußtsein darzustellen. Die Dogmatiken unserer Tage zerarbeiten sich an der Lösung dieser Aufgabe, denn keine einzige von ihnen ist Luther'sch oder reformirt, sondern jede will aus

der Sache selbst, im Grunde also philosophisch, zu ihrem Begriff kommen und sucht in den symbolischen Büchern der Luther'schen und reformirten Kirche nur Bestätigung, geht aber nicht mehr von ihnen aus. Dieses Streben, uns unseres dermaligen, factisch bereits vorhandenen, wiewohl noch unsicheren, erst werdenden religiösen Lebens entschieden bewußt zu werden, würde der empfindlichste Abbruch geschehen, wenn man, wie die Hengstenbergische evangelische Kirchenzeitung thut, die Union so fassen wollte, daß wir dieselbe bereits in der Luther'schen Kirche besäßen, also nicht nur bei derselben zu verharren hätten, wie sie jetzt besteht, sondern, da im Lauf der Zeit so manche Veränderung nicht hat ausbleiben können, immer mehr auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückgehen müßten. Hengstenberg hat dies so ausgedrückt: Die Luther'sche Kirche macht nicht Union, sie ist Union. Alles, was bisher für eine Eigenthümlichkeit der reformirten Kirche gegolten hat, soll auch in der Luther'schen sich finden, allein nicht dies nur, sondern auch das Plus, wodurch die einseitige, somit relativ unchristliche Verstandesbildung derselben corrigirt und mit einer höheren, der Wahrheit entsprechenderen Fassung vereint werde. Diese Wendung Hengstenbergs ist auffallend, da er früherhin die Luther'schen Separatisten, Scheibel, Guerike, Wehr-

han u. s. w. heftig bekämpft hat, während er doch in ihnen die höchste Blüthe der Gegenwart hätte erkennen müssen. Auf kirchlichem Gebiet würde nun eine so forçirte Lutheranisirung gerade dasselbe sein, wie wenn man auf dem politischen die alte Reichsverfassung wieder als die alleinseligmachende zurückführen wollte. Ich kann mich hier nicht auf Untersuchungen einlassen, die ich anderwärts schon geführt habe, will aber noch an ein so eben auch in das Holländische übersetzte Buch erinnern, das mir vortrefflich dazu gemacht scheint, sich über den wahren Controverspunct, also auch über den wahren Unionspunct der beiden Kirchen zu belehren, nämlich: Die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und reformirten Kirche von Max Grebel, Bonn 1837. — Wollte man die Agende als positiven Ausdruck der Union anführen, so würde man sehr fehlgreifen, da sie ohne ein tieferes Princip nur ein ziemlich unorganisches Aggregat von Gebeten und Antiphonieen ist, gegen welches als religiöses Kunstwerk einerseits die plastisch dramatische Abrundung der katholischen Messe, anderseits die lyrische Innigkeit des Altargebets der Reformirten unendlich voransteht. Diese innere Haltungslosigkeit ist ja auch der Grund gewesen, weshalb das Preußische Cultusministerium zuletzt die Agende nur als ein Motiv für die Weiterbildung eines liturgischen Elementes ansah, dessen

Individualisirung ein Recht der Gemeinde sei. Man kann auch beobachten, wie sehr Viele die Agende als einen nicht wesentlichen Theil des Cultus betrachten, indem sie in die Kirche erst nach ihrer Beendigung eintreten.

Sollte ich nun aber die evangelischen Kirchen Königsbergs näher charakterisiren, so würde ich mich in ein fast endloses Detail einlassen müssen. Ich glaube aber, die Schichten der religiösen Bildung, wie oben angegeben, folgendermaßen fassen zu können. Es unterscheiden sich Altgläubige, Aufgeklärtgläubige, Moderngläubige und Straußianer. Die Altgläubigen sind die älteren Personen und diejenigen aus dem Volk, die noch wirklich eine unbefangene Rechtgläubigkeit ohne alle Kritik in sich hegen. Sie glauben noch ohne Bedenken an die Dreieinigkeit, an die Wunder, an die Satisfactionstheorie, vielleicht auch noch ernstlich an Engel und Teufel, obwohl dieser letztere Glaube nach meiner Erfahrung mit aufrichtiger Hingebung ohne den Selbstbetrug des gelehrten Verstandes oder der schwärmenden Phantasie, in unserer Gegend fast nur bei dämonisch Kranken in Irrenhäusern vorkommt. Hier hat er dann seine vollste Lebhaftigkeit. Die Kranken haben den Teufel nicht nur als Persönlichkeit vor sich, sondern empfinden ihn auch in sich. — Diese kindlich gläubigen Menschen der alten Zeit bewah-

ren auch noch die ältere kirchliche Sitte. Sie lesen noch zu festgesetzten Zeiten in der Bibel, singen Sonntags aus dem Gesangbuch auf ihrer Stube, halten sich eine kleine Hauspostille, ein Gebetbuch, den Arnd, Bogatzky u. s. w., lesen den Morgen- und Abendsegen. In der Kirche sind diese Leute sogleich an der Sicherheit zu erkennen, womit sie sich bewegen. Alles ist ihnen geläufig. Die Bibelstellen, welche der Prediger citirt, werden von ihnen auswendig gewußt und oft leise nachgewispert. Eben so die herkömlichen Gebete. In den Melodieen sind sie fest und kennen genau die Intonationen des Orgelspiels. Bei dem Namen Jesu neigen sie sich. Alles, was mit der Kirche zusammenhängt, Trauen, Taufen und Begräbniß, gewährt ihnen große Unterhaltung, besonders den Frauen. Stirbt Jemand, so legen sie ihm eine Bibel auf das Haupt, ein Gesangbuch unter das Kinn. Diese Altgläubigen sind durch die ganze Stadt zu finden, am meisten aber auf dem Haberberge, alten und neuen Roßgarten und Tragheim. In der Altstadt machen sie nur einen Theil aus und sind schon mit vielen andern Ingredienzien versetzt. In allen diesen Kirchen wird auch während der Woche häufig Gottesdienst und Abendmahl gehalten. Eine eigene Sitte sind hier noch die doppelten Klappbänke in den Frauenstühlen. Während der Liturgie

sitzen die Frauen dem Altar zugewendet und verharren so lange, bis der Prediger auf der Kanzel die Einleitung gemacht und mit dem Vaterunser beendet hat. So lange dreht ihm das weibliche Personal den Rücken, bis es dann, mit einemmale sich erhebend, krachend den einen Sitz niederklappt und den andern aufschlägt. Noch eine Eigenheit ist die lange Dauer des Gottesdienstes. Es wird sehr viel gesungen und sehr viel gepredigt; unter zwei Stunden mindestens geht es nicht ab. Ueber Mangel an Besuch darf sich gewiß kein Geistlicher dieser Gemeinden beklagen.

Die Aufgeklärtgläubigen sind die Rationalisten, die Deisten, die Kantianer. Sie hängen dem Christenthum als der menschenfreundlichsten Religion an. Sie verehren in Christus das Ideal der reinsten Sittlichkeit, befleißigen sich einer sorglichen Selbsterkenntniß, folgen der Stimme ihres Gewissens und legen auf das Praktische das Hauptgewicht. Das epische Moment des Christenthums tritt daher bei ihnen gegen das didaktische und lyrische zurück. In der Vorstellung der religiösen Geschichte als solcher finden sie keine Befriedigung mehr. Sie müssen ihr etwas für sich selbst abgewinnen, sie müssen ein ethisches Resultat zur Weiterbildung ihrer Moralität daraus ziehen können und oft erstaunt man über die feinfädige Casuistik, die sie an eine Bibelstelle, an

ein Evangelium anknüpfen. Diese Christen des rechtschaffenen, in Betreff des Buchstabens mit Bewußtsein sorglosen, Lebenswandels sind im Dom, im Sackheim, in der Collegienkirche und auf dem Gipfelpunct einer dialektisch kunstvollen, gemüthlich vielseitigen Ausarbeitung im Löbenicht zu finden. Wenn man in den Kirchen der Altgläubigen noch eine breite Ausmalung der biblischen Geschichte findet, eine anschauliche geographische oder historische Auseinandersetzung, Zeichnung der Charaktere, Ausdichten ihrer Verhältnisse, ja ein apokryphisches Fortsetzen dessen, was in der heiligen Schrift darüber nur angedeutet ist, so geht hier bei der Predigt Alles auf die moralische Befruchtung des Herzens und die Geschichte wird nothwendig, bis auf einige Unumstößlichkeiten, allegorisirt. Und wenn in jenen Gemeinden der Wortvorrath ein stereotyper ist, wenn der enge und breite Pfad des Lebens, wenn das Fleisch und der Geist, das Licht und die Finsterniß, das unordentliche Leben der Welt und das Herumholen aus ihm u. s. w. eine große Monotonie erzeugen, wenn die Einflechtung von Gesangbuchversen beliebt und in der Periodik der Satzbau des Gebets vorwaltend ist, so herrscht hier ein Streben nach geschmackvoller, immer abwechselnder Diction, weil die Heilsordnung nicht nur im Allgemeinen, vielmehr mit der subtilsten Entwickelung in das Besondere hin vorgetragen

und eine Sünde nicht nur überhaupt genannt und bekämpft, sondern psychologisch anatomirt wird.

Den Gegensatz zu den Aufgeklärtgläubigen wie zu den Altgläubigen machen die Moderngläubigen aus. Dies sind nämlich Aufgeklärte, die gern in alter Weise gläubig sein möchten. Sie gehen aus der Skepsis an der Wahrheit der Aufklärung hervor. Durch Lectüre, durch Umgang, durch erschütternde Erlebnisse, durch gemüthliches Bedürfen sind sie gegen die Religiosität der bloßen Moralität eingenommen. Sie haben eine Sehnsucht nach einer gewissen theogonischen Speculation, nach einer Poesie der Anschauung und empfinden daher die Religion des Herzens als eine Auszehrung des Gemüths. Immer soll der Mensch sich anstrengen, die Pflicht um ihrer selbst willen zu erfüllen, immer die Tugend lieben, Achtung vor dem Gesetz und vor sich als einem zu seiner Erfüllung bestimmten Subject haben. Alles soll von ihm ausgehen. Wie wonnevoll erklingt einem Menschen, der sich mit diesem moralischen Kampf ohne Ende abmüht, das Evangelium, daß er sich von Gott solle lieben lassen, daß sein ganzes moralisches Thun nur Pelagianismus, also eine Häresie, Pharisäismus, also eine Niederträchtigkeit sei. Wie freundlich tritt ihm, der sich immer mit seinem Gewissen so einsam fand, ein Heiland zur Seite, der zwar

auch recht strenge Forderungen macht, aber auch so gütig, so nachsichtig, so verzeihend, ein Freund der Sünder ist. Ach, wie wird das Herz so weich bei dieser Vorstellung, wie schwindet der Pflichtrigorismus als ein finsterer Alpdruck vor dem gnädigen Herrn Jesus, der nun von seiner lieben Seele nicht wieder lassen will. Und dazu kommt denn wohl noch der Umgang mit andern „lieben" Menschen, die es auch erfahren haben, wie trostlos der Trost des bloßen Gewissens ist, da es im besten Fall uns anzuklagen immer etwas bereit hat und die nun auch durch die zuvorkommende Liebe des Herrn und durch eine Wiedergeburt aus seinem Geist beseligt sind.

So weit geht der Mensch wie in einem bräutlichen Rausch von der Aufklärung zum Glauben über. Allein 1) kann er die Moralität nicht mehr in sich verleugnen und, indem er sie doch zugleich nicht mehr als das Höchste in sich anerkennt, entsteht bei gar Manchem eine Verstellung. Er hält nämlich etwas für eine Sache des Glaubens, für ein Product seines neuen Lebens, was in der That die alte Moralität ist, nur daß sie ihre stolze Einsamkeit aufgegeben hat und gesellig geworden ist. Die Werkheiligkeit, so unendlich vom Glauben verpönt, kehrt nun erst recht ein und der Pharisäismus, im Namen Jesu festgewurzelt, treibt nun erst breite

Aeste. Man geht nicht in das Theater, spielt nicht Karte, trinkt keinen Rum im Thee, enthält sich aller Cynismen, vermeidet alle schlechte Gesellschaft; schlecht aber ist jede, die nicht in diesem Sinne gläubig ist. Auf diese Puncte wird nun mit Rigorismus gehalten und wenn man z. B. Sonntags in der Kirche gefehlt hat, wird es sogleich bemerkt und gerügt. 2) Indem man doch einmal davon weiß, daß an der Trinität, an den Wundern, an der juridischen Genugthuungslehre gezweifelt ist, steigt der Gedanke, daß es sich doch anders verhalten könne, als man glauben möchte und glauben soll, wie ein Gespenst immer von Neuem auf. Man möchte den Gedanken ermorden, um Ruhe zu haben, allein er stellt sich immer wieder her. Selbst das Gebet zu Gott, uns von ihm zu befreien, hilft nicht und gräßlich genug schleicht sogar in das Beten der Zweifel ein. O wäre doch nie die Aufklärung in die Welt gekommen! Läßt man sich auf das Denken unbedingt ein, so weiß man nicht, wohin das führen kann, denn Redlichkeit der Forschung darf man einem Spinoza, Kant, Schleiermacher doch nicht absprechen. Ganz ohne Denken, was am Bequemsten wäre, geht es auch nicht, denn man muß doch gegen die Polemik des Unglaubens Verstand zeigen. Man ist zu gebildet, sich eine sancta simplicitas vorwerfen

zu lassen. Es kommt also auf ein bedingtes Denken an und dies ist die zweite Verstellung. Man denkt nämlich nur insofern, als nothwendig ist, das Denken wegzudenken und den reinen Glauben übrig zu lassen. Das Denken wird in Bezug auf diesen lediglich apologetisch und alle Wissenschaft ist angenehm, sobald sie ein Rechtfertigungsmittel für die als wahr vorausgesetzte Orthodapie darbietet. Das active Denken ist aber als ein schwieriges Geschäft, zu dem viel Bildung gehört, wenn es mit einigem Erfolg betrieben werden soll, nur für wenige möglich. Die fromme Gemeinschaft beauftragt daher gleichsam Einige aus ihrer Mitte mit dieser fatalen Function. Diese müssen sich um Alles kümmern, was von den Freidenkern Heilloses gegen den Glauben und insonderheit gegen die Gläubigen vorgebracht wird und Reagentien dagegen aussinnen. Erscheint dann z. B. ein neues Buch von Strauß oder Feuerbach, so heißt es: „Ach, unser N. N. versichert, es sei gar nichts daran. Es sei das Alles schon von Andern und selbst besser gesagt; ein ungründliches Machwerk, das er leicht würde widerlegen können.“ Und dann ist man ruhig und mit der nöthigen Dosis Verachtung gegen die Gefahr gesättigt. Es entsteht endlich in solchen Kreisen eine erlaubte Literatur. Die von dem alten Glauben her befohlene, nothwendige ist die Lectüre der

Bibel. Außerdem aber darf man Arndt's wahres Christenthum, Bogatzky's Schatzkästlein, die Christoterpe, Albert Knapp's Hohenstaufen, Tholucks Stunden der Andacht, Menkens Auslegungen, Biernatzki's braunen Knaben, Steffens Novellen, Couards Predigten, Nelsons, des Missionars Biographie, das Barmer Wochenblatt und Hengstenberg's Kirchenzeitung, allenfalls, wenn man vielleicht seiner Stellung in der Welt halber, um Wissenschaft sich kümmern muß, die Berliner Jahrbücher lesen.

Man glaube aber nicht, daß die Moderngläubigen schlechthin jeden von sich ausschließen, der nicht die vorgeschriebene Lebensart führt. Nein, man ist tolerant. Manche wohlmeinende, treugesinnte, hochgestellte Personen, manche reiche adlige Dame, sind einmal, wie nun der böse Weltlauf ist, gezwungen, Karte zu spielen; so mancher fromme Beamte geht in das Theater, weil der ihm Vorgesetzte es noch besucht; so manches frivole Buch, z. B. Pückler Muskau's Schriften, worin sogar bestimmte Anzüglichkeiten auf den Glauben und die Gläubigen vorkommen, muß gelesen sein, weil in den Verhältnissen, worin man sich bewegt, vorausgesetzt wird, daß man damit bekannt sei und weil doch auch viel Weltkenntniß nebenbei daraus gelernt werden kann. Ja, da man den Teufel nur dann recht mit Nachdruck bekämpfen

kann, wenn man ihn gründlich kennt, so kann man selbst, mit gehöriger Gebetsvorsicht, Casanova's Memoiren lesen. Und so wäre denn freilich zu wünschen, daß auch das Tanzen aufhörte, weil es die Götzen der Eitelkeit und Wollust zu sehr nährt. Einstweilen jedoch muß man mit der „Schwachheit“ der sonst verehrungswürdigen Fräulein von N. N. und der lieben, theuren „Junker Z. Z. noch Nachsicht haben, wenn sie noch die Bälle besuchen.

Diese Moderngläubigen, wie sie jetzt durch ganz Deutschland hin sich entwickeln, kommen allerdings nicht in einer bestimmten Gemeinde bei uns zusammen. Es sind mehr gesellschaftliche, aber keineswegs geschlossene Kreise, in denen sie mit einander verkehren, nicht Conventikel, allein etwas Aehnliches. Doch scheinen sie einige Prediger vorzugsweise zu besuchen, welche theils eine kathederartige ruhige Belehrung geben und dadurch den Verstand der Bibel und der Dogmen fördern, theils durch eine blühende Sprache, durch ein leidenschaftliches Pathos, eine dithyrambische Ueberschwänglichkeit, imperatorische Zuversichtlichkeit imponiren. Solchem Sturm und Drang gegenüber sagt sich dann wohl der Einzelne, wie weit er es noch habe, bis die Wärme des Glaubens auch bei ihm in solchen Flammen sprühen könne, als hier von der Kanzel herabblitzen. Zu diesen Gläubigen

gehören besonders nicht wenige Beamte und es scheint fast, als setzte sich die Meinung fest, daß mindestens der Besuch der kirchlichen Hauptrepräsentanten für die bessere Carrière erforderlich sei, wie auch Unteroffiziere und Feldwebel schon den Mäßigkeitsvereinen beitreten, um bei Besetzung von Gensdarmen- Grenzwächter- und andern Posten eher berücksichtigt zu werden.

Den stärksten Gegensatz zu diesen werkheiligen und von dem Trieb der Erkenntniß insgeheim incommodirten Frommen bilden, um sie in Ermangelung eines treffenderen Namens so zu taufen, die Straußianer, welche, ohne persönlichen Zusammenhang, durch die Stadt hin zerstreut sind. Sie sind also weit davon entfernt, eine compacte Geselligkeit auszumachen. Sie kennen sich nicht, wissen nicht von einander, würden vielleicht Anstand nehmen, sich öffentlich zu Strauß zu bekennen, aber die Thatsache scheint mir unzweifelhaft, daß in Königsberg nicht Wenige sind, welche zwar weder in dem Leben Jesu noch in der Glaubenslehre wohl aber in dem Aufsatz Straußens: Das Bleibende und Vergängliche im Christenthum, ihr eigenes Glaubensbekenntniß wiederfinden. Justizcommissarien, Beamte, Kaufleute, Referendarien und Assessoren, mehre Officiere, Aerzte, einige Lehrer u. s. w. würden sich aller Wahrscheinlichkeit nach darin

begegnen. Die Negation der Trinität als einer Dreipersönlichkeit, des Wunderbegriffs und der Satisfactionstheorie würde einem pantheistischen Monotheismus, einem Industrieenthusiasmus und einem moralisch-rechtlichen Lebenswandel als dem positiven Inhalt des neuen Glaubens weichen. Ein eigentlicher liturgisch und homiletisch entwickelter Cultus wäre ihm daher vor der Hand noch gar nicht nothwendig, sondern bliebe im Innern des Herzens, in der Reinheit des Gewissens stehen. Die gute Praxis würde zunächst als der eigentliche Cultus gelten. Ob jedoch der Nichtglaube an Unsterblichkeit, mit welchem Straußens Dogmatik schließt, so allgemein von denen, die ihm sonst beipflichten, angenommen werden würde, ist die große Frage, da eine moralische Lauterkeit auch ohne solche Entjenseitigung möglich sein muß. Man kann annehmen, daß das Drama der Geschichte sich hier ganz in sich abschließt und daß dennoch der einzelne Geist zu existiren nicht aufhört. Für die resignirte Moralität ist es vollkommen gleichgültig, ob es ein Jenseits gibt, aber eine theoretische Gewißheit folgt nicht aus dieser Gleichgültigkeit.

Aber nicht nur Straußianer, auch Straußianerinnen gibt es unter uns! Ein Buch, dessen Verfasser unter uns leben soll: Briefe an eine Dame über Straußens Christenthum, hat

besonders dazu beigetragen, die Frauen mit Straußens Rationalismus zu befreunden. Von den mystischen und wunderbaren Vorstellungen loszukommen, welche bei allem Wunsch, sie für wahr zu halten, durch die Aufklärung so sehr in Schach gehalten werden, ist Vielen eine wahre Beruhigung gewesen. Als Symbol allgemein religiöser Ideen finden sie dieselben Vorstellungen göttlich. Es versteht sich, daß sie das Leben Christi dabei nicht Preis geben. Ich besitze von einer Dame Verse, welche sie niederschrieb, nachdem sie sich mit Straußens Grundansichten bekannt gemacht hatte und welche den Beifall nicht nur vieler ihrer Schwestern, sondern auch Brüder haben würden. Für die Schilderung des religiösen Geistes unter uns scheint es mir wichtig, eine Probe davon zu geben:

1. Mein Stern.

Seht Ihr dort auf des Schädelberges Höh'n
Den Stern, der tröstend uns hinüberleuchtet,
Und könnt ihr seinen milden Glanz verstehn? —
O hebt den Blick, von Thränenthau befeuchtet,
Und fasset seinen Strahl in Euer Herz,
Er zieht die müde Seele himmelwärts.

Wie sie auch streiten um sein freundlich Licht,
Es leuchtet fort in ungetrübter Klarheit,
Das Wunder sinkt! — das stört die Liebe nicht,
Es bleibt sein Leben eine ew'ge Wahrheit,
Und nicht ein Gott, — doch göttlich groß und schön,
So hab ich meinen Heiland stets geseh'n.

In Demuth sink' ich vor der Größe hin,
In ihrem Anschau'n möcht' ich mich verlieren!
Ihm folg' ich willig mit ergebnem Sinn,
Als Leitstern soll er mich durch's Leben führen;
Der Weg geht dann gewiß zum Vaterhaus,
In Vaters Armen ruht sich's selig aus.

---

2. Religion.

Der Sehnsucht tiefstes, heiligstes Gefühl,
Es trägt uns über alle Erdenschranken
Empor zum höchsten ungemess'nen Ziel,
Und knüpft sich an den ewigen Gedanken.
Zu klein ist uns der Erde kindisch Spiel,
Wir suchen, was bestehet ohne Wanken;
Zu ihrem Urquell will die Seele steigen,
In Demuth sich vor ihrem Gotte neigen.

Der Name, den sie diesem Gott gegeben,
Er ist ein Spiel, wie aller Erdentand.
Vermag sie nur in seinem Geist zu leben,
So hat sie seinen wahren Sinn erkannt,
Und nur nach ihm geht fortan all' ihr Streben,
Sie fühlt sich mit dem Heiligsten verwandt,
Sie kann schon hier den Himmel sich erringen,
Ein magisch Band um edle Seelen schlingen.

In diesem Geiste sind wir alle Brüder,
Ob Brama, Jehovah, Allah unser Gott.
In welcher Sprache schallen unsre Lieder,
Uns alle treibt ein heilig Machtgebot,

In aller Herzen tönt es mächtig wieder,
Und schweigt nicht vor der Frevler rohem Spott,
Zwingt uns, in ird'schen Schmerzen und Entzücken
Empor zu einem höhern Sein zu blicken.

Die Liebe bindet, was die Form getrennt,
Warum, Ihr Brüder, noch um Formen streiten?
Zertrümmert stürzt die Form im Strom der Zeiten,
Wenn jedes Herz nur seinen Gott erkennt!
Einst wird das Herz, einst wird der Blick sich weiten,
Daß jeder ihn beim rechten Namen nennt!
Es kennt der Ewige gewiß die Seinen,
Und wird in Liebe sie um sich vereinen!

Solche Symptome sollten unsere Geistlichen beachten. Sie sollten daraus lernen, daß eine trockene Abfertigung der Strauß'schen Ansichten die so flinke, so tief eingedrungene, in allen Möglichkeiten geschäftige Reflexion unserer Zeit nicht befriedigt. Sie sollten bedenken, daß das einfache Urtheil, die mythische Auffassung Christi sei unbiblisch, nicht nachhaltig wirken kann, da Strauß selbst sich fortwährend auf die Bibel beruft. Noch weniger sollten sie auf die symbolischen Bücher sich berufen, denn nur die naiv Altgläubigen beugen sich noch dieser Auctorität und die Moderngläubigen geben sich Mühe, daran als an Inspirationen zu

glauben. Wer, außer den Theologen, liest denn wohl noch die Concordienformel und Confessio Augustana? Sehen wir nicht, daß zahllose Geistliche nicht mehr nach den alten Katechismen, sondern zum Theil nach selbstgemachten, zum Theil nach von andern verfertigten die Jugend unterrichten? Endlich sollten gerade unsere hiesigen Geistlichen erwägen, daß der deistische Rationalismus, welcher dem pantheistischen voranging, eben hier in Königsberg seine höchste Reife erlangt hat, hier also für Strauß schon geschichtlich ein fruchtbarer Boden ist. Zwischen Preußen und Schwaben besteht ein tiefer Zusammenhang. In der Diagonale Deutschen Lebens von Südwest nach Nordost bilden sich die Pole, die miteinander in geheimer Wechselwirkung stehen wie dies die Literaturgeschichte nachweisen kann. Wie nun Kant einst die Tübinger Theologen, Storr, Flatt, gegen sich in die Schranken rief, bis in Strauß doch der Rationalismus über den Supernaturalismus siegte, so schlägt nun Strauß gerade hier wieder mächtiger ein, als irgendwo. Mit Erstaunen habe ich im Kreise meiner beschränkten Erfahrung wahrgenommen, daß Preußische Gutsbesitzer einen ganzen Winter consequent Seite vor Seite von Strauß durchgelesen, durchgesprochen haben, ja nachher für ihre abweichenden Ansichten mit einander in Briefwechsel getreten sind.

Die Geistlichen sind bei uns, wie ich nicht anders glauben kann, aus dem wohlmeinendsten Interesse heraus, oft terroristisch gegen die Straußschen Lehren aufgetreten. Hier und da, eine Zeitlang wird dies wirken, aber nicht auf die Länge, denn die Freiheit der Forschung ist vom Protestantismus unzertrennlich. Wollten sich die Straußianer, was übrigens nzunehmen gar keine Thatsachen vorliegen, als Confessionen constituiren, so würde keine Macht der Erde sie daran hindern können. An Fanatismus, also auch an Freudigkeit, zu leiden, sich zu opfern, würde es ihnen so wenig fehlen, wie jemals einer bedrängten Secte. Die Hengstenbergische Kirchenzeitung hat diesen Punct oft in der Weise hervorgehoben, als zweifelte sie bei den Straußianern an dem Muth, irdischen Besitz, irdische Ehre für die Ueberzeugung in die Schanze zu schlagen. Sie irrt. Für viel untergeordnetere Dinge sind die Menschen standhaft in den Tod gegangen, immer aber löwenkühn, wenn es sich darum gehandelt hat, durch ihr Blut einem neuen Glauben Bahn zu brechen. Die Märtyrerpalme ist die süßeste. Wie noch jüngst erst die Prediger der Altlutheraner, von den Ihrigen getrennt, ihres Amtes entsetzt, im Gefängniß leidend, nur immer höheren Muth gewannen, so würde es auch bei den Straußianern sein.

Aber es steht zu wünschen, daß manche unserer Geistlichen das System der bloßen Abschreckung vom Strauß'schen Irrglauben in der Weise verlassen, daß sie durch wahrhafte theologische Bildung sich zur immer tieferen Einsicht in das göttliche Wesen des Christenthums bringen, um auf das in seiner Erscheinung Accidentelle keinen falschen Werth zu legen. Würde eine organisirte Verketzerung der Geistlichen und Gemeindeglieder unter einander bei uns und in Deutschland eingeleitet, so könnte man sich allerdings vorsehen, ob man nicht, wie bereits geäußert worden, damit die Fundamente zu einem zweiten dreißigjährigen Kriege legte und die Hetzer, Dränger, die inquisitorischen Hierarchen, die geistlichen Delatoren würden dann wie die frivolen Spötter bei Gott eine schwere Verantwortung haben.

Wir sind in Deutschland weit entfernt von der Französischen Abstraction, welche die Religion mit dem bürgerlichen und politischen Leben außer alles Verhältniß setzt. In den moeurs contemporaines, diesem unschätzbaren Spiegel des heutigen Französischen Volks, macht Jules Janin in dem Artikel la Dévote eine Schilderung des eigenthümlichen Zustandes der Franzosen, die ich für Liebhaber solcher Vergleichungen als negative Erläuterung unserer Zustände mit den Worten des Originals — denn die Uebersetzung müßte schon

viel Charakteristisches verwischen — III. S. 149 hierhersetzen will: „Grace à Dieu, il n'est pas de revolution en cé monde, qui, à le bien prendre, n'ait en soi quelque chose de bon. La revolution de Juillet, par exemple, nous a delivrés à tout jamais d'un abominable fléau, qui menaçait de reparaître dans nos moeurs, je veux dire l'hypocrisie religieuse, la pire espèce de toutes les hypocrisies. Quand tous les honnêtes gens, qui croient encore en Dieu, et qui n'ont pas relégué l' Evangile avec les livres des philosophes, ont pu aller à l'église tête levée sans être soupçonnés d'ambition ou de flatterie, l'église s'est remplie, à toutes les heures du jour, d'une noble foule. Les honnêtes gens ne se sont plus cachés pour y venir. La religion catholique, n'étant plus protégée par personne, rentrait dans le droit commun, ou pour mieux dire, dans le droit divin. A nous aussi, puisque maintenant il est bien reconnu, que la loi est athée, puisqu'il n'y a pas de roi dévot, de cour dévote, plus de congrégations religieuses, qui nous espionnent et qui comptent sur nos signes de croix, il nous est bien permis, de célébrer le type féminin le plus charmant qui se puisse présenter à l'étude et à l'observation des moralistes contemporains. Nous voulons parler de la dévote, oui, de la dévote elle — même, celle

la qui prie tout haut, qui fait le signe de la croix en plein jour, qui assiste loyalement à toutes les grandes scènes du culte catholique. Du temps de La Bruyère, quand on disait la dèvote, La Bruyère lui-mème était obligé d'expliquer tout au bas de la page, quil parlait des faux dévots. Nous sommes plus heureux que La Bruyère, nous autres, nous ne connaissons plus les faux dévots. Aujourdh'ui, on est dévot où on ne l'est pas. A quoi bon affecter une vertu, qui est inutile, pour faire son chemin dans ce monde et qui est tout au plus supportée? Tartufe lui-même, de nos jours, s'il se présenterait dans une honnète maison, Tartufe serait chassé à coups de pied dans le ventre, au bout de vingt quatre heures, comme le plus sale et le plus abominable des coquins."

Außer den genannten Unterschieden der Luther'schen Gemeinden, die in der Zeitfolge auseinander hervorgegangen sind, die Aufgeklärten aus den Altgläubigen, die Moderngläubigen aus den Aufgeklärten, die Straußianer aus den Moderngläubigen, hegt unsere Stadt auch einige Secten im eigentlichen Sinn. Die Mennoniten sind auch hier, wie in andern Theilen Preußens, zu finden, jedoch nicht in großer Anzahl. Es sind stille, aber sehr betriebsame Leute, von deren hinterhaltiger Klugheit, insbesondere auf Pferdemärkten, hier viel originelle

Geschichten erzählt werden. Soll aber von diesen Anekdoten der eigentliche Humor nicht verloren gehen, so müssen sie plattdeutsch vorgetragen werden. — Gichtelianer, die vorzüglich den Jakob Böhme lesen und die bestehende Kirche etwas verächtlich ansehen, leben auch etliche hier. — Endlich sollte noch von den Ebelianern die Rede sein, die von den Zeitungen unter dem Namen Mucker umhergetragen sind und jetzt sogar schon im Brockhaus'schen Conversationslexikon einen eigenen Artikel erhalten haben. Indessen gerade, weil so viel darüber geschrieben ist, Gründliches wie Grundloses, will ich, da die Acten noch nicht zum letzten Spruch gelangt sind und von Seiten der Betheiligten noch vor Kurzem gegen alle Anschuldigungen in der Leipziger Zeitung öffentlicher und heftiger Protest eingelegt ward, diese Masse nicht vermehren. Ich beschränke mich daher auf folgende Andeutung. Ich habe den allgemeinen Charakter Königsbergs einerseits in eine elementarische Vollständigkeit, anderseits in eine kritische Verständigkeit gesetzt. Hieraus habe ich abzuleiten gesucht, wie die Phantasie es einigermaaßen schwierig habe, sich zu selbstständigen, größeren Gebilden zu entfalten, wenn dieselben nicht dem Lustspiel, der Didaktik, dem satirischen Humor zufallen. Ich habe hieran die Consequenz geknüpft, daß die Phantasie, um sich der

Ueberwachung des nüchternen Verstandes zu entziehen, auch wohl den Ausweg ergreift, sogleich von vorn herein Alles auf den Kopf zu stellen. Durch solche gewaltsame Emancipation bewirkt sie sich die Erlaubniß, der Wahrscheinlichkeit in ihren Compositionen auf das grellste widersprechen zu dürfen. Man kann es als ein psychologisches Gesetz ansehen, daß da, wo der Verstand und die Phantasie mehr neben einander stehen, die letztere mit der größten Verwegenheit in einer vom Verstand losgerissenen Herrschaft sich bewegt. Newton, der große Mathematiker, war ein abstruser Apokalyptiker; Davy, der scharfsinnige Chemiker, war von den abenteuerlichsten Träumen geplagt, die er sich aufschrieb und machte Gedichte; die Franzosen, die Pariser zumal, sind fast berüchtigt wegen ihrer Verständigkeit und sind zugleich die Mäcenaten jedes Schwindels; Fourier fängt ganz besonnen an und hört abenteuerlich auf. Aehnlich geht es uns hier in Königsberg. Wir sind sehr verständig, aber wir haben doch auch Phantasie. Soll nun die letztere nicht, wie bei Werner, auswandern, kann sie nicht, wie bei diesem, durch die Bühne sich noch eine Probehaltigkeit für die Tagesbeleuchtung schaffen, bleibt sie also local und zieht sie sich in sich zurück, so wird der Verstand in ihr grüblerisch, die

Phantasie aber phantastisch d. h. sie sucht nicht mehr ein Ideal in gegenständlicher Schönheit zu erschaffen, sondern befriedigt sich in Seltsamkeiten, in Ausschmückung von Einzelheiten, die anfänglich noch eine gewisse Verwandtschaft haben, je länger je mehr aber sich einander entfremden und in's Unbestimmte verfließen. Nur die tiefere Bildung kann vor dem Umschlagen der extremen Verständlichkeit in die extreme Phantastik schützen.

Schönherr, der Stifter des sogenannten Muckerthums, war nur ein halbgebildeter Mann. Den Verstand interessirte er durch den Dualismus, den er zum Schlüssel eines wahrhaften Verständnisses der Bibel und des Christenthums machte; für die Phantasie aber stellte er die Auflösung des Dualismus in einen paradiesischen Zustand hin. Denn der Dualismus hat nothwendig den Trieb in sich, sich selbst in einer Einheit aufzuheben, worin seine von einander an sich unabhängigen und doch als Correlate mit Nothwendigkeit auf einander bezogenen Principe sich versöhnen. Um nun aber die dualistische Welt zu negiren, wußte er nichts Besseres, als sie ganz einfach untergehen, in der an einem jüngsten Tag plötzlich verschwindenden aber den realen Keim der neuen enthalten sein zu lassen; — eine Wiederholung der Rettung Noahs

in der Sündfluth, wie er denn auch, was mir Augenzeugen erzählt haben, ein großes Schiff zu diesem Zweck erbauete, das aber, von Stapel laufend, das Unglück hatte, schon im Pregel zu versinken. Er selbst war das merkwürdige Subject, in welchem der Uebergang vom Alten zum Neuen gemacht werden sollte. Er umfaßte also zwei Welten und mußte die Macht haben, den Graus der Weltvernichtung unversehrt zu überdauern. Diese Macht theilte er denen mit, die sich ihm anschlossen. Je mehr durch einen eigenthümlichen Cultus die Vereinigung des männlichen und weiblichen Princips, des Lichtes und des Wassers, je mehr die Erkenntniß des nahen Weltunterganges, je mehr die Einsicht zunahm, daß er der Paraklet, der Verkünder des letzten Evangeliums sei, je mehr die unentzweiete Einheit realisirt wurde, um so leichter mußte der fürchterliche Moment, um den alle Schrecken der Hölle spielten, überstanden werden können.

Schönherr hatte in der bürgerlichen Gesellschaft keine äußerlich fixirte Stellung. Er konnte sich seinem Prophetenthum ohne Einschränkung, ohne persönliche Rücksicht hingeben. Er that dies bis so weit, daß er, ein schöner Mann, selbst in der Tracht sich von dem Gewöhnlichen aussonderte. Er war ein ächter

Schwärmer und für seine Schüler, wie besonders aus des verstorbenen Bujacks Mittheilungen in den Provincialblättern hervorgeht, hartnäckig, strenge, durchgreifend. Nun denke man sich, daß dies System, sein Cultus, seine stille Propaganda, von einem Manne aufgenommen wurde, der als ordinirter Geistlicher eine ganz bestimmte Stelle einnahm und durch sie in seinem Auftreten bedingt ward, der Schönherr an Bildung weit übertraf, der aber in den Naturwissenschaften vielleicht noch mehr Laie war, als jener und sich nun mit einer übelverstandenen Lectüre trüber Schriften aus der Schelling'schen Schule alle wahre Naturauffassung immer unmöglicher machte. Man denke sich, daß dieser Zweite nicht die unmittelbare Zuversicht hatte, welche dem ursprünglichen Begründer des Systems inwohnte, daß er aber durch künstliche Stützen sich allmälig in eine ähnliche Infallibilität hineinträumte. Man denke sich, daß dieser Mann seine Anhänger nicht barsch, sondern freundlich behandelte, daß er Schweigen, Bedenklichthun, Schmollen, Zurückhaltung als viel wirksamere Mittel des Herrschens erprobte und schon aus diesem Grunde solche unterscheiden mußte, die ihm ganz nahe standen, von solchen, die sich aus der gang und gäben Weltvorstellung in diese gemachte, paradoxe erst gemach

hinüber bildeten. Man denke sich, daß zartfühlende Menschen, voll Inbrunst nach dem Höchsten strebend, ihre Sittlichkeit, Heiligung in diesem Zusammenhang gleichsam garantirt fanden, daß sie in dem Kreise eines geheimen Wissens, einer geheimen Terminologie, geheimen Schriftauslegung die lüsterne Befriedigung schmeckten, welche in allem Mysterienkram die Menschen von je her gekitzelt hat. Man denke sich endlich geistreiche, gemüthvolle, aber romantisch verzerrte Frauen, die sich durch ihre hohe Stellung in der Gesellschaft, durch Reichthum, durch ächt religiöses Bedürfniß, durch gesellige Kraft in einem solchen Kreise nach und nach zu den eigentlichen Herrscherinnen aufwerfen, wenn sie auch mit Demuth den männlichen Mittelpunct als ihren Herrn anerkannten — dies Alles fasse man zusammen und man wird eines der interessantesten Phänomene der Kirchengeschichte vor sich haben, das Alles integrirt, was von gnostischen Theogonieen, von allegorischer Schriftauslegung, von seltsamster Vermischung des Sinnlichen und Geistigen, von glühender Hingebung für seine Ueberzeugung und von kluger Disciplin geheimer Gesellschaften jemals da gewesen ist.

Das Streben Königsbergs, für die Entwicklung der Phantasie, dieser Pandora so vieler Güter als Uebel, immer mehr Vorsorge zu

treffen, so wie namentlich die Oeffentlichkeit, die es immer mehr für das Gedeihen seiner Zustände als nothwendig erkennt, werden am Besten geeignet sein, solchen Abirrungen künftig vorzubeugen.

Druckfehler.

Seite	47	Zeile	7	v.	U.	st. welche lies welcher.
=	101	=	2	=	=	= invernale lies infernale.
=	132	=	6	=	=	= am lies im.
=	144	=	5	=	O.	= Schame lies Schanne.
=	155	=	12	=	=	schieb zwischen: dasselbe und: auch: nicht, ein.
=	218	=	15	=	O.	st. ich lies ihn.
=	231	=	2	=	U.	= Convulut lies Convolut.
=	236	=	8	=	O.	setze hinter auch, ein Komma.
=	255	=	4	=	=	st. prankten lies prangten.
=	300	=	10	=	=	= antropologisch lies anthropologisch.
=	303	=	5	=	=	= Dieses lies Diesem.
=	304	=	13	=	U.	= Grebel lies Goebel.
=	312	=	9	=	O.	= Orthodapie lies Orthodoxie.

Königsberger Skizzen

von

Karl Rosenkranz.

Zweite Abtheilung.

Danzig.
Verlag und Druck von Fr. Sam. Gerhard.
1842.

Zweite Abtheilung.

Inhalt.

Hippel's Grab.

Wenn man vor dem Steindammthor gleich rechts den ersten Weg abbiegt, so kommt man in eine Allee, die nach einem viel besuchten Gasthause, nach Sprechan führt. Zur Linken dieses Baumganges, nach rückwärts von der Chaussée eingefaßt, befindet sich ein wüstes Stück Feld. Bäume stehen unordentlich darauf umher; Gras und Unkraut wuchert darauf; einige Grabhügel heben sich hervor — zur Zeit der Cholera war dies ein Armenkirchhof. Dicht an dem Graben, der diesen Kirchhof von der Allee scheidet, ist ein großer ziemlich platt an der Erde liegender breiter Sandstein bemerklich, über welchen mehre Bäume ihren Schatten hinwerfen und an dessen Kanten einige Ziegen und eine Milchkuh gern das sprossende Gras abrupfen.

Unter diesem Stein ruht Hippel.

Hippel! Welcher Primaner wüßte nicht von Hippel auf dem Abiturienexamen zu sagen, daß derselbe Jean Pauls und Benzel Sternau's Vorläufer gewesen und ein Buch, Lebensläufe in aufsteigender Linie, geschrieben habe! Welcher Gebildete wüßte nicht, daß Hippel zu dem Triumvirat von Hamann und Kant gehört, wodurch Königsberg im vorigen Jahrhundert sich für immer in die Deutsche Literatur classisch einbürgerte! Welcher Königsberger wüßte nicht, daß Hippel, der Stadtdirector, der Polizeipräsident, ein sonderbarer Mann gewesen, daß der Bohlensteg auf den Hufen sein Werk sei! Dieser Bohlensteg der so schmal ist, daß immer nur genau zwei Personen neben einander darauf wandeln können, bei Begegnungen also zur Verlegenheit gebracht werden, wer zuerst dem andern die Höflichkeit erweisen will, in den Staub oder Koth der Chaussée niederzusteigen, Eine humoristische Schalkheit des alten Hippel; dieser Bohlensteg, der noch jetzt so humoristisch ist, mit einer Blechbüchse für sich um Almosen zu seiner Erhaltung zu betteln, auch wohl in der Zeitung einige Witze versucht, sein Leben zu fristen.

Aber wie viel Königsberg wissen wohl, wo Hippel schläft! Wie viele derer, die nach Sprechan gehen, Kaffee zu trinken, Billard, Karte, Domino zu spielen, wie viele wissen wohl, daß sie

an seinem einsamen Grabe vorübergehen? Es ist so viel Wehmuth im Ruhme. Da der Ruhm nur Folge der Thaten sein kann, so kommt er gewöhnlich erst, wenn Gras über uns hinwächst. Es giebt nichts Schaaleres, als Menschen, die berühmt werden wollen. Man muß das Nothwendige, Vernünftige thun, wie man eben kann. Ist was Besonderes daran, so wird das Bewußtsein der Menschheit über das Verdienst nicht im Dunkeln bleiben und dies Begriffenwerden ist doch allein Ruhm. Gewöhnlich werden daher diejenigen berühmt, von denen ihre nächste Umgebung es am wenigsten erwartete, ja sie selbst finden sich eines guten Morgens, wie Byron, von ihrer Berühmtheit überrascht. Hippel schrieb ohne seinen Namen. Er wollte die Wirkung, die er äußern könnte, recht gründlich genießen. Und diese Anonymität hat ihn nun bis in sein Grab begleitet. Zwar steht sein Name auf der Steinplatte, allein der Graben läßt keinen Spaziergänger unmittelbar herantreten und so ist er der Verborgenheit humoristisch überliefert.

Durch die Huld des verstorbenen Königs von Preußen ist der Nachlaß Hippels an Büchern, Kupferstichen und Gemälden der Stadt Königsberg zum Geschenk gemacht worden und könnte manches Material zu einer weiteren Charakteristik des Besitzers liefern. Die vorzüglichsten der Gemälde sind

ausgesucht, restaurirt, gefirnißt, eingerahmt und als ein kleines geschlossenes Ganze unter dem Namen der Hippel'schen Sammlung dem hiesigen städtischen Museum einverleibt. Nur wenige Bilder hatten Monogramme oder sonstige Kennzeichen. Herr Stadtrath Degen, Herr Professor Hagen, Knorr und ich haben die Bestimmung der Bilder versucht und ich habe darnach im Katalog der letzten diesjährigen Kunstausstellung ihre Beschreibung gemacht. Es sind meist Niederländer oder Bilder in verwandtem Geschmack. Das Portrait Hippel's, ein ovales Brustbild in Lebensgröße, zeigt ihn in Perücke und rother Uniform mit sehr feinen Zügen, vollen Lippen, scharfer Nase, klugen Augen und schönen Brauen. Der Rest der Bilder war werthlos und bestand theils in ordinairen Portraits von Fürsten, Feldherrn, theils in Chinesischen und andern Curiositäten. Sie sind zusammengerollt nebst den Büchern und Kupferstichen der Magistratsbibliothek übergeben. Die Bücher, etwa 700 an der Zahl, habe ich durchzugehen noch nicht Muße gewonnen, die Kupferstichsammlungen aber hatte ich mehre Monate lang auf meinem Zimmer, wo sie, in großen Mappen aufgeschichtet, einen ganz eigenthümlichen dumpfen Geruch verbreiteten, und mich recht lebhaft an Hippel denken machten. Als für ihn charakteristisch erschienen mir an diesen Sammlungen folgende Puncte:

1) daß sie von einem unverkennbaren Streben zeigten, nichts untergehen zu lassen. Sie enthielten eben sowohl Blätter von Dürer, Salvator Rosa, Stiche nach Bildern von Correggio, Raphael, Tizian, oft im größten Format, Chodowiecki's sehr gute Portraitmappen, als auch wieder gewöhnliche Almanachkupfer, Arabesken, aus Büchern ausgeschnittene Landschaften, Stadtprospecte, ja Büchertitel die von emblematischen Figuren eingefaßt waren, und selbst Vignetten von Tabackspapieren. Dieser conservative Geist ist gewiß bezeichnend für Hippel. Ein Mann, wie er, konnte Alles brauchen. Aus Allem konnte er einen sinnreichen Einfall, eine epigrammatische Pointe, eine neue Vergleichung, eine witzige Ueberraschung herauslesen. Für ihn als humoristisch-satirischen Schriftsteller hatte daher alles Material den Werth eines Anregungsmittels. Man weiß ja, welche künstlichen Anstalten Jean Paul für seine Excerpte machte, um immer einen großen Vorrath frappanter Combinationen schlagfertig zu haben. Zu solcher Technik mögen denn diese Sammlungen Hippel auch gedient haben, abgesehen davon, daß er ein sehr lebhaftes Schönheitsgefühl besaß, welches auch in der Anschauung als solcher Genuß fand.

2) Der comparative Trieb seines Geistes offenbart sich in diesen Sammlungen besonders

darin, daß sie sehr viel Symbolik und Allegorie enthalten. Holländische Darstellungen von Martin de Vos sind namentlich viel darunter. Im Allemeinen zählte ich folgende in mannigfaltigen Ausführungen, groß und klein, gut und schlecht, vorkommende Allegorieen:

a) Die vier Elemente.
b) Die vier Jahreszeiten.
c) Die vier Welttheile.
d) Die fünf Sinne.
e) Der Triumph der Tugenden.
f) Der Triumph der Laster.
g) Die vier Facultätswissenschaften.

Bei der Breite, welche solche Darstellungen in der Hippel'schen Sammlung einnehmen, kann man auch daran denken, daß er nicht nur individuell das Geheimnißvolle, das Andeutende, Halbversteckte liebte, sondern auch wirklich Freimauerer war, durch welchen Umstand alle Symbolik für ihn ein doppeltes Interesse erhalten mußte.

3) Endlich spiegelt sich in den Sammlungen auch der Dualismus eines mystischen und eines faunischen Zuges, der in Hippel waltete. Da sind Bilder, welche das Leiden Christi auf das Grellste darstellen. Der Gebetskampf auf Gethsemane, die Verspottung durch die Kriegsknechte, das Ecce homo, die Kreuzigung und Kreuzabnahme sind unendlich oft da, aber nicht weniger

oft der Jubel des Bacchanals, Ares und Aphrodite, und der ganze Cyklus mythischer Erothik. Mit der Mater dolorosa wechselt dann eine üppige Venus; mit der Jungfrau, welcher Gabriel das Heil verkündet, den Messias zu gebären, eine Danaë, die lüstern den Goldregen in ihren Schooß aufnimmt, eine Leda, unter dem zärtlichen Flügelschlage des Schwans süß dahinsterbend. Hier die Hohheit des Erlösers, welcher das Grauen des Todes am Kreuz überwindet und, wenn man das Blatt umschlägt, ein Satyr, der mit böckischem Grinsen vor der Busenfülle schlafender Nymphen athemlos dasteht. Hier die feierliche Erhabenheit des Abendmahls und gleich darauf eine jener wollüstigen Schäferscenen, welche Watteau mit so viel scheinbarer Decenz zu mahlen wußte. Besonders häufig sind die Darstellungen von der Geschichte des verlornen Sohnes. War es Geschmack, war es Zufall, die meisten mythologischen Bilder sind in dieser Sammlung theils von Martin de Vos, theils in ähnlicher Weise, worin das Kraftvolle der Rubens'schen Manier, das Fleisch zu malen, in eine übermäßige Vollheit bis zum Wampigen fortgewuchert ist. Und gerade solche Formen, keinesweges die vollendete Schönheit, haben etwas stechend Sinnliches. Man darf nur an Hippels Buch über die Ehe denken, um sich zu erinnern, welch ein tiefer Kenner der weiblichen Schönheit

er war, wie erschöpfend er über den weiblichen Busen spricht, wie er eine Frau nur mit kleinen, zarten Nägeln heirathen will u. s. w., aber auch an eben dieses Buch, um gewiß zu sein, daß Hippel, ein Hagestolz, für seine Phantasie in solchen Bildern Nahrung suchte. Wäre seinem Schönheitsdurst eine Bildergalerie, ein Antikenkabinet entgegengekommen, würde er sich schwerlich mit solchem ängstlichen Sammlerfleiße Werthes und Unwerthes aufgespeichert haben. Sit Tibi terra levis!

Königsberger Journalistik.

Das Journal ist eine jener Erfindungen, die man oft verwünscht und doch nicht entbehren kann. Man verachtet sie, man schimpft darauf, aber man duldet, man pflegt sie. Königsberg ist auf dem Wege, immer mehr Journale zu bekommen und, wenn dies ein Zeichen des Fortschritts sein kann, so muß man in der That an seine Progressivität glauben. Es existiren zuvörderst mehre Journal-vereine. In den hiesigen Conditoreien werden ferner alle irgend renommirten Deutschen Journale gehalten, selbst Quartalhefte, wie die Cotta'sche Vierteljahrsschrift, die theologischen Studien und Kritiken von Umbreit und Ullmann, und wenn jetzt ein Primaner zum Conditor geht, so will er dort nicht Kuchen, Chokolade, Eis, Baisers naschen, behüte! — er will Journale lesen, vielleicht sogar das Gedicht, die Theaterkritik, die er selbst für

das Wochenblatt geschrieben. Königsberg producirt nämlich selbst Journale. Die Zeitung reicht einmal für die Neugier und Mittheilungslust nicht aus; die Gesellschaft hat noch so viel außer dem Nothwendigen auf dem Herzen, daß sie ein Organ dafür haben muß. Jede mittlere Stadt Preußens hat ihr Journal; Danzig sein Dampfboot, welches den Deutschen Unterhaltungsblättern nichts nachgibt, Memel sein Echo, Braunsberg sein Kreisblatt, Elbing seinen oft ausgezeichnet gut ausgestatteten Anzeiger u. s. w. Königsberg hat in diesem Augenblick folgende Journale:

1) Die Hartung'sche Zeitung von Staats- Kriegs- Friedens- und gelehrten Sachen.
2) Das Haberland'sche Wochenblatt.
3) Der Freimüthige.
4) Das Provincialkirchenblatt, welches in Quartalheften herauskommt.
5) Das Provincialblatt in monatlichen Heften.
6) Das Königsberger Literaturblatt.

Ob ich die Annalen des landwirthschaftlichen Vereins von Kreyssig hieher rechnen soll, weiß ich nicht.

Die Hartung'sche Zeitung enthält eigentlich vier Elemente. Zuerst gibt sie einen summarischen Bericht der wichtigsten Ereignisse im In- und Auslande. Dieser Bericht füllt normalmäßig die eine Hälfte des Bogens. Sechs solcher Bo-

gen erscheinen die Woche hindurch. Bei außerordentlichen Gelegenheiten bringt ein Tag zuweilen eine Beilage. Die gegenwärtige politische Redaction zeichnet sich durch umsichtige Auswahl der Artikel und durch Selbstständigkeit aus. Sie bietet nicht blos einen abgekürzten Abdruck der Staatszeitung, sondern zieht die andern Deutschen Zeitungen zu Rath und deutet in Abbreviaturen jedesmal ihre Quelle an, eine, Gott sei Dank, endlich bei uns fast allgemein gewordene Sitte. — Der zweite Abschnitt der Zeitung enthält den unterhaltenden Theil, zunächst ein Potpourri, Allerlei benams't, worin ungefähr dasselbe vorkommt, was die Journale jetzt kleine Chronik nennen. Doch ist ein wesentlicher Unterschied unserer Zeitung, daß sie auch das Praktische nicht vergißt. Wer lernen will, wie man saure Gurken gut und wohlfeil einmachen, den Milzbrand heilen, die Haare schwarz färben, Wanzen, Ratten und Sommersprossen vertreiben, ein gutes Kartoffelbier selbst fabriciren, Aepfel den Winter hindurch vor Fäulniß bewahren kann u. s. f., der lese dies instructive Feuilleton. Auch vergißt der gefällige Anordner dieser interessanten Notizen nicht, uns zuweilen zu sagen, welche Mode gerade in Paris herrscht und die Schicksale auswärtiger Schauspieler und Schauspielerinnen kürzlich zu erzählen, wahrscheinlich damit wir erfahren, warum sie

nicht bei uns sind. An dies Musivgemälde schließen sich Kritiken von Concerten, Theater und Sehenswürdigkeiten, zuweilen auch von Büchern, erstere im Durchschnitt von Ferdinand Raabe, der seinem unerschrockenen Urtheil mit derselben Leichtigkeit Künstler als wilde Thiere unterwirft, letztere, die Bücheranzeigen, meist von Gönnern der Verfasser. — Der dritte Abschnitt der Zeitung enthält die Personalien der Abschiedscomplimente, des Verlobens, Verheirathens, Gebährens und Sterbens und der vierte die Anzeigen, sowohl die obrigkeitlichen, als die privaten.

Ich habe mich über den zweiten Abschnitt unserer Zeitung scherzhaft ausgedrückt, und es würde eine Kleinigkeit sein, diesen Ton bis zur sarkastischen Satire zu steigern. Allein ich muß zugleich bekennen, daß derselbe wirklich so viel leistet, als eine Menge der gewöhnlichen Unterhaltungsjournale. Man kann sich in den nichtpolitischen Neuigkeiten immer für ziemlich orientirt halten, wenn man dies bunte Allerlei nicht übersieht. Die eigentlichen Unterhaltungsjournale sind das Haberland'sche Wochenblatt und der Freimüthige. Jenes ist ein lange her bestehendes und leistet in Novellen, Gedichten, Kritiken des Theaters, der Kunstausstellungen, in Räthseln, Charaden, Anagrammen, Plänkeleien, Neckereien gerade eben so viel, als andere Deutsche

Journale, die nur das elegantere Aeußere voraus haben. Je leerer an wahrem Gehalt die meisten dieser Blätter sind, um so mehr wetteifern sie jetzt an Kostbarkeit der Ausstattung miteinander, gerade wie die Taschenbücher sich eine Zeit lang durch Kupfer= und Stahlstiche und Goldschnitt und blumenzarte Einbände den Rang abzulaufen suchten, bis sie plötzlich in ganz zierdelose Form umschlugen und sich nur auf die Novelle verließen. Denn die Novelle ist jetzt Alles. Der Freimüthige ist ein jüngeres Blatt, das sich durch die kaustische Tonart seines Styls und durch die Keckheit, mit der es auch den Personen auf den Leib rückte, Bahn gebrochen hat. Auch hat es den Anfang gemacht, von Zeit zu Zeit satirische Bilder zu liefern.

Das Provincialkirchenblatt wird von dem Consistorialrath und Hofprediger Oesterreich und dem Professor und Superintendenten Lehnardt herausgegeben. Es enthält Arbeiten zur provinziellen Kirchengeschichte, dogmatische und exegetische Untersuchungen, Verordnungen, Miscellen, Bücherkritiken, vorzüglich aber Aufsätze von praktischer Tendenz über Seelsorge, Krankencommunion, Umgang mit Geistlichen, Confirmandenunterricht, Gebetsverhöre u. s. w.

Das Provincialblatt unter der Redaction des Herrn Criminalraths Richter zum Besten

eines wohlthätigen Zwecks herausgegeben, ist ein eben so wohlfeiles als treffliches Journal, welches auf die vielseitigste Belehrung der Provinz über ihre Interessen hinarbeitet. Biographische Denkmale, naturhistorische Beiträge, Reiseausflüge, patriotische Ergießungen, Debatten über currente Vorurtheile, pädagogische Erörterungen, Fragen der Industerie und Agricultur und anhangsweise Kritiken machen den Inhalt aus. Sehr schätzbar sind die Mittheilungen, welche dies Journal von den öffentlichen Vorträgen macht, die bei besondern Gelegenheiten bei uns vorkommen, namentlich aber fast regelmäßig von den gediegenen Abhandlungen, die in den öffentlichen Sitzungen der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft von den Herrn Professoren Meyer, Dulk, Moser, Cruse, Sachs, Jacobi, Rathke, Burdach u. A. gehalten werden und mit dem größten Schmerz vermissen wir nur die Vorträge Bessel's, durch die er uns mit meisterhafter Popularität, so weit dieselbe möglich ist, von Zeit zu Zeit über die wichtigsten Probleme der physikalischen Geographie und Astronomie aufklärt.

Aus der bisher gemachten Schilderung geht hervor, daß die Politik, die Novität, die Unterhaltung und doctrinaire Belehrung bei uns journalistisch repräsentirt sind, daß aber die Kritik in den genannten Journalen nur eine zufällige,

untergeordnete Stelle einnimmt. Oft schon hat sich daher das Bedürfniß eines eigenthümlichen Organs für dieselbe geregt. In einer Stadt, in welcher so viel akademisch geschulte Beamte leben, worin drei Gymnasien und eine Universität sich befinden, muß, bei der weiten Entfernung von Deutschland, der Wunsch nach einem solchen oft sehr dringend sein. Professoren waren es daher auch, die schon mehrfach den Versuch solcher Zeitschriften machten. Hüllmann, Vater, Herbart u. A. gaben kurze Zeit ein Archiv heraus. Jüngere Professoren, v Lengerke, Simson, Sieffert, Nicolovius (der gegenwärtig in Bonn) versuchten ein Journal: Ostseeblätter, das anfangs recht fröhlich gedieh. Aber der Teufel holte es bald. Der Teufel im eigentlichen Sinne. Es entspannen sich nämlich in dem Blatte Streitigkeiten über Wesen und Existenz seiner höllischen Majestät, die eine für das Publicum entsetzliche Monotonie, unter den Mitarbeitern eine heftige Entzweiung und als Nettoresultat den Untergang des Journals herbeiführten. — 1834 trat Herr Stadtrath Hartung mit mir in Unterhandlung, die Redaction eines kritischen Blattes zu unternehmen. Als ich aber die Sache überlegte, wich ich vor den Schwierigkeiten, die sie damals zu haben schien, zurück. Ich arbeitete einen Prospectus aus, der den Zweck der Zeitschrift genau entwickelte,

aber ich fügte zugleich ein Memoire hinzu, worin ich die Unausführbarkeit des Unternehmens darzuthun suchte. Meine Gründe bestanden vornämlich, so viel ich mich erinnere, 1) darin, daß hier sämmtliche Deutsche Journale genugsam verbreitet; 2) die dünnen provinciellen literarischen Interessen durch die Unterkunft kritischer Artikel in der Zeitung und in den städtischen Wochenblättern von Danzig, Elbing u. s. w. hinreichend repräsentirt seien; 3) daß die einheimischen productiven Kräfte schon sämmtlich von den Deutschen Journalen in Beschlag genommen, die Professoren insbesondere Mitarbeiter der Halle'schen, Brockhaus'schen, Berliner allgemeinen Literaturzeitungen und außerdem von Fachjournalen seien, mithin, wenn nicht eben so hohes Honorar gegeben oder das Journal auch nach Deutschland versendet werden könnte, es mit der Ausstattung desselben durch tüchtige und mannigfaltige Artikel mißlich aussehe.

Das waren meine Bedenken. Sie sind seitdem immermehr verschwunden und ich halte es jetzt für durchaus nothwendig, daß Königsberg durch ein kritisches Blatt sein wissenschaftliches Selbstbewußtsein concentrire und dadurch mit Deutschland sich in regere Wechselwirkung setze. Der kritische Trieb der Provinz ist im Wachsthum begriffen und hat, da ihm ein allgemeines Organ fehlt, in den letzteren Jahren schon häufig zur

interimistischen Form der Brochure gegriffen. Ein Mann, der mit dem reinsten Enthusiasmus sich der Redaction eines Königsberger Literaturblatts widmen wird, hat sich in Dr. Alexander Jung gefunden. Er hat das Journal mit einem Aufsatz eingeleitet, welcher die Stellung der Deutschen Journalistik bespricht und das Verhältniß Königsbergs zu Preußen, Preußens zu Deutschland, Deutschlands zur Aufgabe der Gegenwart und dieser Aufgabe zur Idee einerseits, zur bestimmten Gestaltung, die sie für das Journal annehmen muß, anderseits entwickelt. Er hat somit die Existenz dieses Blattes vollkommen gerechtfertigt und der weitere Verlauf wird hoffentlich die Erwartungen bestätigen, die man nicht nur hier, sondern auch auswärts von demselben hegte. Actien werden überdem gesammelt, um dem Journal immer mehr Würde und Selbstständigkeit geben zu können. Möge es zwischen den journalistischen Klippen unserer Zeit: abstruser Theosophie, politischer Erhitztheit und belletristischer Oberflächlichkeit, mit günstigem Winde durchsegeln!

Noch muß ich erwähnen, daß man sich über die Absicht des Redacteurs, einen Standpunct über den Parteien einnehmen zu wollen, tadelnd aufgehalten und sogleich, daß dies unmöglich, geurtheilt hat. Man hat, indem man dies aus-

sprach, wahrscheinlich vergessen, daß es sich hier um wissenschaftliche Kritik handelt, nicht um den momentanen Effect, den ein entschiedenes Parteiorgan hervorbringen will. Wenn ein Journal von Vorn herein den nur Ultramontanismus, Lutheranismus, Herbartianismus, Republicanismus, Absolutismus, Traditionismus u. s. w. verflechten will, so muß es durch einseitige Schärfe wirken. Je schroffer, je besser. Es muß die extreme Aeußerung nicht scheuen, denn ihm stehen andere Extreme gegenüber. Aus Klugheit kann es seine Leser von Zeit zu Zeit versichern, daß es nur unpartheiisch urtheile, aber es muß wissen, daß dies nicht wahr ist. Je besser es dies weiß, um so leichter wird es in seiner Polemik die Spitzen der gegen es selbst gewandten Extreme abstumpfen und den Glauben seiner Anhänger an seine Unentbehrlichkeit erhalten. Also im Praktischen ist die Partei zur Durchsetzung bestimmter Zwecke ganz in der Ordnung; aber im Theoretischen, in der Wissenschaft? Wird es auch derselben factisch und unbewußt nicht an Parteilichkeit, an Beschränktheit fehlen, so soll sie doch dahin streben, sich von aller Bedingtheit des Parteiinteresses fern zu halten. Eine Partei kann immer nur einen Augenblick siegen; im nächsten gehört der Sieg entweder einer andern, vielleicht der entgegengesetztesten

Partei oder die siegende Partei verwandelt sich selbst unvermerkt in eine andere d. h. löst sich in Parteien auf, die andere Zwecke haben, als sie selbst hatte und die doch nur ihre nothwendige Consequenz sind. Da somit die Parteilichkeit ohnehin uns von selbst, sogar in der Wissenschaft beschleicht und da diese als Begriff der Wahrheit keine Partei haben kann, so sollte man wenigstens mit Dank anerkennen, wenn ein Schriftsteller nach Unparteilichkeit ringt.

Dies Königsberger Literaturblatt fängt klein an; es übernimmt sich nicht, wie so manche Journale, sogleich beim ersten Auftreten, denn es will die Zerstreutheit der Zeit nicht fördern und nicht ein bloßer Gelderwerb sein. In der That scheinen manche Journale nur deshalb vom Publicum gehalten zu werden, damit ihr Redacteur leben könne. Es ist ein Almosen, das man zahlt, und wofür man das Blatt als Quittung bekommt. Es steht aber nie etwas Anderes darin, als was schon immer drin gestanden hat. Andere Journale scheinen sich zum Ziel gesetzt zu haben, die Zerfahrenheit des ephemeren Bewußtseins noch zerfahrener zu machen. Sobald man ein solches Blatt mit seinen Fragmenten in die Hand nimmt, verschwimmt uns alles in Pünctchen, die sich durcheinander wirren und einander verschlingen. Das Auge versucht hier und da zu haften und das Gehirn vibrirt in diesem Chaos.

Kann etwas die Energie des modernen Bewußtseins darthun, so ist es die Fähigkeit, in solcher confusen Diffusion sich zu bewähren. Solcher Zerklüftung und Zersplitterung wird das Königsberger Literaturblatt einigend und sammelnd entgegenstreben. Es ist Zeit, daß der „reine Leser,“ wie Fichte in seinen Grundzügen ihn zeichnete, der nur liest, um zu lesen, nicht um etwas zu verstehen, aus unserm Leben verschwinde.

Das Schloß.

Es gibt in uns Stimmungen, in denen wir vor Unendlichkeitsdurst das Meer austrinken möchten, in denen unserer beflügelten Phantasie nur der Ocean der Sterne genug thun kann, uns im Aether seiner goldenen Wellen ohne Anstoß einer Schranke zu wiegen. Aber es gibt auch Stimmungen, in denen sich der Trieb nach Anschauung eines Unendlichen auf ganz andere Formen wirft, als jene allgemeinsten sind. Es kann uns zum Scherz einfallen, wie viel Schuh' und Stiefel eine Stadt wie Königsberg, in sich beherbergt, wie viel Strümpfe, Handschuhe u. s. w. Aber es kann uns auch einfallen, wie viel Wallfischriesen in den Polarmeeren tanzen, wie viel Schiffe mit tausenderlei Sachen auf dem Meeresgrunde modern. Oder wir wünschen uns ein Gebäude, in welchem aus jedem Zimmer eine

Thür abermals anders wohin führt und wir nie umzukehren brauchen, eine unerschöpfliche Architektur, die uns in festem Stein und Holz ein kleines Weltall bietet. Wir träumen wohl von so ungeheuern Gebäuden, worin Mauern sich meilenweit erstrecken Thürme, ohne Absehen in die Wolken ragen, Treppe aus, Treppe empor, Treppe in Treppe herniedersteigt, Terassen von Säulengängen sich über einander hügeln, luftige Galerieen sich wie kecke Schlingpflanzen um die Stockwerke winden.

Aber welche Wonne, solche Massen wirklich anschauen zu können. Es liegt in der Architektur einer der geheimnißvollsten Reize. Wir haben hier in Königsberg kein Heidelberger Schloß, in dessen malerischen Trümmern Eulen und Singvögel, Mäuse und Spinnen nisten; keinen Hradschin, in dessen festgefugten Wänden die kostbarsten Prunksaale sich ausweiten, kaiserliche Wohn- Speise- Schlafzimmer, herrliche Bildergalerieen sich mit nachlässiger Grazie und doch vornehmem Wurf ausdehnten. Aber wir haben ein Schloß und dies Wort schon hat für mich eine gewisse Poesie. Bin ich schon zu alt, um die Antipathie der heutigen Jugend gegen alte Ritterlichkeit theilen zu können, habe ich noch zu viel Sympathie für das Mittelalter, für das ich einst sogar schwärmte, bin ich noch durch Jugendeindrücke zu sehr bestimmt, genug, ich verbinde mit diesem

Wort noch immer die Vorstellung von etwas überaus Herrlichem, von einem möglichen Erdhimmel und kann mich freuen, wenn ich auf der Straße den gemeinen Mann so ganz vertraut vom Schloß reden höre. Schloß ist architektonisch eben so viel als Hohheit, Majestät.

Majestät besitzt nur derjenige, der in sich mit der Macht auch eine Unergründlichkeit derselben verbindet. Unser Schloß ist nun mächtig zunächst durch seine hohe, die Stadt beherrschende Lage. Sein Thurm ist daher auch der am weitesten hinragende und Sitz des Feuerwächters. Sodann aber ist es mächtig durch seinen Umfang. Es schließt einen Hof im Viereck in sich, der mehre Regimenter sehr bequem sich kann aufstellen lassen. Der eine Flügel ist mit einem besondern Eingang außerhalb des Hofes für sich weiter hinausgeschoben oder vielmehr angebauet, um für die Königlichen Gäste ein ganz gesondertes Local zu gewinnen, das zugleich möglich machte, von den Fenstern und einem Altan herab sich dem auf dem Schloßplatz versammelten Volk zeigen zu können. Dieser Flügel ist im Styl das jüngste Bauwerk am Schloß. Den Grundriß des Ganzen kann man sich so vorstellen, wie Figur 1 auf der Beilage zeigt.

a, b und c sind Durchgänge; e der Aufgang zu dem vorspringenden halbisolirten Flügel.

Mächtig endlich ist das Schloß durch die ansehnliche Massenhaftigkeit seiner Gebäude, so daß es sich sogleich als das imposanteste Architekturwerk der ganzen Stadt ankündigt, mag man auf diese von Außen her einen Blick werfen oder im Innern von der Straße her darauf stoßen. Sehr schön und machtvoll ist der Prospect, den es von dem Altstädtschen Markt und Kirchenplatz aus gesehen darbietet, wie es die zierliche Pomatty'sche Hofconditorei und die gelbfreundlichen Wohnhäuser ernst überragt.

Die Unergründlichkeit aber setze ich zunächst in die Mannigfaltigkeit des Baustyls. Der älteste ist der des Deutschen Ordens, in welchem der Thurm und die jetzt sogenannte Kirche erbauet sind. Unter der Kirche befinden sich ungeheure Keller, die gegenwärtig zu Weinlagern dienen, über die Gewölbe der Kirche hin läuft der gewaltige Moscowitersaal, mit großen hellen Fenstern nach allen vier Seiten, von denen man die schönste Aussicht auf Stadt und Land genießt. Aus den Seitenthürmen führen Zugänge in den Saal, dem es in den Thürmen nicht an kleineren, zierlichen Gemächern fehlt. Die jetzige Kirche war früher vor ihrem Umbau der Versammlungssaal der Ritter, indem der Gottesdienst derselben nur in einer Capelle gehalten wurde. Daher kommt so viel Verzwicktes in dieser Kirche.

Die Gewölbe, Säulen und die Grau in Grau gehaltenen allegorischen, so wie die buntfarbigen heraldischen Gemälde darin sind für sich genommen vortrefflich, aber das Ensemble ist abscheulich. Das Auge hat gar keinen Mittelpunct. Es weiß nicht, soll es die seitwärts aufgehängte Orgel, oder die von Glasstühlen umringte Kanzel oder soll es die adligen Tribunen greifen, die ihr gegenüber sind. Durch Emporkirchen, durch große Glaskasten ist das Fensterlicht überall abgequetscht und die Kirche macht stets einen trüben, dumpfen Eindruck. Nun bedenke man noch, daß diese Holzbauten in der Kirche sämmtlich in einem Styl sind, der mit dem ursprünglichen gar nicht harmonirt, daß diese eckigten Kastenungethüme, worin sich die Andächtigen einhausen, diese kahlen weiß und gelb angestrichenen Flächen, diese steifen Wulste und geschmacklosen Vergoldungen um Kanzel und Altar gegen die schlanken Säulen und zierlichen Gewölbe im äußersten Grade ihre Häßlichkeit offenbaren, man bedenke, daß der Ueberfluß dieser Unformen noch durch große platte Tafeln vermehrt wird, auf denen die Namen der Krieger stehen, die sich in den Freiheitskriegen dem Vaterlande opferten und man hat ein ungefähres Bild der wüsten Stätte, an welcher hier Gott verehrt wird. Man sieht bei solchen Verunstaltungen, was ein großer Bau zu ertragen vermag, wenn alle diese

Anstalten, ihn zu verbergen, doch nicht ganz mit ihm fertig werden können und seine Schönheit als die Vernunft in so vieler Unvernunft noch immer verständlich durchdringt.

Demnächst ziehen sich von f bis g diejenigen Partieen des Schlosses hin, welche am meisten einen phantastischen mährchenhaften Eindruck machen können. Da sind, wie in dem Archiv, dessen Local zugleich das der Sitzungen der Königlich Deutschen Gesellschaft ist, herrliche Schwibbogen, schöne Gothische Fenster. Daran grenzen Fenster mit einem Polygonschluß. Dicht daneben sind wieder Fenstervierecke als Quadrate und Oblonge, die ein paar Ellen auf gleicher Linie fortlaufen, dann wieder mit der größten Caprice im Zickzack auseinanderrücken. Da sind große Thüreingänge, aber auch vermauerte Thüren und Fenster und diese ganz besonders machen einen poetischen Effect. Wohin führte diese Oeffnung ehemals? Was mag wohl dahinter verborgen sein? Diese Vorstellung läßt uns bei einer solchen gespenstischen Thür mit den abenteuerlichsten Phantasieen verweilen und wir träumen uns schnell in die Zeit zurück, als noch Gräben mit Zugbrücken das Schloß umgaben, Gefangene eingebracht wurden, die Comthure herrschten. Ein Kellerhals springt hier neben einer Freitreppe hervor und eine hölzerne an sich sehr schäbigt aber eben darum

poetisch genommen sehr schön aussehende Galerie hängt über zwei Stockwerk außen herunter, um den Zugang zu vielerlei Thüren dort oben möglich zu machen.

Wo diese mystische Partie aufhört, da folgt in einem nüchternen Römischen Styl bis an den vorderen Eckthurm ein neueres Gebäude, das seine Bestimmung für die Jurisprudenz oder vielmehr Justiz sogleich durch das Symbol von Fascesbündeln ankündigt, aus denen das bedenkliche Beil hervorragt.

Die der Kirche parallele Front ist jetzt in dem trockenen Landhausstyl der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der Flügel aber zwischen beiden, worin sich die Wohnung des Oberpräsidenten (!) befindet, ganz in dem kleinbürgerlichen Genre erbaut; der äußere Anbau endlich bemühet sich, an den Palaststyl in der Weise der Italienischen, besonders Florentinischen Paläste zu erinnern. Vom Schloßplatz angesehen ist diese Front, die mit dem mehrerwähnten Flügel links anfängt und mit mehren Ein- und Vorsprüngen am Thurm rechts endigt, höchst malerisch, weil sie die meisten Gegensätze von Hoch und Niedrig, Symmetrie und Regellosigkeit, Prunk und Schlichtheit, Geradem, Glattem und Winkligem in sich vereint. Und zum höchsten Genuß steigert sich dieser Anblick zur winterlichen Zeit

wenn Schnee liegt und der Mond auf die roth-schwarzen, schwarzblauen und weißbraunen Massen, die unten und oben von einem glänzenden Schneebande eingefaßt sind, sein magisches Licht wirft.

Weiter aber setze ich die Unergründlichkeit des Schlosses in die zahllose Menge der verschiedensten Thätigkeiten, Bestimmungen, denen das Local gewidmet ist. Hierin erst überzeugt man sich von der gewaltigen Größe eines solchen Baues. Da sind Räume, die nur epochenweis Gäste in sich aufnehmen, wie die Königlichen Zimmer, oder zu Festlichkeiten sich schmücken, wie der Moscowitersaal, den wir auch durch die huldvolle Erlaubniß des jetzigen Königs zur letzten Kunstausstellung benutzt haben. Da sind die Säle mit den grünen Tischen des Tribunals, des Consistoriums, des Oberlandesgerichts u. s. w., deren Aufzählung man in der Beschreibung Königsbergs von Faber S. 19—35 nachsehen kann. Da sind Archive, Bibliotheken, Cassen, Antikenkabinette, Kunst- und Gewerbeschule, Wohnungen vieler Familien von Registratoren, Castellanen u. s. w. Da haben gelehrte Gesellschaften ihre Sitzungen, die, wenn sie öffentlich sind, alle Gebildete der Stadt versammeln. Da ist das schönste Wasser in einem trefflichen Brunnen und dort wieder der gemüthliche Weinkeller des sogenannten Blutgerichts. Aber auch eine Wache findet hier

Raum und dort hinten in der Ecke, nach der Prinzeßstraße zu ist ein starker kanonenartig aussehender Thurm zu Gefängnissen. Dem auf dem Schloßplatz Vorübergehenden aber leuchtet von dem großen Fenster des Sitzungssaales der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft die Normaluhr zu.

Endlich aber wird das Schloß dadurch unergründlich, daß es stets Menschen und Wagen durch seine Zugänge auf und abwogen läßt, besonders seitdem die Abfahrt am Danziger Keller durch das neue Pflaster so viel gewonnen hat. Man stelle sich nur einmal in irgend einen Winkel des Hofes und sehe nun die Figuren vor den hohen Mauern vorüberwandeln, wie eine Bühne, die sich mit immer neuen Schauspielern füllt. Allein bei aller Vollständigkeit der Elemente wird das Schloß im Mittelpunct des regsten städtischen Treibens doch dem allgemeinen Character der Stadt nicht untreu, weil es nämlich durch das Rectangel des Hofes und durch den Mangel aller Statuen, aller Sculpturverzierungen — ein Paar Wappen und ein Bärenkopf verschwinden zu Nichts — doch eine sehr verständige Physiognomie behält, die alle Mannigfaltigkeit in sich wieder aufzehrt, die sie faßlich macht. Die Tribune (h), von welcher der jetzige König am 10. September 1840 seine erhabene alle Herzen entflammende Rede hielt, ist ein sonst sehr prosaisch

aussehender Vorbau. Der Hof hielt die aus tief bewegter Brust entquellenden Töne zusammen, so daß Jedermann sie aufs Deutlichste verstehen konnte und noch nach Jahrhunderten wird man diese Stätte als den Altar zeigen, auf welchem ein König sich seinem Volk vor Gott gelobte.

Theater.

Das Drama ist diejenige Gattung der Poesie, welche erst dann möglich wird, wenn in irgend einer Form die andern Gattungen vorangegangen sind und so ist auch die theatralische Darstellung die letzte Entwicklung, zu welcher die Kunst überhaupt gelangen kann. Aber weil nun in ihr alle Macht der Kunst sich zur höchsten Energie zusammenfaßt, so ist sie zugleich diejenige Form der Kunst, welche aus der wahrhaften Idealität des Schönen am leichtesten in die größte Gewöhnlichkeit, in die bloße Copie des gegebenen Daseins abspringen kann. Denn das Vollendete als solches ist freilich der Gefahr jeder Vermischung mit dem Trivialen, Zufälligen, Gemeinen entzogen, allein etwas Anderes ist es mit dem Bestreben, das Vollendete, dessen allgemeinen Begriff man aus seinem Dasein einmal entnommen hat, bilden zu

wollen. Hier täuscht die Allseitigkeit der Berührung, worin das Höchste nothwendig steht, nur zu bald über das eigentliche Wesen desselben. Der Ohnmächtige erhascht wohl auf oberflächliche Weise die Form, aber ihre Seele bleibt ihm verborgen und somit wird auch die Form nicht das, was sie sein soll. Das Drama gibt uns dann wohl einen Dialog, worin mehre Personen mit einander versichernd, fragend, erzählend sich unterhalten; wir vernehmen von ihnen, daß sie allerlei Interessen haben und hören sie selbst es verkündigen, daß sie etwas gethan haben oder thun werden, aber der Hauch der Wirklichkeit, das lebendige Spiel der Empfindungen, der Drang des Handelns, der uns mit fortrisse, fehlt. Und so sehen wir auch wohl Schauspieler, welche eine treffende Charaktermaske angelegt haben, recht geläufig und mit nicht unrichtiger Gesticulation reden, aber doch auf uns nur den Eindruck von Wesen machen, die Vorstellungen und Gefühle aussprechen, von denen ihnen nichts gegenwärtig ist. Sie gleichen Heuchlern, die nicht an das glauben, was sie sagen. Der Doppelsinn des Namens, den die Griechen dem Schauspieler als *ὑποκρίτης* gaben, trifft hier nur zu sehr zu.

Diese eigenthümliche Schwierigkeit muß man vor Augen haben, wenn man über das Theater urtheilt, denn aus ihr erklären sich die Täuschungen

der Dichter und Schauspieler wie die der Kritiker und des Publicums. Wir hören von der einen Seite eine Sprache führen, als wenn jetzt erst das Theater seine höchste Reife erlangte, von der andern Seite dagegen wird ihm der Bankerutt erklärt. Hat einer der jüngeren Dichter ein Drama geschrieben, das er zur Aufführung zu bringen wünscht, so lesen wir, bevor es dazu kommt, in den Journalen die schmeichelhaftesten, bestechendsten Anpreisungen. Ist es aufgeführt, so tritt bald der Zwiespalt der Meinung und plötzlich oft völlige Vergessenheit des Stücks ein. Aehnlich ist es mit den Schauspielern und selbst die größte Virtuosität, die eines Seydelmann, hat die heftigste Opposition zu dulden.

Es ist nicht zu fürchten, daß das Drama untergehe, denn es ist eine Gattung der Poesie. Gattungen aber sind ewig und die Poesie selbst müßte aussterben, um es verschwinden zu machen. So nothwendig das epische und lyrische Element, so nothwendig ist auch das dramatische. Die Poesie hat nur in diesen Formen Wirklichkeit, die Poesie aber kann nicht untergehen, weil dann der Geist selbst sich vernichten müßte. Eine bestimmte Richtung der Poesie kann verschwinden, weil sie sich vollendet hat; ja sie muß es, da sonst keine Fortzeugung da sein würde, aber die Poesie selbst ist mit dem Geist unsterblich. Wie er denkt und will, so dichtet er auch.

Eben so wenig ist zu besorgen, daß das Theater untergehen werde, weil die Basis desselben einerseits das unverwüstliche Drama, anderseits der mimische Trieb des Menschen ist, der ebenfalls nur mit ihm selbst vernichtet werden könnte. Dieser Trieb gelangt in der mimisch-declamatorischen, scenischen Darstellung zu seiner selbstständigen Ausbildung, an welche er eben sowohl ein Recht hat, als jedes andere Talent. Es ist eine auch durch die That oft genug widerlegte Meinung, als könne sich dieser Trieb nur auf Kosten der sittlichen Haltung des Menschen entwickeln und als müsse der Schauspieler deshalb, weil er andere Persönlichkeiten darstellt, der Würde einer eigenthümlichen entbehren. Eine Kunst, die wir im Orient eben sowohl als im Occident finden, eine Kunst, welche die Cultur des Menschen durch Jahrhunderte hin begleitet, kann nichts Zufälliges sein und der puritanische Eifer, der den Besuch des Theaters für eine Sünde hält, den armen Schauspieler aber vollends zur Hölle verdammt, hat gegen die innere Nothwendigkeit der Sache nur locale und vorübergehende Reactionen zu bewirken vermocht.

Um nun die augenblickliche bedenkliche Situation des Dramas und Theaters zu begreifen, muß man erwägen, daß wir gerade in dem Zeitpunct stehen, in welchem die Völker einem Eklek-

ticismus huldigen, der dem raschen entschiedenen Fortschritt hemmend entgegensteht, weil er einen größeren langsam vorbereitet. So lange die Nationen sich mehr innerhalb ihrer Nationalität hielten, so lange sie in sich immer neue Quellen der Kunst entdeckten, entwickelten sie mit freudigem Selbstgefühl ein eigenthümliches Theater. Die Spanier schufen ein bestimmtes System der Romantik, worin sie die Dialektik der Ehre, Liebe und des Glaubens nach allen möglichen Verwicklungen hin mit einer Orientalisirenden Prachtsprache und glänzendem Humor entfalteten. Die Briten dagegen vertieften sich in die Charakteristik. Sie hatten kein Dogma für das Theater, wohl aber das stärkste Streben nach freiem, individuellem Pathos. Dem Zug zum Allegorischen, der im Spanischen Drama so sehr fühlbar wird, weil die Personen oft nur Einen Begriff, Eine Tugend oder ein Laster mehr repräsentiren, denn es selber sind, trat die originellste Lebendigkeit des Charakters gegenüber. Zwischen diesen Extremen gingen Franzosen und Italiener mehr auf das Antike zurück. Die Franzosen hielten sich an die dramatische Methode, an die theatralische Oekonomie, mit den kleinsten Mitteln die größte Wirkung erzeugen zu wollen. Sie schufen die declamatorische Tragödie und das an die unmittelbare Geselligkeit sich eng anschließende doctrinaire Lustspiel. Die Italiener sind in

der Tragödie ihnen gefolgt. Selbst in unseren Tagen, in Silvio Pellico da Saluzzo, dringt noch das Französirende Element durch. Aber die wahrhafte Schöpfung, die sie dem neueren Europäischen Theater zubrachten, ist die Oper, das Ballet und das volksthümliche improvisirende Lustspiel; dies letztere ist eigentlich die Form des Drama's, welche in Italien seit den ältesten Zeiten heimisch war und durch ihre Neigung zum Grotesken, Burlesken, Cynischen, durch das Traditionelle der Fabel, die abgesponnen wird, durch das Vorwiegen des mimischen Moments vor dem rhetorischen, den stärksten Gegensatz zum Französischen Lustspiel macht, das sich in die feinsten Irrgänge des socialen Lebens eingräbt und von diplomatisch zarten Anspielungen wimmelt. Das Ballet war schon zu den Römerzeiten sehr weit ausgebildet. Es gab, wie Lucian in seiner Schrift über den mimischen Tanz ausführlich berichtet, Pantomimen, die ganz allein vollständige Tragödien aufführten und nicht weniger, als der beweglichen Plastik, huldigte man in Rom der Pracht der Gewänder; ja selbst Thiere wurden beliebt; diese antiken Antecedentien sind wohl zu beachten, um die schnelle Entwicklung der Oper in Italien zu erklären.

Wir hätten somit vier verschiedene Typen in diesen Nationaltheatern. Das Spanische gab

die Dialektik der Leidenschaften; das Englische die Individualität, Originalität des Charakters; das Französische eine dem antiken Drama nachgebildete Technik; das Italienische das humoristisch mimische und musikalisch = scenische Element. Das Deutsche Theater stand im Mittelalter dem der Romanischen Völker außerordentlich nach. Die sogenannten Mysterien sind von den Deutschen niemals so durchgebildet, wie von den Briten und Franzosen, obwohl die Nürnbergische dramatische Schule an denselben ihre nächste Grundlage hatte. Hierauf herrschte das Französische Drama bei uns und mit Lessing änderte sich nur die Nachahmung der antikisirenden Tragödie und des Plautinisch-Terenzianischen Lustspiels. Dagegen war das sentimentale bürgerliche Trauerspiel und Lustspiel, das von Diderot ausging und von Lessing aufgenommen wurde, die Verwechselung der Natürlichkeit mit der Natur, doch auch wieder Französisch. Das wahrhaft Deutsche Theater entstand daher erst durch die Reaction gegen den formalen Idealismus der älteren und gegen den die gemeine Wirklichkeit nur idealisirenden Realismus der jüngeren Französischen Bühne. Lessing selbst erreichte diesen Standpunct noch in seinem Nathan. Die weitere Ausführung war die That Göthe's und Schiller's, mit dem Unterschiede, daß Schiller nur das Trauerspiel fortentwickelte, Göthe aber in allen Gattungen bis

zum kleinen Liederspiel hin thätig war. Sollen wir also die Eigenthümlichkeit des Deutschen Drama's aussprechen, so müssen wir sie in die Tendenz zum höchsten Idealismus setzen, der Leidenschaft und Charakter, technische Vollendung und die ächte Sprache der Natur zu vereinigen sucht.

Dieser Idealismus hat sich aber in den Goethe'schen Dramen im Zusammenhang mit einem mächtigen philologischen und speculativen Aufschwung der Nation relativ eben so erschöpft, als die Eigenthümlichkeit der übrigen Europäischen Volksbühnen. Es ist daher gegenwärtig bei uns eine Ohnmacht der Productivität vorhanden, die in dem Wesen der Periode, nicht aber darin liegt, daß wir nicht talentvolle und fleißige Dramatiker und Schauspieler hätten. Wenn wir diejenigen unserer Dichter uns vorführen, die seit zwanzig Jahren unsere Bühne eigentlich beleben, so sind es die, welche die Iffland-Kotzebuesche Schule, die wiederum nur eine Fortsetzung der Diderot-Lessing'schen, in immer neuen Variationen erweitern, indem sie aber zugleich von vielen Mitteln Gebrauch machen, deren Erfindung dem höchsten Idealismus angehört. Diese Einmischung höherer Motive aus dem anticen und romantischen Ideal, bald als Schicksal, bald als Ironie, bald als phantastische Willkür oder als geschichtliche Studie,

hat das bürgerliche Trauer- und Lustspiel mannigfach verändert, hat es oft unkenntlich gemacht und bildet das eklektische Moment dieser Gruppe. Aber die Grundstructur ist noch unverändert. Auch die Charaktere sind die nämlichen. Da ist der leichtsinnige Familienvater, der das Wohl der Seinigen durch Nachgibigkeit gegen zerrüttende Leidenschaften auf das Spiel setzt; da ist der reiche, gutmuthige Onkel, der halb und halb selbst in die schöne Nichte verliebt ist und sie doch dem braven jungen Mann, der um sie wirbt, zuführt, indem er die Intrigue der Liebenden gegen die Eltern theilt, ja leitet; da ist das leidende Weib, dessen Treue, dessen Duldung den argwöhnischen und polternden Mann endlich besiegt und zum liebenswürdigsten Gatten reformirt; da ist der Gegensatz des Stadt- und Landlebens, der Residenz und der Provinzialstadt, bald um durch Gefühl und Naivetät die Verstandesbildung und coquette Tournüre zu beschämen, bald um die Manieren des Landjunkers und des Landfräuleins im Spiegel des feinsten modischen Anstandes lächerlich zu machen; da ist der pudeltreue Bediente, der für den armen zurückgekommenen Herrn sogar bettelt oder der joviale Schäker, der tausend Verwirrung anrichtet und dem man seiner Laune und seines Witzes halber doch nicht gründlich böse werden kann u. s. w. u. s. w. Diese Charaktere sind aber nicht

nur in ihrer allgemeinen, sondern sogar in ihrer theatralischen Wirklichkeit noch die nämlichen, wie im vorigen Jahrhundert. Diese Väter und Oheime, diese Kinder und Nichten, diese geheimen Räthe, pensionirten Obristen, diese wohlthätigen Landgutbesitzer, schelmischen Zofen, verschmitzten Verwalter, witzelnden Bediente, immer zum Kniefall oder zum Todtschießen geneigten Liebhaber, diese Mädchen, die mit dem Einzigen, dem ihr Herz gehört, die Hütte dem Palast, das Strohlager dem Eiderdunenbett vorziehen, alle diese Charaktere, existiren sie denn noch so? Wahrhaftig gar nicht, allein wir haben uns an sie einmal auf den Brettern gewöhnt und übertragen selbst von dieser Anschauung wieder auf das Leben. Es sind stereotype Formen, die sogar in ihrem Wortvorrath, in ihrem Gehen und Kommen, sich seit hundert Jahren gleich geblieben sind. Es würde an Wahnsinn grenzen, wollte man das Gesagte so verstehen, als solle das Theater diese Figuren verbannen, als sei es nicht eine ewige Nothwendigkeit, aus welcher immerfort wieder alle jene Verhältnisse hervorgehen, die schon das Griechische Lustspiel zu seinen Angelpuncten machte. Gewiß wird es immer schlechte Väter, schwache Mütter, ungerathene Kinder, gewissenlose Beamte, naseweise Diener, so Gott will, auch schwärmerisch Liebende u. s. w. geben. Dagegen ist also

nichts zu sagen, daß solche Urverhältnisse uns durch das Drama immer von Neuem vorgeführt werden. Allein gegen das Wie ist zu polemisiren, gegen die Nüchternheit, Erfindungslosigkeit dieser Typen, gegen die Unwahrheit dieser sein sollenden Wirklichkeit. Man betrachte einmal Raupach, Karl Blum, Weißenthurn, Holtei, Birch-Pfeiffer, Töpfer, Bauernfeld, Mand, Amalie v. Sachsen u. A., ob wohl ein Motiv, ein Charakter, eine Wendung in ihren Stücken ist, welche nicht bei Iffland und Kotzebue schon zur schärfsten Ausprägung gekommen wären, wobei man sich nur nicht dadurch irren lassen muß, daß, wie oben angedeutet worden, oft Elemente des idealen Drama's eingewoben sind oder dadurch, daß von den Tagessitten, von der Tagescultur, von den gerade umlaufenden Bonmots, von Aufsehn machenden Tagesereignissen ein materieller Einschlag hineingenommen wird. Unter diesem Neuesten ist doch das Alte verborgen. Diese nur stoffartige Novität bleibt äußerlich und reicht nicht in die Tiefe. Ich will ein paar Beispiele anführen. Es wurde ein Stück in Berlin gegeben: Schwärmerei nach der Mode und dasselbe von den Journalen in eine solche Beleuchtung gestellt, als wenn unsere jetzigen religiösen Verirrungen der Gegenstand seien. Ich war sehr begierig, es zu sehen, als es bei uns zur Aufführ-

rung kam. Aber wie ward ich enttäuscht! Auch nichts, als ein geld- und lustsüchtiger gemeiner Frömmler erschien in dem Dr. Reckum, der eine junge, schöne und reiche Gräfin ganz zu beherrschen weiß, bis die plötzlich in ihr entstehende Liebe zu einem kecken Reisenden, der in ihren Park eindringt, ihre Kunstsammlungen besieht und ihre Bekanntschaft macht, ihr das Widrige, Absichtsvolle des Quasitartüffe's enthüllt und sie ihn deshalb ihres Dienstes entläßt. Und zum leidigen Ueberfluß war nun auch der Reisende nicht nur ein Baron, sondern es war auch der von der Familie für sie gewünschte Mann, also eine Heirath, durch welche die conventionellen und materiellen Interessen gewahrt bleiben u. s. w. Wahrlich, es war dem Publicum zu viel zugemuthet, in einem schwarzen Frack und gescheiteltem Haar, in einer devoten Fratze und einem Ragout von biblischen Redensarten schon ein Abbild der eigenthümlichen Gestalt zu sehen, welche die Frömmelei bei uns gegenwärtig annimmt. Nur die äußerste Oberfläche, nur allbekannte, triviale Wendungen erschienen hier. Von Studium der Wirklichkeit, die uns natürlich die Tartüffe ganz anders liefert, als sie zur Zeit Ludwigs XIV. waren, von Neuheit der Situationen, von Erkenntniß der Selbsttäuschungen, die bei Frömmlern das tiefste Grundwasser ausmachen u. s. w., davon war

gar nicht die Rede. Von Kühnheit der Conception vollends gar nicht, sondern Alles bewegte sich in einem sanften, gefahrlosen Gleise. Ganz ähnlich ist es mit Raupach's Lebensmüden bestellt. Da auf dem Zettel auch der Name Stieglitz vorkam, so glaubte ich ganz gewiß, das Stück würde die gigantischen Verirrungen unserer modernen, unserer Deutschen Blasirtheit mit wenigstens so viel Spott durchhecheln, als Raupach früher im Till und noch im Schelle gezeigt hatte. Aber wie hatte ich mich verrechnet! Statt uns Charaktere vorzuführen, die, von Widersprüchen gequält, durch neue Widersprüche eine Erlösung suchen; die, lebensmüde, zu freiwilligen Eremiten, Europamüde, zu Auswanderern nach Amerika werden; waren die Lebensmüden nur von den Genüssen der großen Welt momentan Gelangweilte. Es war wieder eine junge Gräfin, welche die Caprice hat, sich bei einem ihrer Pächter als niedliche Bäurin zu geriren, wieder ein Baron oder Graf, der, unter einer ähnlichen Maske, sich in sie verliebt. Es bedarf also auch hier keiner Mißheirath und man wirft nach einigen Wochen ländlichen Vergnügens sich wieder in den aristokratischen haut goût des socialen Hochlebens zurück. Was nun von der Lebensmüdigkeit vorkam, war bloße Phrase, ein reiner Abhub des Journalgeschwätzes, aber in die Cha-

raktere und in die Handlung war von dem wahren jetzigen Wesen dieser Verstimmung nichts übergegangen. Und das ist es, was man tadeln muß. Unsere Frömmelei, unsere Lebensmüdigkeit sind höchst komische Stoffe, das ist wohl für Niemand zweifelhaft. Allein so wohlfeil verkaufen sie sich nicht. Ohne Studium der ganzen Tiefe, der zentnerschweren Bedeutung dieser Rathlosigkeit, Gedankenlosigkeit, der maaßlosen, wenn oft auch feinen Genußsucht und desto grelleren Verzweiflung, aus welcher Frömmelei wie Lebensmüdigkeit entspringt, ohne gründliches Eindringen in diesen Seelenjammer, ist natürlich auch das Komische nicht erkennbar, das mit wahrhaft Aristophanischem Sinne in diesen Zuständen liegt.

Wenn wir nun in dieser ganzen Masse von Trauer- und Lustspielen die größte Gleichartigkeit finden und es nichts ausmachen würde, ob ein erster oder zweiter Liebhaber, ein sorgenvoller Vater, ein kritisch witzelnder Bedienter u. s. f. des einen Verfassers in das Stück eines andern hinüberliefe, so sehen wir allerdings auch eine Reihe von Dichtern, welche einen Fortschritt, welche den Idealismus wollen. Von Körner, Heinr. v. Kleist, Collin, Grillparzer, Zedlitz, Hauch, Otto v. Ravensberg, Moritz Rapp, Marggraf, Halm, Grabbe, Michael Beer und Andern zieht sie

sich durch Platen und Immermann als dem Centrum bis zu George Büchner, Wiese; Klein, Hebbel und Gutzkow hin. Diese Autoren wollten und wollen das Höchste, haben aber die Erfahrung hinter sich, daß der Idealismus der Poesie für die Bühne sich zu Fleisch und Blut verdichten müsse, wenn es nicht bei blos gelesenen Dramen sein Bewenden haben soll. Sie wollen auch für das Theater wirken. Ihre Gestalten sollen hinter dem Schein der Lampen nicht zerfließen. Lyrischer Erguß und philosophirende Reflexion sollen beschränkt und in den Strom der Handlung niedergezogen werden. Aber der Zwiespalt zwischen der idealen Tendenz und der realen Leibhaftigkeit, die das Theater verlangt, verdirbt ihnen die Einheit der Composition, den Fluß der Rede, die Kraft der Charaktere. Ihre Werke machen den Eindruck eines großartig und schön angelegten Baues, in welchem aber aus Mangel an Mitteln Marmor mit Holz wechselt und die verschiedenen Theile wie Zwerg und Riese in ungleicher Ausführung gegen einander abstechen. An poetischer Kraft, an Schwung der Phantasie stehen wir gewiß keiner Nation nach. Es fehlt uns aber zu ihrer dramatischen Beherrschung ein Nationaltheater in dem Sinne, wie die Romanischen Völker es haben. Daher greifen unsere Dichter experimentirend umher, suchen oft umsonst

nach engerer Verbindung mit einem Theater und verfallen in Unmöglichkeiten. Grabbe genirte sich daher nicht, in manchen Dramen die Aufführbarkeit zu verspotten, indem er z. B. in den hundert Tagen ganze Regimenter vorbeidefiliren, niederhauen läßt u. s. w. Andere aber, wie Gutzkow, Halm, geben der Bühne wieder zu viel nach und beengen dadurch den poetischen Genius. Man fühlt bei ihnen die Reflexion auf die scenische Darstellung zu schneidend durch. Das Eklektische dieser Schriftsteller besteht besonders in der Nachahmung von Vorbildern des classischen Theaters sowohl der Deutschen als der Ausländer. Sie erinnern zu sehr bald an Calderon, bald an Schakespeare, bald an Göthe, bald an Schiller, wodurch für die Anschauung eine fatale Zwiespältigkeit des Alten, schon Bekannten und des Neuen entsteht, das sich gern hervorbringen möchte, aber noch nicht zur Reife selbstständiger Geburt gelangte.

Ein zweiter durchgreifender Grund zur Beengung des heutigen Theaters liegt darin, daß gegenwärtig die Thätigkeit der Phantasie zu sehr in eine äußerliche Zersplitterung, in eine wüste Unruhe hineingerissen ist. Wir haben uns durch die außerordentliche Steigerung der materiellen Interessen, durch die Leichtigkeit, mit welcher die vervielfältigenden Künste in Steindruck und Holz-

schnitt unserem Trieb nach bildlicher Anschauung entgegenkommen, durch die immer größer werdende Gewohnheit des Reisens in eine gewisse Trägheit der Phantasie fallen lassen, welche dem Theater keineswegs vortheilhaft ist. Wir haben verlernt, dem Dichter nachzuschaffen, seine absichtlichen Lücken auszufüllen, aus bloßen Andeutungen selbst die nothwendigen Folgen zu ziehen und seinen leisen Winken zu gehorsamen. Daher muß er jetzt mit stärkeren Farben malen, muß einer gewissen Breite sich ergeben, um uns nur sichtbar zu werden. Er muß Sorge tragen, daß er uns in seinen Werken bequem sei. Ueberladen mit Stoffen, gepreßt von flüchtig aufgerafften Bildern, zerstreut von äußerlichen Beziehungen, mangelt uns die ruhige Innerlichkeit, eine dramatische Entwickelung mit consequenter Hingebung zu reproduciren. Sobald der Vorhang in die Höhe rollt, erwarten wir, durch eine scenische Gewaltthat gleichsam gepackt, gefesselt zu werden. Das Allmälige, still Werdende, Feinsinnige ist nicht unser Geschmack. Schnell wollen wir in das Verständniß der Handlung versetzt und durch lebhafte Anschauungen überrascht werden. Diese Geschäftigkeit der Phantasie im Sinnlichen, Aeußerlichen ist der Grund, weshalb auf die möglichst naturgetreue Ausstattung der Scenerie und möglichst prunkvolle Beschaffung der

Garderobe ein so großer Nachdruck gelegt wird. Da z. B. die alte Hauptkirche von Paris so vielen Zuschauern jetzt theils durch Reisen aus eigenem Aufenthalt in Paris, theils durch Bilder und glänzende Beschreibungen genau genug bekannt ist, so würde es Anstoß erregen, für Nôtre Dame, wenn sie in einem Stück, wie der Glöckner von Nôtre Dame, vorkommt, nur eine Kirche überhaupt zu setzen. Jeder Zuschauer würde sogleich die Nase rümpfen und seine Sachkunde gegen solche Zumuthung geltend machen. Es bleibt deswegen der Theaterdirection nichts übrig, als Nôtre Dame malen zu lassen und da dies Geld kostet, ist es ihr nicht zu verdenken, dem Publicum auf dem Anschlagzettel die neue Decoration zu empfehlen. Aehnlich verhält es sich mit der Garderobe und es würde jetzt unmöglich sein, Glucks Alceste, Iphigenie u. s. w. anders, als in wirklich Griechischem Costüm aufzuführen. Außer in diesem Materialismus zeigt sich der Mangel an mitarbeitender Innigkeit der Phantasie besonders in der melodramatischen Behandlungsart des Drama's, welche große Contraste, weitläufige das Auge beschäftigende Tableaux erfordert und wozu deshalb die Revolutionsperiode Frankreichs, die Geschichte Napoleons, durch ihre grellen Extreme sich vorzüglich eignet. In einem solchen Stück wie Marat's Tod, der Wagen

des Emigranten, drei Tage aus dem Leben eines Spielers u. s. w. kommt man aus den forfaits, aus der Spannung des Ungeheuern, bald Ueber= bald Untermenschlichen nicht heraus. Wir werden eben so außer uns versetzt, wie wenn wir einer Execution oder Cadaversection zusehen. Alle aus der Französischen Geschichte entnommenen Melodramen, auch wenn sie ältern Perioden derselben angehören, wie la masque de fer, la chambre ardente, Auffenberg's Ludwig XI. in Peronne u. s. f., gehören eben dadurch zu unsern besten Theaterstücken und sind in der That viel mehr werth, als die Mattigkeit des gewöhnlichen Lustspiels, als die gähnende Sentimentalität des bürgerlichen Trauerspiels. — Von dem Melodrama ist nur noch ein Schritt bis zum Ballet. Das Ballet ist ein ganz nothwendiges Moment der theatralischen Totalität. Es hilft nichts, gegen dasselbe zu predigen. Es wird immer wieder kommen, denn es ist die lebendige Plastik, die sich darin genugthut, die Schönheit der gottgeschaffenen menschlichen Gestalt in ihrer Bewegung. Dagegen freilich muß gekämpft werden, diese Schönheit fast lediglich in eine halb obscöne Attitüde, in polizeilich erlaubte Nuditäten, in ein böckisches Springen und lüsternes Gruppiren zu setzen. Die Polemik gegen diese Ausartung ist zugleich eine Apologetik der

wahren Schönheit der Bewegung. Das Ballet hat aber vorzugsweise diesen sinnlichen Charakter angenommen. Es ist zwar versucht worden, durch Aufnahme charakteristischer Nationaltänze ein anderes Element hineinzubringen, aber es ist dies noch wenig gelungen. Oder man hat angeordnet, daß, die entzündliche Lust zu dämpfen, die Tänzer, wie in Neapel, mit dunkelvioletten, wie jetzt in München, mit dunkelblauen Tricots auftreten müssen. Das Ballet hat sich zu sehr isolirt und ist dadurch eben in Verfall gerathen. Wir haben hier in Königsberg die lächerlich wehmüthige Thatsache gehabt, daß zwei Tänzerinnen, ein Tänzer und einige Kinder einen Winter hindurch als Ballet figurirten und daß, trotz der Aermlichkeit der ganzen Erscheinung, trotz ihrer Abgeschnittenheit, indem sie überall nach Gutdünken eingefügt wurde, dennoch für die rohe Menge ein Köder darin lag. In Berlin dagegen war vor mehren Jahren das Ballet zu einer Höhe gelangt, welche alle andern Bühnenleistungen zu absorbiren drohte. Für die Phantasie bot es einen Reiz, der feenhaft war. Ich sah z. B. ein Ballet, die Seeräuber, das mehre Stunden füllte und dessen Kosten auf 15,000 Thaler veranschlagt wurden. Hier erschien ein buntes malerisches Piratengesindel, ein Harem mit den üppigsten Schönheiten, welche einen Pascha durch ihre verführeri-

schen Stellungen und Tänze ergötzten; hier erschien endlich eine Flotte von Seeschiffen, die den Hafen von Koron beschoß und deren Feuer von den Batterien der Festung lebhaft erwidert ward, bis es zum Handgemenge am Ufer kam und die Illusion, eine Schlacht vor sich zu sehen, mit dem Geruch des Pulverdampfs und dem Mordgewühl der Kämpfenden die äußerste Spitze erreichte. In diesem Ballet kam auch eine Scene vor, welche die Attitüden des Raubes der Sabinnerinnen in der wildesten Potenzirung darstellte, indem die Seeräuber auf Wendeltreppen in den Harem hinaufdrangen und die sich sträubenden Weiber mit aufgelösten Haaren und flatternden Gewändern in ihren musculösen Armen herunterschleppten. Dieser Orientalismus der Phantasie wucherte zu eben der Zeit, als fromme Zeitungen in Berlin die Emancipation des Fleisches bekämpften, jedoch mit diesen theatralischen Thatsachen, ein so großes und andächtiges Publicum sie auch versammelten, damals wohl unbekannt sein mußten, da sie ihre Polemik nur gegen Schriftsteller richteten und erst im Herbst 1840 in merkwürdigem Tadel sich darüber ergingen. Man kann sich vorstellen, daß die Phantasie, wenn sie aus solchem bunten Gewirr in sich zurückkehrt, eine gewisse Erschlaffung empfinden muß, die der Auffassung wahrhaft idealer Compositionen und ihres geisterfüllten, gedan-

kenbeseelten Inhalts nicht günstig sein kann. Nur eine neue heftige Erschütterung facht das Feuer wieder an.

Diese äußerliche, sinnliche Unruhe der Phantasie, die immer nach Neuem, nach Frapantem hungert, hat aber ihren tieferen Grund in der allgemeinen *spektischen* Stimmung unserer Zeit überhaupt. Umwälzungen des Geistes sind zwar dem Drama günstig, wenn sie die Vollbringung großer Thaten in sich schließen, die von hervorstechenden Charakteren getragen werden. Unsere Zeit aber ist die einer langsam sich fortwühlenden Bewegung; die sich bei großer materieller Regsamkeit mehr ins Denken und Empfinden als in das Handeln wirft. Wir haben daher auf der einen Seite eine unendlich ausgearbeitete Reflexion, die so vielköpfig ist, daß kaum die tiefste Speculation Herr darüber zu werden hoffen darf, die oft, wie jene Hexe, all' ihre eigenen Glieder, zuletzt den Magen selbst verschlingt; auf der andern Seite haben wir eine Lyrik, die bald schüchterner, bald freier, der Zeit ihr: Wer da? zuruft. *Pfizer*, *Rückert*, *Freiligrath*, *Hoffmann*, *Herwegh*, *Prutz* und Andere erfreuen sich einer größeren Theilnahme, als unsere Dramatiker. Diese sind auf die *Entschiedenheit* angewiesen. Sie können in der Handlung nicht ohne festen Ausgangs- und Endpunct sein; aber was sollen

sie nun schildern? Der politische wie religiöse Absolutismus findet bei uns so wenig Anklang als der Sansculottismus. Beide verabscheut man als eine Barbarei. Zwischen diesen Extremen, deren blutiges Grab die Französische Revolution war, liegt unstreitig unser Heil. Allein hier eben thun sich so viel zersplitternde Schattirungen des politischen und kirchlichen Glaubensbekenntnisses auf, daß der Dichter in Verlegenheit geräth, wie er sich des Meinungskampfes bemächtigen, wie er compacte Gestalten aus seinem Chaos herausschaffen soll. In Frankreich ist der Dichter darin glücklicher, weil er sich nicht die Zumuthung macht, die der Deutsche vermöge seines Idealismus an sich stellt, über den Parteien zu stehen, vielmehr getrost sich der Einseitigkeit einer Partei in die Arme wirft und nur diese zu befriedigen sucht. Der Französische Dramatiker kann daher auf ein bestimmtes Publicum rechnen, während der Deutsche sich nur eines sehr getheilten, bedingten Beifalls zu gewärtigen hat. Als der Proceß der Aprilangeklagten im Frühjahr 1840 schwebte, wurde in dem Theater Porte St. Martin zu Paris ein Melodrama Abend vor Abend gegeben, le pacte de famine, worin der eigentliche Sinn der war, daß das Volk nicht voreilig losbrechen, sondern die rechte Zeit zur Revolution abwarten solle, um seine ganze Kraft beisam-

men zu haben und eines zweifellosen Erfolges gewiß zu sein. Eine Anekdote aus der Revolutionszeit, die Geschichte eines Bastillegefangenen, war die Hülle, worin diese Sentenz sich einkleidete. Alle den Aprilgefangenen befreundete ouvriers, alle Verwandte derselben, alle Anhänger geheimer Gesellschaften, alle radicalen Journalisten waren täglich im Theater und begleiteten jeden Ruck der Handlung, jedes extreme Pathos mit den lebhaftesten Aeußerungen. Die Polizei ließ das Stück einige dreißigmal aufführen, denn so schneidend darin die Reflexion, so bedenklich die Sympathie der ouvriers war, so wußte sie doch zu gut, daß diese theatralische Befriedigung ein vortreffliches Ableitungsmittel für die gährende Leidenschaft sei. Und überdem mußte ihr die Richtung des Stücks, daß das Volk noch nicht reif sei, daß es noch zurückhalten solle, den Kampf zu wagen, ganz wohl gefallen. Endlich war der eigentliche Held des Drama's nicht etwa ein ouvrier, sondern ein edler Aristokrat, der, tief-eingeweiht in die herrsüchtigen Pläne seiner Standesgenossen, sie durch einen Vertrag zu Gunsten des Volkes über die Kornpreise zu täuschen weiß. Als sie ihre Ueberlistung entdecken, werfen sie ihn in die Bastille. Das Volk aber stürmt diese und befreit jubelnd seinen Wohlthäter. Ein solches Drama würde in Deutschland glücklicher-

weise unmöglich sein und hiervon ist, ich kann es nicht anders nennen, die Skepsis des nach allen Seiten hin gewendeten Idealismus die Ursache, welche die Schärfe der Parteilichkeit scheuet. Ich glaube jedoch, daß wir auch hier unerwartet mit Producten werden beschenkt werden, wie sie uns auf dem Gebiet des Romans durch Immermann's Münchhausen zu Theil geworden sind. Nicht der Mund der Päpste und Kaiser des Hohenstaufencyklus, nicht die prachtvollen Antithesen von Staat und Kirche, sondern der schlichte Mund eines Dorfschulzen und die geschichtliche Kraft eines volksthümlichen Lebens, einer stammthümlichen Sitte werden uns ohne partheiische Gereiztheit, ohne convulsivische Rhetorik, die ihre Kraftworte zur Aufreizung der Masse abschnellt, vielleicht auch auf der Bühne die Geheimnisse der merkwürdigen Krisis offenbaren, deren Mitgenossen zu sein wir den Fluch wie den Segen haben. Dies will ich natürlich nicht so verstanden wissen, als solle ein Theaterregisseur uns die sinnige Naivetät und ächt Germanische Manneshoheit des Westphälischen Schulzen, wie man es nennt, in Scene setzen!

Hier ist wohl die richtige Stelle, die Herrschaft zu erläutern, welche das Französische Theater über das unsrige übt. Von der Spanischen Bühne haben wir nur aus ihrer vorfran-

zösischen, classischen Periode einige Stücke in unser Repertorium aufgenommen, wie Calderon's das Leben ein Traum, Moreto's Donna Diana. Eben so aus der Englischen Bühne diejenigen der Shakespearschen Tragödien, welche die Entzweiung des Familiengeistes von der heimlichen Liebe bis zur systematischen Verwüstung eines Thrones halber schildern, Romeo und Julie, Othello, Hamlet, Lear, Macbeth, Richard III. Außerdem ist es fast nur der Kaufmann von Venedig und sehr verändert the taming of the shrew, die bei uns aufgeführt werden. Von Johnsons, von Beaumonts und Fletchers Stücken haben wir nichts auf unsern Brettern. Aus der nachpuritanischen Periode Einiges von der Miß Centlivre z. B. Plumper oder das Eichhörnchen im Kamin, von Cumberland den Juden Schewa und noch einige meist sehr verarbeitete Possen und Schauspiele, von denen Scenen aus Kean's Leben die neueste Erwerbung ist. Von den Italienern haben wir wohl Opern genug aufgenommen von Cherubini, Rossini, Bellini, Donizetti u. s. w. aber sonst nur sehr wenige Lustspiele, z. B. Goldoni's Diener zweier Herrn. Dies liegt darin, weil wir der Basis der nationalen Masken ermangeln, die noch immer das Wesen der Italienischen Komödie durchdringen, uns folglich das Eigenthümliche des Italienischen Humors aus Mangel

an Kenntniß seiner Voraussetzungen nicht so leicht aneignen können. Wenn z. B. im Diener zweier Herrn die Gefräßigkeit des Burschen colossale Mundsperren erzeugt, wenn es Püffe und Tritte regnet, so können wir bei uns beobachten, wie nur die Kinder recht herzlich darüber lachen, die Erwachsenen dagegen ihre Lachanwandlung bekämpfen, als verrathe es zu wenig ästhetische Bildung, durch ein solches Gesichterschneiden und Prügelthum sich in Affect setzen zu lassen. Sie ignoriren gleichsam diese, wie es ihnen scheint, zu ordinaire Mimik. Sie messen den Werth des Schauspielers zu sehr nach den schönen Worten, die er ihnen sagt, nicht nach dem, was er ganz stumm außerdem thut. Sie bedenken nicht, daß auch das sogenannte niedrig Komische mit seinen burlesken Lazzi's der Aesthetik gerade so viel werth ist, als die feinen, katzenhaften Maliçen des sogenannten hoch Komischen. Von der Tragödie der Italiener haben wir, so viel ich weiß, in unser dermaliges Repertoire gar nichts aufgenommen, weil sie, wie schon oben bemerkt, nicht nur bei Alfieri, sondern auch bei Silvio Pellico, nur eine Fortsetzung der Französischen ist.

Nun ist es merkwürdig, zu sehen, wie wir von der älteren Französischen Bühne so gut als gar nichts mehr auf unserem heutigen Theater haben, die einzige von Schiller bearbeitete Phädra

des Racine, Molière's von Zschokke bearbeiteten Geizigen und Tartüffe ausgenommen. Mit Racine's Athalie wurde in Berlin neuerdings ein Versuch gemacht, der jedoch sich nicht belohnte. Von Corneille, von Voltaire kommt bei uns nichts zur Aufführung. Aber wie fluthet das neueste Theater der Franzosen rastlos zu uns herüber! Nicht nur Dramen, die auf den Rang von Kunstwerken Anspruch machen, von Victor Hugo, wie Hernani, Lucrezia Borgia, der Tyrann von Padua, von Delavigne, von Dúmas; nicht nur Melodramen und Opern, sondern sogar Lustspiele und Vaudeville wandern zu uns herüber, ja, was das Verwundersamste, die letzteren beiden Gattungen in ungeheueren Massen. So sehr sind wir an diese Erscheinung gewöhnt, daß es vielleicht auffällt, wenn ich mich darüber verwundere. Aber soll man es nicht? Wir müssen bedenken, daß das Französische Lustspiel und Vaudeville gänz und gar auf den augenblicklichen Interessen und Stimmungen der Französischen Welt, d. h. von Paris, erbauet ist, wie soll es nun möglich sein, anderwärts diese in der That localen Anspielungen, die in Frankreich jedoch, weil Paris sein absoluter Repräsentant ist, zugleich nationale sind, zu verstehen, zu genießen, namentlich bei dem Vaudeville, diesem arielhaften flüchtigen Gebilde, das sich an

alle Phasen des socialen Lebens chamäleontisch anschmiegt? Und wir nehmen diese unter einer so prägnanten Bedingtheit entstehenden Dramen nicht nur bei uns auf, sondern wir lassen sie uns im Durchschnitt in den scheußlichsten Uebersetzungen gefallen, die von Sprachfehlern, von Queersinn, von Unrichtigkeiten, Sinnlosigkeiten wimmeln, die uns den perlenden Dialog in Holzhackermanier zerstücken. Der Beisatz auf dem Titel: aus dem Französischen, macht Alles gut. Diesem ungestümen Drange, uns der Französischen Bühne der Gegenwart sogleich zu bemächtigen, muß etwas Tieferes, als bloße Zerstreuungssucht, als bloße Armuth an eigenen Productionen zu Grunde liegen. Die letztere Meinung würde schon dadurch sich widerlegen, daß allein das Wiener Lust- und Singspiel einen ungeheuern, in Norddeutschland nur zum Theil gekannten Reichthum besitzt und daß diese Stücke in der That weder in der Composition noch in der Ausführung, am wenigsten im Witz und im Musikalischen, vor den Französischen sich zu schämen haben. Es muß also eine Sympathie der Nation sein, welche diesen Zauber bewirkt und diese Sympathie muß wiederum durch den Gegensatz bewirkt werden, den die Franzosen und Deutschen zu einander machen, den sie aber auch zu versöhnen trachten. Die Zeit des Hasses ist für beide

Völker vorüber. Sie sagen es sich zwar oft noch sehr nachdrücklich, daß sie höchst unabhängig von einander seien und sich, ihre Selbstständigkeit zu wahren, einander sogleich mit allen Mordinstrumenten der modernsten Kriegführung todtschlagen würden. Herr Becker hat diesen Trotz der Nationalität den Franzosen und Herr Alfred de Müsset den Deutschen erst neuerdings zugesungen. Allein viel mehr als auf den Krieg sind sie auf den Frieden mit einander gestellt und wir haben das merkwürdige Schauspiel erlebt, daß eine Armee von 600,000 Mann, die vor Schlachtenruhm zu brennen schien, nach einigen Monaten wieder in die friedlichste Stimmung zurückging, daß Rüstungen, die allem menschlichen Urtheil nach, in einen kriegerischen Ausbruch endigen mußten, ruhig wieder zurückgenommen werden konnten. Der Deutsche hat an dem Franzosen Alles, was ihm fehlt, äußerliche Glätte, gesellige Vielseitigkeit, persönliche Unbefangenheit gepaart mit großem persönlichen Selbstgefühl, Nationalbewußtsein, Oeffentlichkeit des Lebens, Raschheit der That. Umgekehrt hat der Franzose an dem Deutschen die Innigkeit des Gefühls, die Nachhaltigkeit der Bildung, die Humanität des Bewußtseins, die Universalität des Lebens und Strebens, die Reife der Handlung. Aber eben weil nun der Deutsche der universellere ist, weil

ihn kein Nationaldünkel hemmt, so ist er der geschäftigere, sich das Französische Element anzueignen. Der Franzose läßt sich zu seinem Unterricht bequem den Deutschen nach Paris kommen, der Deutsche aber lernt nicht nur schon in den Schulen Französisch, oder schon von einer bonne, einer Gouvernante im Schooß der Familie, er setzt sogar ein point d'honneur darin, das Französische ohne Deutschen Accent zu sprechen und eine Parisisch geschulte Conversation zu führen. Er liest die Französischen Classiker so gut, als die seinigen; er greift im Kaffehause eher zum Courier français, zum Journal des débats, als zur heimischen Zeitung; er bekümmert sich genau um die modische Terminologie, denn daß er im Anzug nach der Pariser Mode verfährt, versteht sich von selbst; er würde sich in den Straßen von Paris ziemlich zurechtfinden, wenn er plötzlich dahin versetzt würde, denn durch das Studium der Französischen Revolutionsgeschichte und durch Zeitungen, Reisebeschreibungen ist er mit diesem welthistorischen Local so genau wie mit dem Römischen aus der Schulzeit bekannt. Sagen zu können, auch er sei in Paris gewesen, gehört zum größten Stolz des Deutschen. Dresden, Berlin u. s. w. ist nichts, aber Paris, Paris! Diese Nothwendigkeit des Deutschen, an dem Franzosen seinen bald bewunderten, bald wegen

seiner Frivolität verachteten, wegen seiner Ungründlichkeit bemitleideten Doppelgänger zu haben, muß man erwägen, um einzusehen, daß die Eile, das Neueste des Französischen Repertoirs sofort dem unsrigen einzuverleiben, nicht eine vereinzelt stehende Thatsache ist. Wir erklären uns daraus auch die Allgemeinheit des Verständnisses, deren die Französischen Dramen sich bei uns wirklich erfreuen. Es sind nicht nur die sogenannten höheren Stände, nicht nur die gebildeten Mittelclassen, welche dasselbe besitzen, sondern selbst das gemeine Volk. Die Kriege unseres Jahrhundert's haben ihm viel Geographie und Historie beigebracht und überdem hat es ja an den Gebildeten, an den Vornehmen fortwährend nichts als den Französischen Ton vor sich, muß also mit ihm bis auf einen gewissen Grad vertraut sein. Es kommen allerdings oft seltsame Quid pro quo auf dem Theater bei Bearbeitung Französischer Stücke vor, allein das Volk legt sich die Sache zurecht und läßt sich durch den Kummer nicht stören, daß man nur aus dem Original zur letzten Erkenntniß durchdringen könne. Töpfer übersetzte gamin de Paris mit: Pariser Taugenichts. Man hat dies lebhaft getadelt. Sollte er aber das Wort gamin auf dem Titel lassen, so hätte nicht nur die Unschuld der Gallerie, sondern auch wohl mancher Doctor der Philosophie

nicht sogleich gewußt, was denn ein gamin sei. Er schrieb daher Taugenichts. Statt des Gamins, der ein specifischer Typus der Pariser Bevölkerung seit der letzten Revolution ist, setzte er mit diesem Wort eine Realdefinition, in der das Richtige lag, daß das Volk sich für einen Taugenichts interessirt, weil es ein verwogenes Subject dahinter vermuthet. Straßenjunge wäre für den gamin wieder zu gemein gewesen. Taugenichts aber sagt man auch wohl scherzhaft. So haben wir denn auf unserem hiesigen Theater erlebt, daß der Pariser Taugenichts zwei Winter hindurch gewiß so oft als der Auber'sche Maskenball aufgeführt wurde, d. h. alle vierzehn Tage wenigstens einmal. So sehr war er ein Liebling des Publicums geworden und die Gallerie besonders hing nicht nur dem wilden gutherzigen Burschen, der seine besten Kleider ohne Rücksicht zerreißt, aber im Leichtsinn das Herz am rechten Fleck hat, mit Zärtlichkeit an, sondern verehrte vorzüglich den alten Napoleonischen Obristen mit leidenschaftlicher Hingebung.

Selbst auf die Oper erstreckt sich der Französische Einfluß. Ich mag nicht die so oft dagewesene Auseinandersetzung wiederholen, weshalb die Oper in unserer Zeit dem recitirenden Drama einen so großen Abbruch hat thun müssen. Hier irren wir uns nicht. Man kann parodirend die Tieck'schen Verse daran wenden:

Oper spricht in tiefen Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu ferne,
Nur in Tönen mag sie gerne
Alles, was sie will, verschönen.

Aber ich bemerke, daß seit zehn Jahren von allen Opern nur zwei, auch bei uns hier in Königsberg, zu einer wahrhaft populären Geltung gelangt sind. Dies sind die Stumme von Portici und der Maskenball. Alle andern Opern, auch die übrigen Auber'schen, haben mehr die Kunstkenner beschäftigt, sind aber nicht so in das Volk eingedrungen. Robert der Teufel und die Huguenotten, diese Riesenaggregate kleiner Meisterstücke, Bellini's Romeo und Julie, Adams Postillion von Lonjumeau und Brauer von Preston, Donizetti's Anna Boleyn u. s. w. haben das Publicum lebhaft beschäftigt und namentlich hat Romeo und Julie alle Herzen entzückt — aber eine solche Liebe, wie jene Opern, haben sie doch nicht erlangt. Unstreitig ist es das dramatische Leben der Handlung, das Melodische der Composition, was sie so eingeschmeichelt hat, aber gewiß nicht dies allein, sondern der Umstand, daß sie die Empfindungen der Masse angesprochen haben; die Seele ihrer Musik wohnt in den Chören. In mehren Deutschen Residenzen wurden deshalb diese Opern auch verboten, obwohl diese Maaßregel gewiß unnöthig war, da die Theilnahme an

dem politischen Element derselben bei uns in der That nur poetisch ist. In der einen wird vom Volk ein Fischer auf den Thron erhoben, geht aber im Wahnsinn unter; in der andern fällt ein König als Opfer einer Verschwörung; in beiden ist daher ein fatalistischer Ton, der in der ersteren zum lauten Sturm des Straßentumultes anschwillt, in der zweiten mit dumpfem, drohenden Gemurr der Verschworenen in den Zimmern der Paläste grauenvoll umherwogt. Dort sehen wir das Volk gegen die Regierung, hier die Aristokratie gegen den Monarchen gerichtet. Die Behandlung dieser Elemente ist aber wahrhaftig weder Neapolitanisch, noch Schwedisch, sondern von Scribe, der bald Lope de Vega an Fruchtbarkeit übersiegt haben wird, ächt Französisch. Nur in Frankreich, wo das Factionswesen an der Tagesordnung, wo eine Dynastie zweimal verjagt, wo ein Lieutenant zum Kaiser erhoben wurde, ist so etwas möglich.

Blicken wir nun zurück, so ist nach dem Gesagten der Zustand unseres jetzigen Theaters nichts weniger als erfreulich. Eklekticismus, stereotype Charaktere und Wendungen, Erstarrung der Phantasie, Richtung derselben auf das Aeußerliche, Sinnliche, der Skepticismus der Zeit, die Verwirrung der Meinungen, Herrschaft des Französischen Repertoirs im unsrigen, Einseitigkeit der

Operntendenz, alle diese Thatsachen verbinden sich, um unsere dramatische Productivität herabzudrücken. In Folge der Erkenntniß solcher Nullität hat man mit dem größten Wohlmeinen, mit dem redlichsten Eifer von einzelnen Puncten aus eine Belebung des Theaters versucht. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß vereinzelte Bemühungen völlig unausreichend sind, wo es sich um ein nationales Streben handelt; alle diese an sich nicht verwerflichen Rettungsexperimente müssen erst wieder von einer größeren Einheit erfaßt und organisirt werden. Ich werde die vornehmsten derselben aufführen, weil man daraus ersehen kann, daß sie alle wesentlichen Momente, auf die es beim Theater ankommt, durchlaufen. Diese wesentlichen Puncte sind das Drama, seine Darstellungen und die Kritik.

Man hat also 1) das Drama heben wollen und hat deshalb Preise ausgesetzt; dies ist sowohl von Privaten z. B. Herrn von Cotta für Lewalds Theaterrevue, als von Hofbühnen z. B. in diesem Augenblick von der Preußischen geschehen. Merkwürdig ist es, daß diese Preisdramen immer nur Lustspiele sein sollen. Es liegt dieser Forderung vielleicht der richtige Tact zu Grunde, daß das Lustspiel der rechte Sittenspiegel einer Zeit, daß es mehr geselliger Natur ist, daher auch eher zu einem bestimmten Termin geliefert werden kann,

als das Trauerspiel, dessen Ernst mehr das Werk einer einsamen Schöpfung sein muß. Ich brauche aber nicht erst zu sagen, daß wir auf diesem Wege öffentlicher Concurrenz nichts als ein paar schon wieder vergessene Stücke erlangt haben.

Man hat 2) die theatralische Darstellung zu heben gesucht. Dies ist im ausgedehntesten Umfang ein Jahr hindurch in Düsseldorf unter Immermann's Leitung geschehen. Es zeigte sich hier in den glänzendsten Resultaten, daß unsere Schauspieler an sich nicht schlechter sind, als sie es sonst waren. Allein der ewige Rollenwechsel, der Mißbrauch des Gedächtnisses, die Unlust, womit ein Schauspieler an eine Arbeit gehen muß, deren Mühe nur einen einzigen Abend füllt, in welcher er es nie zur Vollendung bringen kann, die Hoffnungslosigkeit, durch häufige Wiederholung sich jemals mit einer Rolle identificiren zu können, muß den heutigen Schauspieler zur Verzweiflung bringen, so daß er auf die Idealität des Spiels resignirt und mit sich als bloßem Routinier zufrieden wird. Namentlich bedarf der Komiker nicht nur eines engen Verwachsens mit seinen Rollen, das er lediglich durch häufige Reproduction erwerben kann, damit er ohne alles Gedächtnißstocken und mit völliger Vergessenheit der Umgebung spielen könne; er bedarf auch eines längeren Verkehrs mit seinem Publicum, damit

dasselbe die Feinheiten seines Spiels, den leichten Tonwechsel, das Zucken einer Augenbraue, das Knicken eines Beins, das Schlenkern eines Fingers, leicht auffassen könne, Vortheile, die dem Komiker, wenn er wandern und alle sechs Monate anderwärts spielen muß, gänzlich verloren gehen. Immermann beschränkte daher das Repertoire außerordentlich, erweiterte es langsam mit vorsichtiger Bezugnahme auf die vorhandenen Kräfte und suchte den Geschmack durch Wahl classischer Stücke zu heben. Diese Mittel stehen einer jeden Bühne zu Gebot, wäre nicht ein Donnerwort, das den guten Willen zu ihrer Anwendung so oft vernichtete. Dies Wort heißt: die Casse. — Aehnliches als Immermann hier leistete, hoffte man von Seidelmann's Einwirkung als Musterschauspieler und Regisseur. Lewald schrieb eigends eine Brochüre zu diesem Zweck unter dem Titel: Seidelmann und das Deutsche Schauspiel, der jedoch von Stuttgart aus durch Köstlin, genannt Reinhold, lebhaft widersprochen ward. — Eine anderweite Belebung wollte ein kleinerer Deutscher Fürst dadurch bewirken, daß er eine commedia del arte in Vorschlag brachte. Es sollte nur der allgemeine Plan der Stücke angelegt, die Detailausführung aber den Spielenden überlassen werden. Die Schauspieler sollten also selbst zu Dichtern werden und dies Improvisiren das Schlep-

pende, Manierirte, Unnatürliche des gewöhnlichen Spiels aufheben. Aus dieser Reaction des Naturalismus gegen das dramatische Schriftthum und gegen den Mechanismus der Tradition ist gleichfalls nichts geworden. — Noch eine andere Zuflucht nahm man zu dem Gedanken einer Theaterschule, wofür Eduard Devrient und Karl Gutzkow besonders zu interessiren suchten. Die Schauspieler sollten so gut als die Maler, Musiker, Kaufleute, Oekonomen, ihre eigenen Bildungsanstalten haben, wo sie in den Sprachen, vor Allem in der Deutschen, in der Declamation, im Tanz, im Fechten und in der Mimik, in der Geschichte und Poetik unterrichtet würden. Bis jetzt ist auch aus diesen theatralischen Conservatorien nichts geworden und noch weniger aus dem Gedanken, das Volksschauspiel wieder zu erwecken. Die anziehende Beschreibung, welche Lewald von der Passion machte, die zu Mittenwalde im Innthal von einfachen Landleuten mehre Wochen hindurch nach jahrelanger Vorbereitung trefflich ausgeführt ward, gab die Veranlassung dazu. Die Darstellung geschah unter freiem Himmel. Eine steile Alpe bildete den imposanten Hintergrund. Wenn die Jesuiten in der Schweiz noch mehr um sich greifen, wenn sie erst wieder in Baiern, Tyrol, Steyermark eingedrungen sind, so dürfte allerdings die Frage sein, ob sie nicht das geist=

liche Schauspiel, das Mysterium wieder aufnehmen würden, um dem Einfluß der weltlichen Bühne entgegenzuarbeiten.

Endlich 3) hat man von Seiten der Kritik Vieles gethan, einen höheren Zustand des Theaters zu begründen. Nicht nur wird der Besprechung desselben in den Journalen der meiste Raum gewidmet, sondern die Kritik hat auch rühmliche Anstrengungen gemacht, den Autoren eine Tantième von den Bühnen zu verschaffen, um dadurch, wie in Frankreich, die Productionslust zu steigern. Sie hat durch Marggraff und Willkomm für ein Theaterlexikon gesorgt und in dem neuesten eben so geistvollen als kenntnißreichen Werk von Rötscher: Die Kunst der dramatischen Darstellung in ihrem organischen Zusammenhange gewissermaaßen einen einstweiligen Abschluß erreicht.

Es ist ein Gesetz der Geschichte, daß die productiven synthetischen und die kritischen, analytischen Epochen einander ablösen. Aus dem Culminiren der kritischen Epoche in unseren Tagen könnte man daher den Schluß ziehen, daß die productive Wendung nahe vor der Thür stehe. Man könnte sogar auf die Vermuthung kommen, daß unsere dramatische Literatur noch einmal denselben Schritt zu thun im Begriff stehe, den sie im vorigen Jahrhundert that. Damals war es ein Kritiker, Lessing, mit welchem sie nach langen Vorbe=

reitungen in eine neue Bahn eintrat. Man könnte glauben, daß Gutzkow denselben Beruf, die nämliche Stellung habe, den Kritiker mit dem Dichter zu vereinen, ließe sich nicht fürchten, daß er sich den Zwiespalt zwischen dem Ideal und dem bühnengerechten Realismus zu leicht zu machen anfinge. Wenn es ihm gelingt, die ideale Höhe, die er bereits im Nero einnahm, mit der drastischen Spannkraft seines Richard, Werner, Patkul zu vereinigen, so wird an seinen Namen sich einer der merkwürdigsten Uebergänge in unserer Literatur knüpfen. Ein Drama von ihm, König Saul, zeigt uns noch das bunteste Durcheinander von Idealismus und Realismus und die schönsten Situationen erscheinen oft in die Schnürbrust der theatralischen Regelrichtigkeit, des Bühnencomments, der Theatercoups eingeengt, wodurch denn nothwendig die Tiefe des Inhalts nur oberflächlich erfaßt und das Erhabenste oft an den Abgrund der Lächerlichkeit geschoben ist.

Vergessen wir auch nicht, daß wir, so schlecht die Sache steht, doch die Theilnahme für sie und ihren Fortschritt stets lebendig, daß wir immer wackere Vertreter desselben finden; vergessen wir nicht, daß nicht blos Dichter, Schauspieler und Kritiker, daß vielmehr wir Alle das Theater produciren, daß sein Zustand eine gemeinsame Schuld ist; vergessen wir nicht, daß es, auch

in seiner Gesunkenheit, ein Spiegel unserer Zeit ist; vergessen wir endlich nicht, daß die Welt in manchen Dingen fortschreiten kann, während sie in andern zurückbleibt und daß das Theater zwar eine wichtige, allein doch nicht die wichtigste Angelegenheit der Nation ist.

Königsberg hatte früher auf dem Fleck, wo gegenwärtig die neue Altstädtische Kirche erbauet wird, noch ein von den Russen begründetes Theatergebäude, in welchem das kleine Lustspiel, das Conversationsstück, außerdem Taschenspieler, Bauchredner, Marionetten, Declamatoren, eine heitere Zuflucht fanden. Es ist zu bedauern, daß wir dies Haus entbehren. Das eigentliche Theater der Residenz, wie sein stolzer Titel klingt, ist von Außen ungastlich anzuschauen und auch im Innern zunächst nicht sehr erquicklich. Aus einem Vorurtheil der Wohlhabenderen und Gebildeteren unserer Miteinwohner, die Reisen machen und andere Theater besuchen können, ist es oft ganz verödet und bietet dann einen unheimlichen Aufenthalt dar, in welchem Frost, Dunkelheit, Kahlheit der Architektur, der Lichterqualm des Orchesters, Vorhören der heiseren Soufleurstimme eine entsetzliche Stimmung erzeugen können. Hoffen wir, daß auch dies Institut sich von Neuem erhebe, daß es mit dem frischen Aufstreben Preu-

ßens ebenfalls frühlingskräftig fortschreite und, wie wenig es noch den Anschein habe, in seiner winterlich trüben Hülle eine reizende Knospe der menschlichsten Kunst zeitige.

Die Kirchhöfe.

In älteren Zeiten versammelte die kirchliche Gemeinde ihre Todten um sich herum. Der Kirchhof hat eben daher seinen Namen. Man wandelte durch Gräberreihen in die Tempelhallen. Man erinnerte sich beim Gehen und Kommen der Entschlafenen und von manchem moosigen Stein, manchem Kreuz blickte ein lieber Name uns an und aus manchem Baum, der über die Hügel hinschattete, schienen uns traute Stimmen zu rufen. Wenn die Morgensonne die Thauperlen in den Grashalmen der Gräber blitzen machte, wenn ein Schmetterling aus dem Kelch einer Rose in die Luft hinaufschwebte, wie eine Blume, die plötzlich vom Stamm sich gelöst habe, wenn die Kinder so vergnügt zwischen den grünen Wölbungen sich tummelten und nur zuweilen nach dem Kirchenvogt schielten, ob er ihnen nicht das

Handwerk legen würde, „weil die Predigt schon angegangen,“ so konnte man recht Jean Paulisch sentimental werden. Wie oft habe ich als Knabe an solchen Morgen auf dem großen von einer Mauer im Quadrat umgebenen Hofe der St. Jacobskirche in Magdeburg gesessen, was habe ich alles dann geträumt, wenn die Orgel und der Gemeindegesang wie ein alle Räthsel erklärendes und verklärendes Wort erscholl! Wie schön erschien mir die ganze Welt, wie gut und würdig dünkten mich alle Menschen, die zur Kirche aus- und eingingen, wie vertraut kam ich mir im Umgang mit Gott vor, der in diesen Räumen ganz besonders zu Hause sein müsse. Der Todtengräber war mein bester Freund. Ich wohnte allen „Leichen“ bei und half dem Mann und seinen Töchtern die Knochen im Beinhause schichten. Wenn ein neues Grab gemacht wurde, war meine seltsame Neugier immer, ob wir an den Schädelknochen noch Haar finden würden und oft erzählte mir der Todtengräber, indeß er faulende Holzsplitter und Gebeine mit der Erde auswarf, die Geschichte des Todten, der, nach der ihm gesetzlich gelassenen Frist, nun zu Staub geworden war und einem andern Platz machen mußte. Wie wunderbar erschien mir dann die Allmacht Gottes, der diese in Erde verwandelten Leiber, diese Knochen, die ich selbst in's Beinhaus trug, diese Schädel

und Zähne, die ich willkürlich durch einander mischte, doch am jüngsten Tage wieder völlig neu erwecken würde! Und wie freute ich mich daher auf den jüngsten Tag, dies Wunder aller Wunder zu schauen.

Wenn man so an den Mauern der Kirche umher ging, da waren nichts als Begräbnisse; überall starrte hier das Stundenglas, das Gerippe des Freund Hain mit der Hippe; dicke Pausköpfe mit Flügeln sollten die Seelen vorstellen. Auch knieeten auf den Grabsteinen die ehrsamen Ritter und Bürger oft in Lebensgröße und man konnte lesen, wie sie selbst ihre Geburt, ihr Herkommen, Schicksal und Tod erzählten und Gott um „eine fröhliche Urständ" baten. Kam man in die Kirche, so liefen abermals an den Wänden nichts als Grabdenkmale hin und der Fuß wandelte auf lauter Gewölben, in denen Sarg auf Sarg stand.

Auf den Dörfern wird dieser Zusammenhang der lebenden Gemeinde mit der todten noch lange bleiben, vielleicht immer, weil hier die Sanitätspolizei um frische Luft nicht verlegen zu sein braucht, die bösen Schwaden zu vertreiben, die von den Todten ausgehaucht werden. Das Beisetzen in Gewölben innerhalb der Kirche wird natürlich hier auch ein Ende nehmen, aber an den Sargkronen, die man von Kindern, Jung-

frauen und Junggesellen in die Kirche aufnimmt und an den Wänden befestigt, sieht man, wie die Gemeinde das Gedächtniß derer, die gegen den Lauf der Natur früh aus ihr geschieden sind, sich noch zu erhalten weiß. Diese bunten Blumenkronen mit ihren langen seidenen Bändern und goldenen Flittern, mit ihrem geisterhaften Flüstern, haben mich in Dorfkirchen oft mehr erbaut, als der wohlgesetzte Sermon des Predigers. Ueberhaupt ist eine ächte Deutsche Dorfkirche für mich so unergründlich an wehmüthigen Empfindungen, daß ich lieber davon zu reden aufhören will.

Die Rücksicht auf die Gesundheit nicht allein, auch die immer mehr wachsende Menschenzahl nöthigte zu dem Schritt, den Friedhof vor das Thor hinaus zu verlegen. Selbst London, das in den Sitten so fest an dem Mittelalter hängt, hat sich jetzt dazu entschlossen. Diejenigen, die das Schicksal zuerst trifft, eine solche Todtencolonie anlegen zu müssen, haben freilich viel zu verwinden, bevor sie aus dem alten System sich herausbewegen. Ich habe dies selbst erfahren. Meine Mutter war auf dem kleineren Kirchhof dicht vor unserer Wallonischen Kirche in Magdeburg begraben. Eine Pappel war auf das Grab gepflanzt und ich und meine Schwester freuten uns mit tiefer Rührung über den wachsenden Baum,

so oft wir zur Kirche aus und ein gingen. Der Blick meines Vaters vollends streifte nur mit Thränen an die Mauer, an welcher das Grab lag. Jahre lang war davon die Rede, daß er neben der Mutter beerdigt werden sollte. Es galt dies als ein bedeutender Trost für ihr früheres Sterben. Man stellte sich gewissermaaßen vor, daß diese räumliche Nähe unter der Erde die Gemeinschaft im Jenseits beschleunige und unterstütze. Als aber mein Vater einige Jahre darnach im Winter starb, war schon eine neue Todtenordnung eingerichtet. Eine Commission forderte das Zeugniß des Arztes ein, daß er wirklich todt sei und bestimmte Ort und Zeit des Begräbnisses. Wir Kinder hatten nur den Sarg machen zu lassen und zu bezahlen. Der Todte wurde von dem Leichenwagen abgeholt und an seine Nummer abgeliefert. Der neue polizeimäßige Gottesacker lag vor dem Kröckenthor in einer Ebene, auf welcher früher die Neustadt, eine Vorstadt Magdeburgs, gestanden hatte. In dieser Neustadt, die von den Franzosen abgerissen war, hatten meine Eltern ein Haus besessen und unweit dieser Stelle, wo wir Kinder geboren waren, war nun der Begräbnißort des Vaters. Es waren erst wenig Mannsgräber und mein Vater bekam Nummer 37. Meine Mutter war nach alter Sitte von Trägern zur Gruft getragen

worden und das Schwanken eines solchen Sarges auf den Schultern der Schwarzröcke, das Stapfen der schwarzen langen Gabeln, die sie zur Unterstützung der Last führten, auf dem Pflaster, das jeweilige Anhalten zum Ruhen, die Citrone, die sie mit weißen Handschuhen in den Händen hielten, dies Alles schien mir immer unendlich feierlich. Mein Vater dagegen schien mir nach der neuen Sitte ganz profan wie eine Waare behandelt zu werden. Er wurde durch die langen Straßen, durch alle Festungswerke über so viele Brücken ziemlich flink hin gefahren und da draußen pfiff der Wind so öde über die eisige Fläche. Das Auge hatte keinen Anhalt an einem kirchlichen Gebäude. Aller Respect für die Todten schien mir verloren.

Man verzeihe, wenn ich hier unwillkürlich von mir selbst gesprochen habe. Ich wüßte aber kaum die große Veränderung, die in unseren Sitten in Betreff der Todten eingetreten ist, schärfer als durch diese Erinnerungen zu schildern. Das jüngere Geschlecht weiß es nun schon nicht anders und vertheidigt die Lage der Gottesäcker außerhalb der Stadt mit vielen triftigen Gründen. Es liegt außer der physischen und wegen des Mangels an Raum mechanischen Nothwendigkeit unzweifelhaft auch die strengere Sonderung aller Elemente der Gesellschaft darin, welche

Analyse wiederum auf die höhere Einheit der Synthese zurückwirkt. Wir scheiden Leben und Tod viel bestimmter, als die frühere Zeit, welche sie mehr mit einander vermischte. Man hielt den Todten länger im Leben fest; gegenwärtig sondert man ihn schnell aus. Früherhin gab es daher auch eine Menge Sagen von der Macht der Todten über die Lebenden. Ein gespenstischer Zug schauderte durch das Geschlecht. Jetzt ist die Auffassung des Todtenreichs eine heitere geworden. Das Leben stößt den Todten entschieden von sich aus, entfernt ihn aus seinem Bezirk und hat damit den unheimlichen Druck zerstört, welchen die Todtenatmosphäre, der Gedanke, daß zwanzig Schritte von uns oft an unseren Geliebtesten die Verwesung nage, ausübte. Dies Verwesen ist ein Naturproceß und wird daher auch billig der Natur zugewiesen. Die Kirchhöfe haben sich allmälig in Gärten verwandelt. Die finsteren Darstellungen des Todes sind seit Lessing's Abhandlung: wie die Alten den Tod bildeten, immer mehr verschwunden. Die grinsenden Skelette sind freundlichen Symbolen gewichen. Vor Allem ist das einfache Kreuz wieder beliebt geworden.

In Königsberg sind nur noch fünf Kirchhöfe nicht außerhalb der Stadt. Der eine, auf

den ich blicken kann, indem ich dies schreibe, weil er meiner jetzigen Wohnung vis a vis liegt, gehört der Deutschreformirten Gemeinde an; die anderen sind der Haberberger, der Domkirchhof, Roßgärtner und Judenfriedhof. Indessen sind diese letzteren so nah an dem Stadtwall gelegen und haben so wenig abschließende Häuser um sich, daß sie als vollkommen polizeimäßig zu betrachten sind. Es ist eben so gut, als wenn ihr Terrain erst zwanzig Schritt weiterhin anfinge.

Die andern Kirchhöfe liegen unmittelbar vor den Thoren am Rand des Walles entlang und man kann recht humoristische Gedanken darüber haben, wenn man als Spaziergänger auf dem Wall zwischen dem zweckvoll geschäftigen Leben der Stadt und den stummen Todten zum Vergnügen in der Mitte wandelt.

Der Todtendienst ist noch recht lebendig. Oft sehe ich ganze Familien zu den Stätten ihrer Lieben wallfahrten, besonders Frauen; aber auch an Männern fehlt es nicht, die hier die rechte Seelenmesse halten. Wenn ich zumal auf meinen Gängen an die Sternwarte komme, ist es sehr selten der Fall, daß ich nicht Besucher zu dem hier gelegenen Kirchhof hingehen oder von ihm kommen sähe.

Einen besonderen Aufwand macht der Königsberger für das Begräbniß. Der Sarg wird

stattlich gearbeitet, blank gebohnt, mit Spitzen ausgeschlagen, mit funkelnden Silberstickereien, die zur Miethe zu haben sind, verziert. Eine Menge von Wagen müssen zusammenkommen, die Nachfolge zu bilden. Denn da der Todte gefahren wird, die Kirchhöfe weit entfernt sind, das Wetter oft mißlich ist, so müssen auch die Gäste aus dem Trauerhause fahren. Nur bei höchst feierlichen Ausnahmen tritt wieder die Nachfolge zu Fuß ein, wenn ein General, Obrist, ein Oberbürgermeister, ein Präsident, Consistorialrath und ähnliche Vornehmheiten „das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt haben." In dem Trauerhause darf es an Chokolade, Kuchen und Wein nicht fehlen und draußen auf der Straße steht in dichten Haufen ein aufmerksames Publicum, welches auf jeden Lohnbedienten, auf jede Torte, auf jeden neu ankommenden Wagen achtet und nach der Anzahl dieser Leichenzugingredienzen die Liebe der Hinterlassenen abwägt. Vielfach ist schon unter uns gegen diesen Luxus geeifert worden, weil gar Mancher sich dabei in Schulden gestürzt hat — aber es ist einmal Sitte und, wenn nicht Heuchelei bei der festlichen Zurichtung herrscht, wenn die Vermögensverhältnisse dieselbe erlauben, so ist in der That nichts dagegen zu sagen. Da es die „letzte Ehre" ist, die man dem Verstorbenen zu widmen vermag, da sein Gedächtniß oft genug wie mit

einem Schwamm aus dem Bewußtsein der Lebenden gewischt ist, so wird das Streben natürlich, sich gleichsam in seiner Verherrlichung zu erschöpfen. Auch hindert die Richtung auf die Weltlichkeit des Gepränges, auf den Empfang und die Bewirthung der Gäste die sentimentale Maaßlosigkeit, zu welcher die Schwäche oft so geneigt ist. Man muß sich Gewalt anthun und macht in dem Gewimmel der Menschen unwillkürlich die Reflexion, daß die Welt, obwohl ihr ein Mensch genommen, doch keinen Mangel an Menschen habe und rüstig ihren gewohnten Gang fortsetze. Die Sucht freilich, es sich an Kostbarkeit des Begräbnisses einander zuvorzuthun und nur der Nachbarn wegen, nur der Kritik der Verwandten halber, auf Borg mit Sorge um die Wiederbezahlung eine Prachtausgabe des Leichenbegängnisses zu veranstalten, ist abscheulich.

Besondere Geldkosten verursacht es hier, wenn der Zug, zum Gottesacker zu gelangen, durch fremde Kirchspiele geht, weil jedes derselben die Sterbegebühren sich eben so zahlen läßt, als ob der Todte sein Todter wäre. Für den Platz, für den Todtengräber, für die Leichendiener, für den Glockenläuter, für den Pfarrer, für die Armen muß eine gesetzliche Taxe entrichtet werden. Poetisch genommen ist diese Barbarei interessant. Jedes Kirchspiel will den Todten festhalten. Bis hieher und nicht weiter, soll er kommen. Er ist

zur Ruhe und diese soll ihm auch als Leichnam so schnell als möglich zu Theil werden. Jede Kirche kann sie ihm gewähren. Was will er sich noch weiter bemühen? Aber an diese Poesie denkt gewiß Niemand, nur an das Geld.

Vielfach ist unter uns über die Erbauung von Leichenhäusern verhandelt worden. Die Zeitung hat durch raisonnirende Artikel, durch Auszüge aus dahin einschlagenden Schriften das Interesse des Publicums dafür anzuregen gesucht. In der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft sind Vorträge zu diesem Zweck gehalten worden. Ein Verein zur Unterzeichnung von Actien hat sich gebildet und wir sind wohl Alle davon überzeugt, daß es Pflicht des Gemeinwesens ist, sich die Gewißheit zu verschaffen, mit der Beerdigung nicht einen Mord zu begehen. Von allem Grauenvollen ist das Sterbenmüssen in einem rings von Erde umpreßten Sarge gewiß das Grauenvollste. In der Hölle stellt man sich doch noch einen Spielraum vor und eine Helligkeit von dem Flackerscheine der Schwefelflammen. Aber in dem finstern vernagelten Sarge tief in der feuchten Erde zum Leben zu erwachen, um sich nur des Sterbens bewußt zu werden, des Sterbens in der grausamsten Weise — es ist entsetzlich. Die verzweiflungsvollen Züge von Scheintodten, die man zu spät von ihrer Qual befreien wollte,

die in der Angst angenagten Hände, die Spuren von Erdrosselungsversuchen, dieses Ringen nach dem Tode, bis die wenige Luft verathmet war und das Ersticken eintrat — lassen sie uns nicht tief genug in dies Elend blicken?

Die Chinesen haben die Acupunctur d. h. sie durchstechen das Herz des Todten mit einer scharfen Nadel. Die Aegyptier balsamirten den Todten ein, was ganz vortrefflich, nur zu kostspielig ist. Römer und Griechen verbrannten ihn; ebenfalls vortrefflich. Ich kann dann in einer kleinen Vase die Asche des Todten auf meinem Schreibtisch stehen haben, aber leider auch zu kostspielig in unsern holzarmen Zeiten, obwohl Zschocke in einem seiner Freimaurerromane mit Bestimmtheit die Zeit verkündigt, in welcher alle Leichen verbrannt werden würden. Es sind nur noch fünfhundert Jahre, bis diese ästhetische Sitte allgemein werden soll. Für den, der jetzt nicht lebendig begraben werden will, eine zu lange Aussicht. Ich kann mich nur eines einzigen Falles erinnern, in welchem das Verbrennen — außer bei Ketzern — in Europa vorgekommen ist, als Byron und Hunt Shelley's Leichnam auf einem Scheiterhaufen am Ufer des Meeres zu Asche brannten. Somit bleibt uns nur das Leichenhaus zur Garantie gegen den Scheintod, denn die Acupunctur hat für uns etwas Verletzendes.

Es haftet so etwas von Mord daran und könnte daher nur vollzogen werden, nachdem der Verwesungsproceß angefangen und der Arzt dem Todten seinen Laufpaß gegeben hätte. Aber eben die Schwierigkeit, die Todten bis zum Moment der ostensibeln Fäulniß in einem Privathause, wo oft so viel Menschen zusammengedrängt sind, transportfähig aufzubewahren, so wie die Skepsis unserer gründlichen unterrichteten Aerzte, welche die Todessimulation kataleptischer Zustände erforscht haben, an den gewöhnlichen Merkmalen des Todes, Athemlosigkeit, Blutstockung, Gebrochenheit der Augen, Erkalten der Extremitäten, eben diese Umstände sind es, welche uns zur Errichtung von Leichenhäusern treiben, in denen wir dem Todten Zeit gönnen, sich ganz fertig zu machen und gefahrlos in das Schattenreich einzugehen.

Das Leichenhaus wird auf unsern Kirchhöfen der Todestempel werden und mit dieser Einrichtung wird sich zugleich unser ganzer Begräbnißcultus ändern müssen. Es gibt eine Partei unter uns, welche alle Anstrengungen unseres Jahrhunderts, die Fürchterlichkeiten früherer Sitten aufzuheben und eine allgemeine Milde einzuführen, nur als schwächliche Sentimentalität verschreiet, welche darauf pocht, daß ohne Blut und Tod nichts Großes in der Geschichte

gedeihen könne, eine Partei, die im Rädern und Köpfen eine edle Mannhaftigkeit, im Stock eine gute Disciplin verehrt. Diese Partei, die wohl gar schamlos genug ist, ihre Grundsätze für christlich zu halten, wird ihren Tigerfanatismus auch gegen diese Humanisirung des Geschlechts kehren und die Leichenhäuser als ein Werk des weichlichen Egoismus, der kein Graus zu ertragen die Kraft habe, verschreien.

Wißt Ihr, was wir thun wollen? Wir wollen uns an diese Partei nicht kehren und, sterben welche aus ihr, sie doch in unsere Leichenhäuser aufnehmen.

Der Mäßigkeitsverein.

Demjenigen, der von dem westlichen und südlichen Deutschland nach Königsberg kommt, fällt die Menge der Branntweinladen auf. Abends durch die Straßen gehend, funkeln ihm die blutrothflammenden großen Liqueurflaschen in's Auge, welche die Fenster von unten bis oben füllen. Jedes dritte, vierte Haus zeigt ihm auf dem Sackheim, in der Brandenburger Vorstadt, auf dem Steindamm, am Münchenhof das früher beschriebene Wahrzeichen des Branntweinschankes, die Messingtönnchen. Aber er findet auch eine Unzahl kleiner schmuziger von Außen unangekündigter Kneipen, in denen Bier und Branntwein ausgeschenkt wird. Er findet auch die Materialisten mit dem Schank beschäftigt. Man nennt hier die Läden der Epiciers Gewürzapotheken im Unterschied von den in Deutschland kurzweg sogenannten Apotheken,

die man hier Medicin- oder Doctorapotheken nennt. Die Kleinkrämer haben hier im Laden meist einen Tisch, an welchem Bänke hinlaufen und außerdem vor dem Hause eine Ruhebank, und ziehen von dem schnapstrinkenden Publicum, das sich hier pflegt, nicht den kleinsten Gewinn. Weiter aber fällt der Branntweingeruch auf, der aus dem Mund so vieler Menschen, selbst weiblicher Personen, einem oft schon früh Morgens entgegenduftet. Noch mehr aber stechen die vielen Betrunkenen hervor, die man hier fast zu allen Tageszeiten beobachten kann. Nicht nur am Abend taumeln die Trunkseligen aus den Schnapsläden, nein, am hellen Mittag und dies selbst an Feiertagen habe ich sie mit trüben Glasaugen, schlaffen Gliedern durch die Straßen wanken gesehen. An dem Kreuzweg, der von der Wassergasse nach dem Licent links, nach dem Steindamm rechts führt, habe ich Abends oftmals die Frau eines solchen Unglücklichen harren gesehen, ihn, wenn er aus einer der hier zusammengedrängten Wirthschaften stolperte, nach Haus zu leiten und zu erfahren, wie viel der gewissenlose Gatte und Vater noch von seinem Tagesverdienst zum Unterhalt der Seinigen unverschwendet gelassen hatte. Trunkene auf der Straße von höhnenden Kindern verfolgt und bald in diesen bald in jenen Rinnstein stürzen, Trunkene auf dem Felde in Seitengräben

den wüsten Rausch ausschlafen zu sehen, ist leider etwas nur zu Gewöhnliches bei uns. Der letztere Anblick kann in die größte Verlegenheit setzen. Die Nässe des thauigen Grases, die Feuchtigkeit des Bodens, die dünne Bekleidung, die hereinbrechende Dunkelheit lassen für einen solchen Schläfer die fürchterlichsten Folgen erwarten. Zu vielen Krankheiten mag hier der Grund gelegt werden. Magenkrampf, Rheumatismen, Diarrhöen, Darmentzündungen, Augenentzündungen, Harthörigkeit, Lähmungen mögen hier sich entwickeln, noch abgesehen von den erschlaffenden Wirkungen des Branntweins überhaupt. Man stellt sich nun auch die Familie des Trunkenen vor, die vergeblich auf ihn wartet und sich mit der wachsenden Dunkelheit immer mehr ängstigt. Was soll man thun? Das Erwecken ist schwer möglich. Erweckte man aber auch den Trunkenbold, so wird er nicht zu gehen im Stande sein, denn so lang es ging, taumelte er noch seinen Tritt mechanisch fort, bis die Uebermüdung ihn trieb, von der Chaussée abzuweichen und sich in den Seitengraben zu werfen. Nur auf einem Wagen würde man ihn transportiren können. Zuweilen haben solche Elende auch noch Sachen von einigem Werth, eine gute Pfeife, eine Uhr bei sich und setzen sich der Beraubung aus.

Daß bei uns dem Laster des Trinkens gesteuert werden müsse, ist daher gar keine Frage. Wir sind zwar hierin noch nicht so tief gesunken, wie die Nordamerikaner und Schweden es waren, aber wir sind gefährdet genug, um mit Ernst an die Bekämpfung des Uebels zu denken. Die physische und ethische Abspannung, die Zanksucht, unordentliche Wirthschaft, die Entfremdung von der Familie, werden in den untern Volksclassen bei uns durch das Trinken zu sehr genährt. Die Frage ist nur, wie man am zweckmäßigsten demselben entgegenwirken könne.

Es lassen sich in den Streitigkeiten darüber verschiedene Gesichtspuncte unterscheiden, die oft ohne Noth sich als entgegengesetzte befehden, während jeder von ihnen als ein wohl berechtigter mit den andern sich vertragen kann.

1) Man sucht in dem Menschen die Liebe zum Leben, also die Furcht vor Krankheit und Tod zu erregen. Man stellt ihm die für seine Gesundheit so traurigen Folgen der Ausschweifung im Trunk vor. Man sagt ihm, wie er sich vergifte und schildert ihm das Heer von Plagen, welche der fortgesetzte Genuß des Branntweins unausbleiblich für ihn haben werde. Auf den, der noch einen gewissen Vorrath von Kraft besitzt, wird dies vielleicht wirken, auf den eigentlichen Säufer wenig, denn es liegt im

Trinken eine dämonische Gewalt, die im Zustande des Rausches Alles vergessen macht; auf diesen Zustand aber arbeitet der Säufer hin. Er sieht ihn als das absolute Mittel an, von jeder Sorge, also auch von der um die Gesundheit, loszukommen. Er fühlt sich ja auch in der Scheinkraft, die ihm der Alkohol heuchelt, so energisch, daß er der Ermahnungen, seiner Gesundheit halber, als ängstlicher Grillen spottet. Er trinkt auch schon so lange und hat sich, wie er versichert, immer wohl dabei befunden. Dieser medicinisch-diätetische Gesichtspunct wirkt also beim eigentlichen Säufer am wenigsten, ist jedoch gleichwohl von höchster Wichtigkeit und verdient die weiteste Verbreitung, um die so häufige Meinung zu vernichten, als ob der Branntwein kräftige. Der Unkundige verwechselt Erregung mit Stärkung. Ist eine vernünftige, populäre Belehrung über das Wesen des Branntweins erst allgemein unter uns, so werden wir zwar nicht aufhören, ein Glas Punsch zu trinken, aber wir werden nicht mehr das Gräßliche erleben, was ich mehrfach mit eigenen Augen gesehen habe und nicht wehren konnte, daß unverständige Eltern selbst den kleinsten Kindern Branntwein reichen!

2) Man sucht in dem Menschen das Ehrgefühl zu erregen, wie es unter seiner Würde

sei, durch das Trinken sich in die Gefahr eines Zustandes zu versetzen, in welchem er Andern das Bild einer zerstörten Intelligenz darbiete und dadurch noch unter das Thier sinke. Diese Reflexion wird ebenfalls auf den wirken, der das Laster des Trunkes erst an Andern kennen gelernt, seine Macht aber noch nicht an sich erfahren hat. Sehr Vieles kommt hier auf den Gesammtzustand, auf das Temperament eines Volkes an. Bei manchen Völkern ist gar keine Neigung zur Trunksucht vorhanden, wie bei den Italienern, Spaniern, Portugisen und denjenigen Franzosen, die nicht direct Fränkischen, sondern Celtischen Ursprunges sind. Um desto heftiger ist diese Neigung bei den Slavischen und Finnischen Völkern, bei denen sie mit der Sclaverei innig zusammenhängt. Der Rausch ist hier der Freund, der auf Augenblicke das qualvolle Bewußtsein des Leibeigenen tödtet, gar nichts für sich zu sein. Von einer Ansprache an die Ehrenhaftigkeit des Subjects kann hier gar nicht die Rede sein. Es hat keine Ehre. Es ist für seinen Herrn nicht mehr, als das Vieh — und sieht dies sich oft noch vorgezogen. Wenn also der Romane im Trinken unmittelbar mäßig ist, so ist der Slave darin mittelbar unmäßig, um noch auf diese künstliche Weise sein menschliches Gefühl zu retten, um sich, wenigstens auf Augenblicke, die

Empfindung eines höheren Daseins zu schaffen. Der Act, der eine Verthierung zur Folge hat, ist bei ihm nur Folge der servilen Brutalisirung. Als besoffen reagirt er gegen die Nullität seines wachen Bewußtseins. Daß aber auch der Herr dem Trunk so gut als sein Leibeigener ergeben ist, liegt in seiner Unfreiheit, denn wer Unfreiheit will, ist selbst unfrei. Ganz anders ist es mit dem Germanen. Von den ältesten Zeiten her, wie Cäsar und Tacitus uns erzählen, ist er dem Trunk leidenschaftlich ergeben. Deutschland ist das Land, in welchem Wein, Bier und Branntwein herrschen. Der Deutsche trinkt Alles. Und diese Sucht hat er durch die Kolonieen weiter verpflanzt. Der Germane hat Britannien, hat Nordamerika damit entzündet. So weit in letzterem die Anglicanische Abstammung reicht, so weit reicht auch die Trunksucht. In Texas, dem jüngsten Staat Amerika's, in welchem der Romanische Typus mit dem Anglicanischen sich mischt, herrscht nach Sherres', der uns die genaueste Monographie über Texas geliefert hat, das Trinken auf eine furchtbare Weise und hat die Creolen bereits mitergriffen. Rum, Brandy, Whisky, Groc, Mint Julep u. s. w. werden den ganzen Tag in ungeheuern Quantitäten genossen. Aber bei dem Germanen geht die Neigung zum Trunk aus einem ganz andern Grunde hervor,

als bei Völkern, denen die Vegetation des Bewußtseins, die halbe Bewußtlosigkeit noch die größte Wonne gewährt. Bei ihm ist es der Uebermuth des Selbstgefühls, der sich mit dem Trunk gleichsam als mit einem Feinde einläßt, der ihm nichts soll anhaben können. Es ist die bis zum Frevel kühne Freiheit des Selbstbewußtseins, die ein schauerliches Gelüsten empfindet, mit der Natur sich einzulassen, zu sehen, wie weit sie wohl es zwingen könne.

Der Germane hat, so zu sagen, einen Ueberschuß von Kraft in sich, dem er abermals durch ein Unmaaß begegnet. Der Romane, wie der Araber, weiß nichts von diesem seltsamen Drange. Er ist ohne Kampf gegen eine Versuchung mäßig, weil es ihm nothwendig ist, mit sich und der Welt in Gleichgewicht zu leben. Der Germane aber hat um so mehr einen Trieb nach einem Zustande in sich, der ihn ihm selbst zu entreißen vermag, je mehr er seiner selbst im Innersten gewiß und daher auch von vorn herein mit der Welt zu spielen geneigt ist. Nicht der momentane Selbstmord, auf den der Finne und Slave im Trunk ausgeht, nicht der sinnliche Kitzel als solcher, sondern die Macht des Geistes ist es, die den Germanen reizt, Glas auf Glas zu leeren.

Es liegt eine Verachtung der Natur als Kraft in seinem maaßlosen Trinken. Das Trinken, nur um sich zu berauschen, nur um bewußtlos ausschnarchen zu können, um die Seligkeit des Nichtseins zu genießen, würde ihm gar keinen Genuß gewähren, aber als eine Macht, gegen die er sich frei erhält, indem er sie unmittelbar in sich aufnimmt, sie mit seinem Blut sich vermählen läßt, hat das Trinken für ihn einen grauenhaften Reiz. Es liegt in ihm dieselbe Keckheit, mit welcher der Seekönig Regnar Lodbroki, als im Thurm die Schlangen ihn zernagten, seine Thaten mit dem Refrain sang: „Lachend werde ich sterben.“

Ohne diese dämonische Tiefe der Versuchung würde es kaum zu erklären sein, mit welcher Lust der Germane trinkt. Noah hat auch getrunken. Die Berauschung ist allen Völkern geläufig und selbst von Muhamedanern, denen der Wein verboten ist, ist er doch besungen. Allein das Trinken in der colossalen, verruchten Weise, wie der Germane es getrieben hat und treibt, ist allen andern Völkern fremd. Daher kommt es nun, daß, viel trinken zu können, bei ihm eine Art Ehrensache geworden ist. „Nichts vertragen zu können, schwach zu sein“ gilt unter den Männern für einen socialen Makel. Aber

„viel trinken zu können," so armselig dies Prädicat ist, gilt schon für eine angenehme gesellige Eigenschaft; man ist dann „ein ganzer Kerl," vor dessen Capacität die andern Respect haben. Man muß Student gewesen sein und mit Studirenden aus ächt Deutschen Stämmen, z. B. den Westphalen, verkehrt haben, um zu wissen, wie tief dies unselige Vorurtheil in der Germanischen Natur liegt, wie die Aufforderung zum Trinken immer Anklang findet, wie der Anblick des blinkenden Glases die Züge freudigt, die Runzeln von der Stirne wischt und mancher sonst einsylbige, tiefgebildete Mensch hier erst zur gemüthlichen Mittheilung aufthauet. Ist es somit ein Wunder, wenn die öffentliche Moral gegen das Trinken und gegen die traurigen aus ihm entspringenden nächsten Zustände sich lau zeigt?

Es scheint mir daher sehr zweifelhaft, ob man durch Erregung des Ehrgefühls auf die Verminderung der Trunksucht würde bei uns einwirken können. Man hat bei uns weder Romanen noch Slaven, sondern Germanen zu bekämpfen, deren Trunkliebe wieder mit den herrlichsten Eigenschaften ihres Nationalcharakters zusammenhängt, unter Anderem mit der Ehrlichkeit, denn der Lügnerische, Heuchlerische, Absichtsvolle fürchtet den Trunk als möglichen Verräther. Wenn ganze Völker, die noch dazu viel Wein

haben, mäßig, andere dagegen Jahrhunderte hindurch, in allen Welttheilen, trotz aller Gegenermahnungen, unmäßig sind, so muß für ein so constantes Laster eine eben so constante Tugend, für eine solche Schwäche eine ebenmäßige Kraft vorausgesetzt werden.

3) Eine andere Ansicht ist die, welche die Endschaft der Trunksucht bei uns in der Vermehrung der Thätigkeit erblickt. Der Müßiggang des Pöbels lockt zum Trunk, um durch die Selbstvernichtung des Bewußtseins, die er gewährt, über die Langeweile hinaus kommen zu können. Der Vielbeschäftigte, der seine fünf Sinne zusammennehmen muß, dessen Stunden gemessen sind, dessen Dasein ein Wechsel von Arbeit ist, kann sich nicht betrinken, will er anders in seinem Kreise die Forderungen befriedigen, die man von Rechtswegen an ihn macht. Er muß besonnen sein. Leopold v. Buch erzählt in seiner Reise durch Norwegen, daß die Finnen auf das Fürchterlichste trinken, wenn sie zur Kirche kommen. Oft sind sie so herunter, daß sie gar nicht den Gottesdienst besuchen können, sondern wie Robben um die Kirche herumliegen. Diese nämlichen Menschen aber genießen, wenn sie auf der See fischen, gar keinen Schnaps, obwohl sie dabei mitunter mehre Tage und Nächte hinter einander die angestrengteste Arbeit verrichten. Die Russen,

welche von den Finnen Fische einhandeln und zu ihnen hinreisen, lieben den Branntwein ebenfalls, allein, so lange man sie bei den Finnen sieht, halten sie sich nüchtern, weil sie zu speculiren haben. Auf guten und wohlfeilen Einkauf bedacht, können sie, ohne sich zu schaden, ohne vielleicht einen dummen Streich zu machen, der Neigung zum Trunk nicht nachgeben. v. Buch zieht aus diesen Thatsachen den Schluß, daß die Steigerung der Thätigkeit, die größere Civilisation, die Trunksucht ganz von selbst werde verschwinden lassen. Allein so gewiß in der vielseitigeren und vermehrten Betriebsamkeit ein Hauptgegenmittel gegen dies Laster liegt, so reicht sie allein doch nicht hin; dies zeigen uns die Bevölkerungen der Schweiz, Berlins, Londons und New Yorks. Die Thätigkeit ist nur dann ein solcher Gegenhalt, wenn sie eine perennirende und zugleich den Menschen gemüthlich befriedigende ist. Das Dauern der Thätigkeit kann nicht darin bestehen, daß der Mensch ewig dasselbe vollbrächte, sondern darin, daß im Wechsel seiner Zustände jeder wieder eine Thätigkeit in sich schließt, keiner eine absolute Passivität wird, weshalb die Amerikaner der Anglicanischen Raçe sogar zum beständigen Quid, diesem ekelhaften, schweinischen Gebrauch, und zum Schnitzeln mit kleinen Messern in ihren arbeitlosen Momenten sich gewöhnt haben. Sie

müssen immer etwas thun, sollten sie eben auch nur Taback kauen. Aber das Thun muß auch für das Gemüth eine Befriedigung gewähren. Ein blos mechanisches Geschäft ohne Abwechselung erzeugt die Neigung zum Trunk, um durch eine acute Aufregung schnell in einen entgegengesetzten Zustand überzugehen, wie man dies bei Fabrikarbeitern so vielfach beobachtet hat.

Daß bei uns in Königsberg durch eine größere Beschäftigung der unteren Volksclassen dem Saufen vielfach die würdigste Opposition gegeben werden würde, ist übrigens gar nicht zu bezweifeln und will ich hier nicht wiederholen, was ich oben in dem Artikel: Bettler, über den Mangel an Arbeit einerseits, über die Trägheit anderseits gesagt habe. Hier liegt der wahre Grund des Uebels.

4) Eine besondere Schwierigkeit, die Trunksucht aufzuheben, liegt in dem kalten, nebligen Klima, in dem wir oft wochenlang in einer Atmosphäre leben, die Nebel, Regen, Schnee zugleich ist. Ich habe in dem Artikel: Conditoreien, gezeigt, welche Folgen dieses Wetterwesen für den Organismus hat. Wenn, sagen die Apologeten der Brennereien, der gemeine Mann nicht Branntwein trinken soll, sich früh Morgens zu erwärmen, sich beim Arbeiten im Freien, während der Sturm ihn eisig durchkältet, wieder zu er=

muthigen, sich das trockne Brod, die grauen Erbsen hinunter zu spülen, — was soll er denn trinken? Ihr, die Ihr warme Zimmer, dichte Kleider habt, die Ihr Thee, Kaffee, Wein zu bezahlen vermögt, die Ihr bei schlechtem Wetter nicht einmal ausgeht, höchstens ausfahrt, aber kein Holz im Schlackerwetter zu spalten, keine Waaren zu Markt zu bringen habt u. s. w., o Ihr Männer der guten Lebensart wißt wahrhaftig nicht, wie es einem armen Teufel zu Muth ist, der des ganzen Comforts, worin Ihr lebt, entbehrt! Schafft also ein anderes Getränk an die Stelle des Branntweins! So lange Ihr Champagner trinkt und das Volk nur Wasser trinken soll, seid Ihr Pharisäer.

Dies andere Getränk ist auch in dem Bier bereits gefunden. Zwar ist dasselbe kostspieliger, allein die glücklichen Folgen, die es entwickelt, übertragen die Kosten wieder und der Totalsumme nach giebt der gemeine Mann jetzt vielleicht noch mehr Geld für Schnaps aus. Das einzelne Gläschen kostet zwar nicht viel, aber die vielen Gläschen, die er allmälig zu sich nimmt! Allerdings kann man sich auch in Bier berauschen und Lewald hat in seinem Panorama von München ein classisches Bild Baierischer Biersäufer gegeben. Nichts destoweniger ist das Bier dem Schnaps vorzuziehen um der Eigenschaft

willen, derenwegen Kant es nicht trank. Kant behauptete, Bier sei halb Trank, halb Speise und dies Schwere, Nahrhafte war ihm, dem Denker, der ein Stubenleben führte, zuwider. Bei dem Handarbeiter ist gerade dies vortrefflich. Von Berlin aus hat man jedoch auch schon eine Polemik gegen das Baierische Bier eröffnet und die Meinung geäußert, daß der Gerstentrank, das Weißbier als ein leichterer, gesunderer Trank, in dieser Culturfrage siegen werde. Die gesteigerte Bierproduction würde demnach das Ziel sein, das die Regierung in's Auge fassen müßte. Da man aber in unserer Zeit die private Anstrengung nicht allein zum Princip solcher Umgestaltungen machen kann, so hat man von den Regierungen eine höhere Besteuerung der Brennereien und eine Begünstigung der Brauereien in Antrag gestellt. Der letzte Landtag in Danzig hat auch durch zweckmäßige Vorschläge dem so verderblichen kleinen Schank und dem Detailverkauf des Branntweins von Seiten der Krämer entgegen zu wirken versucht. Statistische Nachweisungen haben ergeben, daß die Zahl der kleinen Kneipen sich bei uns seit einiger Zeit schon um einige hundert vermindert hat.

Die Bierproduction hat dagegen in Königsberg seit mehren Jahren bedeutend zugenommen. Zu dem porterartigen alteinheimischen Löbenicht'=

schem Bier ist auch hier in den Schäfer'schen und Schifferdecker'schen Brauereien das Baierische Bier als Rival getreten und genießt schon eine große Consumtion. Nicht weniger Gewicht dürfte die größere Wohlfeilheit der Weinpreise haben, welche durch den Zollverband möglich geworden ist. Endlich ist selbst die Hydropathie der positiven Reaction gegen das Branntweintrinken günstig, indem sie für das Wasser eine ausschließliche Herrschaft fordert und in ihm alle die Qualitäten findet, welche nur irgend dem Branntwein, als er noch eau de vie genannt wurde, zugeschrieben werden konnten.

5) Wir hätten somit den Egoismus des Lebens, das Ehrgefühl, die Thätigkeit des Menschen, den Ersatz des Branntweins durch ein gesunderes, kräftiges Getränk als Momente der Ermäßigung der Branntweinconsumtion kennen gelernt. Von diesen würden die beiden ersten subjectiver, die beiden letzteren objectiver Natur sein. Die Erfahrung aber, daß die Trunksucht sich auch dann zu furchtbarer Höhe auszubilden vermag, wenn der Mensch vollauf zu thun und die Mittel zu gesunderen Getränken hat, diese Erfahrung hat zur Stiftung der Mäßigkeitsvereine geführt, deren erster 1803 zu Boston versucht ward. In Nordamerika haben sich die seitdem entstandenen vielen einzelnen Vereine in einen Generalverein

verschmolzen. In Irland, England und Schweden wurden nach dem Muster der Amerikanischen Vereine ähnliche gestiftet, denen, seit Baird's Schrift vornämlich, auch bei uns nicht wenige gefolgt sind. Daß bei uns eine einzelne Tugend, die Mäßigkeit, nur durch die demokratische Form eines Vereins Haltung gewinnen kann, ist sehr merkwürdig und eröffnet uns in der Ethik ein weites Feld von Vermuthungen für die Zukunft. Nichts scheint einfacher, als der Gedanke und die Verwirklichung der Mäßigkeit. Aber die Schwierigkeit gerade im Genuß des Branntweins mäßig zu sein, ist eine specifische. Der Einzelne hat so oft seine Schwäche darin erfahren, daß er nur durch die Gemeinschaft mit Andern seinem Willen die erforderliche Unbeugsamkeit geben kann. Hier in Königsberg kommen tüchtige Arbeiter vor, die Wochen, ja Monate lang sich nicht betrinken. Aber periodisch thun sie es und dann bis zur Orgie. Hinterher wieder zur Besinnung kommend, schämen sie sich und „verschwören" sich bei irgend einem Gegenstande. Der eine geht hin und verschwört sich bei dem Mond, der andere bei einem Baum u. s. w. Eine Zeitlang hält dieser Zauber vor. Man freut sich an dem wieder ordentlich gewordenen Menschen, bis plötzlich, dem Aermsten oft selbst ganz unvermuthet, der Trunk ihn wie-

der verlockt und er zuletzt in eine wahre Verzweiflung über seine Willensschwäche geräth. Er weiß nicht mehr, wie er seine Person, so zu sagen vor dem Ueberfalle des Dämons schützen soll. Eine solche Stimmung ist dann der fruchtbare Boden, worin der Mäßigkeitsverein seine Wurzeln einsenken kann.

Wir sagen gewöhnlich: Mäßigkeitsverein; dem Begriff und der Sache nach ist er aber ein Enthaltsamkeitsverein. Die Unbestimmtheit der Grenze, wo das Zuviel anfange, bewirkte in den Vereinen so viel Rückfällige, daß man zu dem Rigorismus der Ausschließung jeden Genusses des Branntweins schreiten mußte, um durch solche tabula rasa die Tugend zu erleichtern. Aerztliche Zeugnisse haben bewiesen, daß das plötzliche Abbrechen auch der stärksten Branntweinconsumtion der Gesundheit durchaus nicht nachtheilig ist. Vorsteher von Zucht- Irren- und Heilanstalten haben die merkwürdigsten Erfahrungen darüber gemacht. Die Säufer starben nicht nur nicht, sondern wurden von manchem Leiden, von Zittern in den Extremitäten, Magenkrampf, heftigen Durchfällen geheilt.

Der Königsberger Mäßigkeitsverein besteht seit mehren Jahren unter der Direction des Superintendenten Kahle und der Enthaltsamkeitsverein unter der des Superintendenten der Haber-

berger Kirche Wald und letzterer hält nach dem ersten jeden Monats am Mittwoch Abend um 7 Uhr seine Versammlung in einem eigenen Local. Einige Beamte, Candidaten, Handwerker, Unteroffiziere machen seine Theilnehmer aus. Die Zahl ist für eine Stadt von beinah 70000 Einwohnern gering genug. Kaum zweihundert sind in der Liste verzeichnet, die der Verein in einem Blatte, das er zu seiner Propaganda herausgibt und der Hartung'schen Zeitung unentgeldlich beilegt, nach Stand und Namen veröffentlicht. Allein nach diesem Maaß darf die Wirksamkeit des hiesigen Vereins so wenig, als anderer in der Provinz bestehender, abgeschätzt werden. Dies Zahlenwesen ist eine Nebensache. Ein solcher Verein wirkt am meisten durch Repräsentation einer Idee, wie etwa die Kirche als Gotteshaus ja auch nur von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl besucht wird und nichtsdestoweniger als Darstellung der Thatsache der Religion von größter Bedeutung ist. In den gebildeteren Ständen hat der Genuß des Rums, Groc's, Punsches sich beträchtlich vermindert und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht in den Conditoreien die Consumtion von Thee und Kaffe bei sehr Vielen an die Stelle des früheren Genusses von Groc und Punsch getreten wäre. Das Interesse ist einmal geweckt. Man genirt sich. Die Ent-

haltsamkeit ist zwar nicht da, aber die Mäßigkeit und das wird das Rechte sein. Denn gar keinen Rum, Punsch u. s. w. unter keinen Umständen trinken zu sollen, ist eine eben so große Thorheit, als nur Wasser trinken zu sollen.

Als im Sommer 1839 ein großer Amerikanischer Zweimaster hier vor Anker lag, strömte Alles zu dem Schiff, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie Matrosen aussähen, die dem Enthaltsamkeitsverein zugehörten und man konnte sich über die gute Haltung, über das strotzende Wohlsein dieser Menschen nur freuen.

Eine Menge Gutsbesitzer in der Umgegend von Königsberg haben den Branntwein nur noch als Ausnahme bei ihren Leuten in Gebrauch. Sie geben ihnen Bier und nur aus diätetischen Gründen während der Aust, wie man hier die Getreideärnte nennt, und bei der Schaafwäsche einen Schnaps. Sie gestehen, sich viel besser dabei zu befinden, indem Fahrlässigkeiten (die so oft Brandunglück herbeiführen), Zank, Schlägereien (denen dann die Curkosten für die etwa Verwundeten anhängen) seltener geworden sind. Dies Verfahren scheint mir das beste. Die Zucht muß vom Gutsherrn, vom Meister, vom Hausherrn aus- und er mit gutem Beispiel vorangehen.

So weit ist die Sache vortrefflich. Aber sie hat eine Seite, die ich nicht billigen kann. Die

Mäßigkeitsvereine nehmen bei uns zu sehr die Richtung auf eine Vermischung des Christenthums überhaupt mit der Cultur einer allerdings sehr wichtigen Tugend. Mäßigkeit, namentlich im Trunk, ist eine Tugend, die von den Buddhisten, Muhamedanern eben so wohl gefordert wird, als vom Christenthum; eine Tugend, die wesentlich die Selbstbeherrschung nothwendig macht. Es scheint mir daher ganz falsch, wenn das Nichtbranntweintrinken als etwas dem Christenthum speciell Inhärirendes und als eine That angesehen wird, zu deren Vollbringung der Mensch als solcher gar nicht die Kraft habe. Insofern das Christenthum den Willen zu jeder Tugend von uns heischt, ist natürlich auch die Mäßigkeit eine Tugend, deren wir uns zu befleißigen haben. Aber sie allein ist nicht die bevorzugte Tugend, sondern jede andere, Demuth, Liebe, Treue, Fleiß u. s. w. steht ihr gleich. Es würde daher die ärgste Vereinseitigung entstehen, wenn die negative Werkheiligkeit, nur nicht Schnaps zu trinken, schon als eine große Religiosität angesehen, wenn über diesem Augenmerk die Pflege anderer Tugenden verkürzt würde. Luther würde in solchem Fall erklären, daß statt eines so dünnen, eitlen Christenthums Jemand, der ohne Völlerei seinen Schnaps trinke, Gott viel angenehmer sei. Christus selbst wurde

von den Pharisäern ein οἰνοποτης geschimpft. — Ferner ist es gewiß, daß ohne Gott Religion nicht denkbar ist. Die Moralität aber ist diejenige Sphäre, in welcher der Mensch sich selbst, obwohl nach Gottes Willen, bestimmen muß. Der Mensch soll zwar zu seiner Kraft nicht ein falsches Vertrauen haben, er soll sich nicht in einer falschen Sicherheit ergehen, er soll den Synergismus Gottes nicht ablehnen, aber er soll die Moralität als ein Werk betreiben, das ihm möglich ist. Eine Tugend, welche nicht die freie That des Menschen wäre, würde vor Gott nicht den geringsten Werth haben. Wenn daher in den Berichten des hiesigen Mäßigkeitsvereins es lebhaft getadelt wird, daß mehre Mitglieder zurückgefallen seien, weil sie nicht auf Gott allein sich verlassen, sondern ihrer eigenen Kraft zu sehr vertraut hätten, so halte ich dies für einen bösen Abweg. Hatten sich solche Menschen ihrer Kraft überhoben, so war dies an sich schon unmoralisch, denn wir sollen unsern Wandel mit Furcht und Zittern schaffen, wir sollen uns bewußt sein, daß die Tugend nicht leicht ist. Aber wir sollen nicht von unserer Selbstbestimmung abstrahiren, sondern wir sollen sie durch den Gedanken an Gott nur von aller Eitelkeit reinigen und, was wir thun, der Heiligkeit Gottes gegenüber, für Nichts achten. Dadurch aber, daß die blos negative

Thätigkeit des Nichtbranntweintrinkens zu etwas Unendlichem gemacht, daß der Genuß eines Glases Punsch sofort zu einer Sünde gestempelt, die Mäßigkeit nur als Enthaltsamkeit, der Mensch als absolut unvermögend zur Enthaltsamkeit und nur Gott allein, „der in den Schwachen mächtig ist," zum einzig wahrhaften Bewirker dieser Tugend aller Tugenden ausgerufen wird, hiedurch wird der eigentliche Charakter der Mäßigkeit in ein ganz falsches Licht gestellt. Es wird vergessen, daß viele von der Leidenschaft des Trunkes Beherrschte längst, bevor Mäßigkeitsvereine existirten, zum Gebet, ach! zum inbrünstigsten, umsonst ihre Zuflucht nahmen; vergessen, daß der Verein nicht durch sein christliches Colorit, sondern durch seine polizeiliche Controle wirkt. Die Kraft der Gemeinschaft ist's, welche den Willen stählt und der Noth des nur sich selbst Beobachtenden ein Ende machen hilft. Wer wollte leugnen, daß Juden eben so sehr einen Mäßigkeitsverein stiften oder ihm beitreten könnten oder daß die Tugend dieser Enthaltsamkeit — es gibt ja noch tausend andere Abstinenzen zu üben — vom Atheisten geübt werden könnte?

Indem ich also für uns in Preußen die Mäßigkeitsvereine als eine außerordentliche Wohlthat anerkenne, muß ich sie doch zugleich warnen,

sich nicht in Organe eines düstern, werkheiligen Pietismus zu verwandeln und die Sammlung von Unterschriften, die gar an Eidesstatt binden sollen, nicht als ihren wesentlichen Beruf anzusehen. Die Kläglichkeit der Form könnte der guten Sache schaden und die Unterschiebung der Religiosität an die Stelle der Moralität eine zu große Schwachheit des Willens, der doch gerade hier der Stärkung bedarf, nach sich ziehen. In der wahrhaften Religiosität ist die Moralität nothwendig als Moment enthalten, aber die Moralität hat eben deshalb auch ihre selbstständige Welt, ihre eigenthümliche Sphäre. Mit andern Worten: der Enthaltsamkeitsverein soll sich hüten, die Gemeinde sein zu wollen, ein Conventikel zu werden, der die Bekämpfung der Trunksucht nur als Rahmen hat. Es schleicht durch unsere Zeit ein hierarchischer Zug, der die Sittlichkeit oft nicht in den freien Formen zu ertragen vermag, die ihr doch, sobald sie sich weiter bilden soll, nothwendig sind, ein Zug, der alle wahre politische Gestaltung des Willens verkennt. Er begreift nicht oder will nicht begreifen, daß die Kirche sich als unmittelbar praktisches Institut im Staate wiedergeboren hat, insofern derselbe das Wesen des Christenthums, den Glauben an die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur und die aus solchem Glauben

entspringende Liebe zum immanenten Princip seiner Gestaltung gemacht hat, mithin, als christlicher, sich nicht mehr der Kirche entgegengesetzt weiß, wie auch diese nur durch ein Ignoriren der geschichtlichen Thatsachen, durch die Fiction, daß der Staat eine blos weltliche Potenz sei, sich gegen ihn in Spannung setzen kann. Jener Zug schleicht sich gerade in fromme Seelen ein, denen es an einem weltkräftigen Verstande fehlt, in Seelen, die zwar oft weltklug sind, allein dem Gewühl der Weltmassen gegenüber sich oft beklemmt fühlen. Diese bänglichen Gemüther glauben nun am Besten für die Welt zu sorgen, wenn sie die Kirche zur Herrschaft bringen helfen. Sie sehnen sich in ihrer Schwäche nach einer kirchlichen Disciplin. Sie wünschen sich einen Beichtvater, einen moralischen Beaufsichtiger, um im Kampf mit der Sünde, worin sie so oft unterliegen, einen äußerlichen Anhalt zu haben und nicht blos an den Gott in ihrem Gewissen gewiesen zu sein. Diese zarten, schönen Seelen möchten gern auf Alles die Etiquette: christlich, kleben, denn Christlichkeit im beschränktesten Sinn aber als unaufhörliche Tautologie wird für sie zu einer Art fixer Idee. Sie sind es, welche mit Freuden solche Vereine fördern, weil das „Reich Gottes“ darin einen so trefflichen Zuwachs

erhält. Sie sind es aber auch, welche das wahre Christenthum zur engherzigsten Monotonie herunterbringen, die es in anderweiten freien Formen gar nicht mehr zu erkennen im Stande sind, die sich endlich nur in einer abgeschlossenen Phraseologie bewegen, keine andere Sprache mehr verstehen und den heiligen Geist oft da leugnen, wo er sich eben am herrlichsten offenbart, nur daß er bei seiner Epiphanie gerade ein Citat aus der Bibel zu seiner Legitimation mitzubringen vergessen hat. Mögen die Mäßigkeitsvereine sorgen, daß statt der trübseligen Manier, welche in den Genuß der Natur eine so öde Befangenheit hineinbringt, ein heiteres Wesen sie durchdringe, damit es nicht aussehe, als würde es ihren Mitgliedern so sauer, von der verbotenen Frucht zu lassen. Daß diese Warnung nicht aus der Luft gegriffen ist, kann besonders die schneidende Weise darthun, mit welcher die Henstenbergische Kirchenzeitung die Elbinger Geistlichkeit in diesem Jahr angriff, weil sie noch keinen Mäßigkeitsverein gestiftet habe. Diese hatte erklärt, daß sie die Tugend der Mäßigkeit stets gepredigt, die Verhütung des Uebermaaßes im Trinken aber für eine Sache der Polizei, für eine Angelegenheit des Staates gehalten habe. Diese gar nicht so verkehrte Meinung, der mehre Versuche am Rhein

und in Schweden ein günstiges Zeugniß geben, ward nun von jener Zeitung als ein wahrer Abfall vom Christenthum behandelt. Es wurde von Elbings Kanzeln gesprochen, als ob Heiden auf ihnen stünden. Der Herr Jesus wurde angerufen, sich der Drausenstadt zu erbarmen und die Himmel zu zerreißen und herniederzusteigen und die Berge der Ungerechtigkeit zu zertreten. Eine solche Capuzinade scheint mir ganz verfehlt zu sein, weil sie, wie ich schon oben mich ausdrücken mußte, die Enthaltsamkeit vom Schnaps mit dem Christenthum, mit der Religion selbst identificirt. Belehrt die Menschen über rechte Diät, ergreift sie bei dem Ehrgefühl, gebt ihnen zu thun, damit sie zum Laster nicht Zeit haben, schafft ihnen einen Ersatz für die Entbehrung des Branntweins, kräftigt ihren Willen durch die Magie der Gemeinschaft, der Oeffentlichkeit, haltet ihnen Hogarths berühmtes Bild: Gin Lane vor, damit sie vor dieser besoffenen Mutter, die den Säugling von der offenen Brust in das Wasser stürzen läßt, mit Haarsträuben stehen und einen unvergeßlichen Eindruck mitnehmen, erinnert an die Spartaner, erinnert an Mahnungen der Bibel, aber — bringt uns nicht ein neues künstliches Mönchsthum und laßt hier, wo es einen einfachen wackern Entschluß gilt, das Reden von der Religion aus dem Spiel. Habt desto mehr. Es kann

Religion sein, nicht von ihr zu reden. Man sehe an dem Priester Matthews in Irland, wie schön sich die Stiftung von Mäßigkeitsvereinen mit religiösem Fanatismus vereinigen läßt.

Das Gesinde.

Die Stellung, welche das Gesinde innerhalb des gesellschaftlichen Organismus einnimmt, charakterisirt am Bestimmtesten die Begriffe, die in demselben über persönliche Freiheit gelten. Nach der Preußischen Gesindeordnung darf die Herrschaft sich gegen die Dienstboten keinen *körperlichen Zwang*, am wenigsten Ohrfeigen, erlauben. Dadurch wird dem Gesinde das Selbstgefühl gegeben, daß es persönliche *Mündigkeit besitze*, daß man mit ihm nicht mechanisch durch äußerliche Härte verfahren, sondern auf dem Wege der Intelligenz unterhandeln müsse. Für die Herrschaft aber erwächs't aus dieser Verordnung die Nothwendigkeit der *Zurückhaltung ihrer zornigen Affecte*. Sie darf sich nun nicht mehr in ihrem oft eingebildeten Uebermuth rücksichtslos gegen das Gesinde gehen lassen. Sie muß ihre

eigene Würde bewahren und setzt sich durch Thätlichkeiten der Gefahr aus, wieder geschlagen zu werden.

Diese Verordnung ist der Ausfluß der Aufhebung der Leibeigenschaft. Das Gesinde in Königsberg hat noch von der Zeit her, wo dieselbe in Preußen galt, obwohl sie nie eigentlich gesetzlich gewesen, am wenigsten in den Deutschen Strichen, die äußerlichen Manieren, in seiner Gesinnung aber den ganzen Trieb der freien, ihrer Freiheit bewußten Persönlichkeit. Aus diesem Dualismus kann man sich die vielen Gebrechen erklären, an denen es jetzt leidet; es sind die nothwendigen Begleiter einer Entwickelungskrankheit. Aber nicht vom Gesinde allein muß man dabei reden, vielmehr eben so sehr von der Herrschaft, denn auch diese hat einerseits noch alle die hochfahrenden, stolzen Formen der früheren Zeit, in welcher die Leibeigenschaft gesetzlich war, andererseits aber fällt ihr doch auch beständig der Gegengedanke ein, daß das Gesinde jetzt wesentlich eben so frei sei, als sie selber.

Das Gesinde hat also hier, wie anderwärts auch in seinem Betragen noch Vieles von der schmeichlerischen Unterwürfigkeit eines Menschen, der nicht das Recht hat, Mensch zu sein, sondern gelegentlich als pure Sache behandelt zu

werden sich muß gefallen lassen. Es ist augendienerisch, es redet nach dem Munde, es küßt bei dem kleinsten Beweise von außerordentlichem Wohlwollen die Hand, es bittet handküssend mit einem eigenthümlich verhaltenen zaghaften Ton um diese und jene Erlaubniß u. s. f. Es verspricht bei Drohungen in's Unendliche hin, was es leisten, wie gut es sich verhalten werde u. s. w. Das Lügen ist mit der Schmeichelei so innig verwebt, daß man es in dieser Region kaum als ein Laster ansieht. Das hiesige Gesinde lügt „wie gedruckt" und muß leider auch oft auf Befehl der Herrschaft für diese lügen. Es muß dieselbe, ist sie auch zu Hause, verleugnen, bei vorkommenden Geldverlegenheiten, Fehlgriffen, Mißverhältnissen sich mit Lügen zum Sündenbock machen, daher ich dasselbe, in dieser Beziehung zum System der elenden Nothlüge, nicht für so verderbt halte, als es scheinen möchte.

Aber es hat auch aus dem früheren Zustande des Druckes her wirklich die Untugenden des unfreien Menschen. Es thut wenig aus eigenem Trieb, nach eigener Ueberlegung. An absolute Abhängigkeit, an völlige Willenlosigkeit gewöhnt, erwartet es den Befehl. Am merkwürdigsten ist dem Fremden, der sich von Deutschland übersiedelt, die Bereitwilligkeit, ein Geschäft sogleich fallen zu lassen, sobald

von der Herrschaft noch ein anderes aufgetragen wird; z. B. eine Magd scheuert Gefäße blank, hat also nasse Hände, ist mit einer Schmutzschürze vorgethan u. s. w. Es wird ihr nun, während sie so beschäftigt ist, gesagt, sie müsse heute noch zu Jemand hingehen, eine Bestellung auszurichten, so wird sie sogleich Alles stehen lassen wollen, dem Befehl nachzukommen. Hat nun auch die Herrschaft kein Einsehen, so kann die äußerste Verwirrung in einer Wirthschaft durch Mangel an rechte Zeiteintheilung entstehen. Der Herrschaft selbst Vorschläge zu machen, wie die Einrichtung wohl am zweckmäßigsten getroffen werden dürfte, wird selten gewagt. Es hängt aber mit diesem Mangel an Selbsteinsicht, an eigener Theilnahme, auch eine Oberflächlichkeit der Verrichtungen zusammen. Die Arbeit wird formell abgethan. Es wird, wie man hier alsdann sagt, darüber „hingehuscht." Entdeckt dies die Herrschaft, wie es doch kaum ausbleiben kann, so ist die leidige Folge, daß die Arbeit noch einmal gethan werden muß. Den Werth der Zeit aber kennt nur der freie Mensch und diese Rücksicht, zu anderer Thätigkeit sich eine Stunde zu ersparen, ist daher die letzte, welche der gewöhnliche Dienstbote nimmt. Eben in der Gewohnheit, sich nicht aus sich zu bestimmen, keine Verantwortlichkeit zu übernehmen, die aus eigenem Denken stammte,

die Angelegenheiten des „Brodherrn" innerlich als fremde anzusehen, die ihm selbst nie zum Genuß kommen, mag die Gedankenlosigkeit und Ungründlichkeit ihren Ursprung haben.

Der Leibeigene hat ferner wohl Neigung zum Putz, aber er hat keinen Sinn für Schönheit. Er behängt sich mit allerlei auffälligen Dingen, um unter seines Gleichen hervorzustechen. Er freut sich seiner Livrée. Je bunter, je besser. Aber Symmetrie, Eurythmie überhaupt machen ihm keinen Kummer. Hiervon ist an dem Königsberger Gesinde auch noch mancherlei zu merken. Es liebt „den Staat" d. h. möglichst modische Anzüge. Das Solide, Zweckmäßige der Kleidung ist nicht das Princip, von dem es ausginge. Viele Mägde, ja wohl die meisten, haben hier z. B. keinen Kattun-Mantel, sondern wickeln in der Kälte ihre Hände nothdürftig unter die Zipfel eines Umschlagetuchs. Geht eine Magd darauf aus, sich einen Mantel machen zu lassen, so soll es gleich ein seidener zum Spazierengehen sein; von dem mannigfaltigen Gebrauch, den eine Deutsche Magd von ihrem kurzen Mantel in Sturm, Regen und Schnee macht, beim Einholen von Sachen, die dadurch geschützt werden, zum Verbergen der schmudligen Küchentoilette, wenn sie plötzlich über die Straße gehen muß und sich reinlicher anzuziehen, nicht erst Zeit hat, davon

scheint eine Königsberger Collegin erst sehr trübe Ahnungen zu besitzen. Hat nun eine solche Magd im Zimmer aufzuräumen, so empfindet sie es noch nicht, wenn ein Stuhl drei, ein anderer sechs Zoll von der Wand absteht, wenn der Tisch vor dem Sopha diesem nicht parallel läuft, wenn ein Wandkorb schief hängt u. s. w. Oder — die Unschuld! — ahnt nicht, wie sie uns verletzt, wenn sie ein paar Lichter auf den Tisch so unsymmetrisch hinsetzt, daß dieselben nur zufällig dahingekommen zu sein scheinen. Von diesem Pedantismus der Ordnung, der dem Gebildeten so wesentlich ist, wissen die Dienenden noch nichts. Auch der Schmuz, dem sie oft verfallen, mag damit zusammenhängen. Sie sind im Stande, die unsauberste Leibwäsche zu tragen, aber mit einer weißen Haube oder Schürze sich für sehr gut angezogen zu halten. Die Feinheit der Nerven, welche durch Mißordnung, Staub u. s. w. so übel erregt werden kann, ist ihnen völlig fremd. Sie kennen nur ein Beseitigungssystem des Widrigen für die oberflächlichste Außenseite, ein Verbergen der Unordnung.

Im Essen sind sie sehr große Virtuosen. Der fremdher Gekommene muß sich erst an die Riesenquantitäten gewöhnen, welche sie an Brod, Kartoffeln, Grütze, festen Mehlklößen, die hier Keulchen genannt werden und, mit Speck und

Zwiebeln zubereitet, als ein Lieblingsgericht gelten, an grauen Erbsen und an Käse verschlingen. Sie sind aber zugleich so genäschig wie Kinder. Alles Süße und alles feinere Backwerk ist für sie unwiderstehlich. Die Lüsternheit verführt sie daher oft zum Wegstibitzen von kleinen Eßwaaren, gerade wie sie auch sonst Kleinigkeiten stehlen. Nadeln, Flickerchen, Scheeren, Bleistifte, Siegellackstücke, kleine Messer, Papier, Knöpfe, Zwirn, Bindfaden, solche Dinge sind für ihre Hände eben so gefährlich, als die offene Zuckerschaale. Sie haben bei diesem „Mausen" auch gar kein sonderlich böses Gewissen. Es gehört zu ihrer Oeconomie. Von großen oder gar kühnen Diebstählen durch das Gesinde hört man hier nichts, aber alle Eßwaaren und Kleinigkeiten muß man sorglich unter Schloß und Riegel halten.

Bei solcher Kindhaftigkeit der Begierden, mit welcher die Mündigkeit des Selbstgefühls sehr contrastirt, darf man sich daher nicht wundern, wenn in Königsberg ein Dienstbote viel weniger leistet, als anderwärts. Zum Theil liegt dies in seiner noch nicht genug entwickelten Intelligenz, in seiner erst zum halben Eigenthum gewordenen Freiheit. Undenkend, bald befriedigt, materiell, gutmuthig, leichtsinnig, thut er nur, was er muß, und thut es ohne innere Theilnahme. Das Vermischen und Verwirren der Arbeiten, das Anfan-

gen und Liegenlassen, was dadurch entsteht, nennt man hier mit einem Provincialismus „Krengeln." Die Folge solcher Unbehülflichkeit ist, daß man mehre Dienstboten hält. Allerdings gibt es genug einfache Haushaltungen, in denen eine „fille à tout faire" hinreicht, besonders wenn die Hausfrau selbst das Werk mit angreift. In zusammengesetzteren Haushaltungen, bei Wohlhabenderen, wird außer der Köchin ein sogenanntes „Kleinmädchen" gehalten, welche die Meubel in den Stuben in Ordnung halten, den Tisch decken, den Thee besorgen, die kleineren Kinder beaufsichtigen, eine Aufmerksamkeitt auf die Bequemlichkeit der Gäste haben muß u. s. w. Noch weiter hinauf wird eine "Mamsell" ins Haus genommen, welche auch das Innere der Wirthschaft leitet, die Küche dirigirt, „herausgibt," die Schlüssel zu den Wäsch- und Kleiderschränken, zum Geschirr hat und eine solche Intendanz führt, daß „die Frau vom Hause" sich nur um sich, um ihren Putz, ihr Fortepiano, ihre Besuche, ihren Mops oder Papagei zu kümmern hat. Noch eine Stufe höher wird ein Factor gehalten, der Wasser trägt, die Briefe zur Post besorgt, Einladungen macht, die Pfeifen stopft, die Oefen heißt, die Kleider reinigt. Noch eine Stufe hinauf folgen dann der eigentliche Bediente und der Kutscher, obwohl diese letzteren seit der neuen

Droschkeneinrichtung allmälig immer mehr verschwinden dürften. Aus dieser Theilung der Arbeit an so viel Personen wird man leicht ersehen, daß eine Wirthschaft in Königsberg sehr kostspielig ist. Aber nicht nur kostspielig, sondern auch ärgerlich.

In vielen Haushaltungen herrscht hier das System, dem Gesinde, da es so schwer zu ersättigen, da die Masse der Speise seinem Magen so wesentlich ist, Kostgeld zu geben, um wenigstens diesen Quell von Aufwand und Aerger abzugraben. Nur entspringt daraus oft der Uebelstand, daß das Gesinde sich von diesem Gelde so viel als möglich zu sparen, der Herrschaft aber von dem Essen, was für sie zugekocht wird, so viel als möglich und angänglich, zu entwenden sucht. Manche Mägde vermiethen sich gar nicht anders, als mit der Bedingung, Kostgeld zu erhalten. Es sind gewöhnlich diejenigen, die Kinder haben, für deren Unterhalt sie sorgen müssen. Leider gibt es hier solcher Unglücklichen genug. Noch beklagenswerther sind freilich die Kinder, die, bei kleinen Leuten ausgethan, nachlässig gehütet, stiefmütterlichst behandelt, schlecht genährt, lumpig gekleidet, gewöhnlich an skrophulösen Abzehrungen im zweiten, dritten Jahr ihres jämmerlichen Daseins sterben. Mit scheußlicher Frivolität nennt das Volk dies: Engel machen. Man

möchte das Ammenwesen, das besonders diese subtilen Mordthaten unterhält, auch aus diesem Grunde verwünschen, denn eine Magd, die von einem Soldaten, Gesellen, Lastträger u. s. w. sich hat schwängern lassen, pflegt nach der Entbindung, zunächst „als Amme zu gehen." Um sich und ihr Kind zu ernähren, verleugnet sie die Liebe zu ihrem eigenen Kinde, entfremdet sich ihm und widmet einem ihr sonst ganz gleichgültigen Geschöpf nicht ihre Liebe, nur ihre „Nahrung."

Bis hieher habe ich mehr die Puncte erörtert, in denen das hiesige Gesinde die negativen Eigenschaften zeigt, die ihm in dem Uebergange von seiner früheren abhängigern Stellung zu seiner gegenwärtigen freieren anhaften. Man wolle dies nicht so verstehen, als sei meine Meinung, es habe früher, vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, hier gar kein freies Gesinde gegeben. Ich will nur sagen, daß dieselbe sonst den Ton angegeben und ein System des Benehmens bei dem hiesigen Gesinde erzeugt hat, welches mit einem andern System, das aus dem Selbstgefühl der Freiheit sich erst zu gestalten strebt, noch verwickelt ist. Man wird dies am besten verstehen, wenn ich noch die positive Form auseinandersetze, worin sich das moderne Bewußtsein des Gesindes offenbart. Diese Form ist ganz einfach die Anforderung der Dienenden, sie als Personen zu behandeln,

höflich mit ihnen umzugehen. Eine „schlechte Behandlung“ lassen sie sich nicht mehr „gefallen.“ Sie sind „auch Menschen.“ Sie werden sich schon „Recht zu schaffen“ wissen u. s. w. Die Herrschaft ihrerseits schwankt nämlich noch oft zwischen jener Vertraulichkeit, welche der Herr bis zur Schaamlosigkeit gegen den Leibeigenen hat, der sich ja über ihn kein Urtheil, wenn er's auch hätte, „erlauben“ darf und zwischen einer an Verachtung grenzenden abgeschnittenen Zurückhaltung gegen den Dienstboten. Einerseits ist er ein so gleichgültiger Mensch, daß man nichts vor ihm geheim hält, gar keine Delicatesse gegen ihn beobachtet; anderseits ist er für den Herrn noch so wenig Mensch, daß man eben nur das Nichtssagendste mit ihm theilt und ihn wie ein nothwendiges Uebel behandelt; man sieht nur eine Maschine in ihm, die, versagte sie einmal den Dienst, sogleich mit einer gefälligeren vertauscht werden kann. Der Dienende wird hier auch noch mit „Du“ angeredet; er existirt nur nach seinem Vornamen, wenn man ihn ruft und der Befehl hat noch nicht, wie in Frankreich und England, sich mit der Bitte vermischt; er ist noch der abstracte Imperativ. Die Waffe, die er zur Wahrung seiner Persönlichkeit hat, ist die „Kündigung.“ Davon wird denn auch fleißig Gebrauch gemacht. Auf sie pocht er. Er sucht sich zwar

auch durch Raisonniren, durch Verläumdung, durch Trotz und Murrsinn zu helfen, allein gründlich kann er es nur durch das „Aussagen.“ Die Völkerwanderung der Dienstboten aus einem Viertel, aus einem Hause in das andere, wogt hier beständig auf und ab. Es ist der der Hörigkeit gerade entgegengesetzte Zustand. Der Hörige war mit dem Dasein seines Leibherrn für das Leben verwachsen, aber auch der Herr war ihm, so hart er ihn behandeln mochte, mindestens für Obdach und nothdürftigsten Unterhalt verpflichtet und dies brachte eine Sicherheit, eine Zuversicht in das Dasein, welche dem nomadisirenden Dienstboten fehlt. Oft möchte er seinerseits wohl im Dienst bleiben, aber die Herrschaft kündigt ihm, weil ihr irgend etwas an ihm mißfällt; sie schreibt als Ursache auf den Entlassungsschein, daß sie „sich verändern wolle;“ jede will ein Ideal von gefälligem Aeußeren, von Behendigkeit, Treue, Freundlichkeit, Fertigkeit; selten wird ihm Toleranz, noch seltener das Loos zu Theil, daß die Herrschaft ihn technisch und ethisch weiterzubilden, ihn zu erziehen trachtet.

Aus der Gemüthlosigkeit eines so unaufhörlichen Wechsels, aus der Zufälligkeit der ganzen Existenz entspringt daher bei den Dienstboten noch ein charakteristischer Zug: der Aberglaube. Den untersten Volksclassen entsprossen, in eine ungewisse

Zukunft hineingedrängt, hegen sie ein Heer von superstitiösen Angewohnheiten und eine Tradition von Vorbedeutungen, Traumauslegungen, wie nur die Religion als magische Naturreligion sie haben kann. Ich müßte hier zu weitläufig werden, wollte ich eine Uebersicht des hiesigen Aberglaubens geben, wie er in der Classe der Dienstboten sich fixirt hat. Ich bemerke daher nur, daß er sich speciell, wenn man von dem absieht, was in ihm allgemeiner Volksaberglaube ist, wie natürlich, um folgende Puncte drehet: 1) um den Geliebten — ob sie einen bekommen werden, oder, wenn sie einen haben, ob er treu bleiben und es zur Heirath kommen werde; 2) um die neue Herrschaft, ob es ihnen bei ihr glücken werde; 3) ob sie etwas in der Lotterie gewinnen werden.

Es ist unzweifelhaft, daß die weitere Durchbildung der Freiheit uns allmälig immer bessere Diener schaffen wird. Wenn wir dieselben erst völlig als unseres Gleichen ansehen, die für uns eben so thätig sind, als wir selbst für Andere, oder als es bereits die Handwerker sind, erst wenn auch bei uns die Humanität völlig durch dringt und wir in keiner Weise mehr ein Privilegium voraus zu haben glauben, sondern in dem Dienstboten denselben Geist, dieselbe Ewigkeit, Göttlichkeit anerkennen und dies Anerkenntniß auch in unserem Betragen bethätigen,

dann erst werden wir gute Dienstboten haben. So lange noch ein Ring der Sclavenkette zurück bleibt, ist dies nicht möglich. Wir können somit als Herrschaft sehr viel thun, die Uebergangsperiode zur vollen Freiheit zu verkürzen. Ich weiß übrigens sehr wohl, daß Vieles von dem, was ich als Eigenheit unseres Gesindes gesagt habe, vom Gesinde überhaupt gilt und schließe diese Skizze mit den schönen Worten Lewald's (Aquarelle II., 154), die mir durchs Herz gegangen sind: „Am Beklagenswerthesten sind mir immer in unserm häuslichen Stillleben die Gruppen der Dienenden erschienen! Arme Geschöpfe! Wer nimmt sich die Mühe, euch zu verstehen! — Der von der Obrigkeit anberaumte Tag erscheint und solch ein Mädchen fällt, wie vom Himmel geschneit, plötzlich mitten in eine Familie. Alles ist ihr fremd; sie weiß nichts von den Angewöhnungen, von den Eigenthümlichkeiten, von den guten und bösen Sitten im Hause. Schüchtern, ängstlich tritt sie auf; sie wünscht sich Allen gefällig zu zeigen; sicherlich betritt Keine die Schwelle einer neuen Herrschaft mit dem Vorsatz, Verdruß zu erregen und sich und Andern das Leben zu verbittern. Und doch — wie oft wird dies vorausgesetzt! — Nähert sich Jemand dem armen Geschöpfe freundlich? Nimmt sich Jemand die Mühe, ihm ein Bild von der Familie zu entwerfen, was doch so

nöthig wäre? Würde das Mädchen im Hause Nachrichten einzusammeln suchen, und erführe es die Herrschaft, wäre man nicht sogleich bereit, ihr ein Verbrechen daraus zu machen? Die Frau vom Hause tritt ihr herrisch entgegen; sie muß von den fremden Leuten rauhe Befehle hinnehmen; sie muß sie schnell und zitternd ausführen, weil sie nicht weiß, ob es ihr gelingen wird, sie recht auszuführen. Das Glück, der Zufall wird entscheiden; über die precäre Existenz von wenigen Monaten."

Ein Morgengang am Bohlenwerk.

Die bisher gegebenen Schilderungen werden gewiß den Eindruck hinterlassen, daß Königsberg eine weitläufige und mit mannigfaltigen Lebenselementen ausgerüstete Stadt ist. Will man alle diese Elemente zusammengedrängt sehen, so muß man einen Spaziergang am Bohlenwerk machen, besonders am Morgen. Denn das, was Königsberg äußerlich belebt, was ihm seine augenfällige Physiognomie gibt, ist der Handel. Dieser aber verkündet sich hier allenthalben in den Gebäuden der Börse, der Bank, der Speicher, des Packhofs; in den Schiffen aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, England, Schottland, Irland, Nordamerika; in den Lastträgern, Steuerbeamten, Kaufdienern, die sich auf den Brücken und an den Ufern durch einander tummeln. Da kommt ein Schiff den Pregel herauf und schlingt ein aus-

geworfenes Tau wie einen Arm um einen der großen Pfähle auf dem Bohlenwerk, oder kettet sich auch an einen der großen eisernen Ringe, die in Granitsteinen am Boden befestigt sind. Das Hoehoi der Matrosen, welche die Zugleine abwinden, erfüllt die Luft. Da nimmt ein Schiff Ladung; die Helfer (Sackträger) laufen über Bretter, die von den Speichern ausgelegt sind, mit den Säcken hin und wieder und man vernimmt den einförmig melodischen Ruf der Messer beim Ab- und Aufschütten des Getreides. Da hat ein Schiff geladen, ist segelfertig und die Matrosen singen zum Abschied, während ein anderes ausladet und die Matrosen beim Aufwinden der Waaren aus dem innern Schiffsraum zum Ebenmaaß der Bewegung einen Kanon singen. Die größeren Schiffe bleiben allerdings in Pillau und senden ihre Ladung in kleineren Fahrzeugen, den Vordingen, zur Stadt. Es kommen fast nur Zweimaster, aber doch genug, um einen malerischen Prospect darzubieten. Es ist wunderbar, welche Macht die unmittelbare Wirklichkeit hat. Die Ferne wird zur Nähe; der Begriff bewährt seine Realität. Amerika, England u. s. w. existiren, denn hier steht ein Schiff, hier sind Menschen von dorther. Wenn man so ein Schiff aus New-York, Boston, Dublin, Hull, Stavanger, Gröningen, Kopenhagen u. s. w. vor sich hat, so wird man unwillkürlich von der

Freude an der Weite und Mannigfaltigkeit der Welt ergriffen. Diese Menschen, da zwei Fuß von Dir auf diesem Schiff, gehorchen ganz andern Gesetzen als Du, haben eine ganz andere Heimath, leben zum Theil in ganz andern Sitten — und doch sind sie Menschen, wie Du, sind deine Brüder, sind Christen! Wenn besonders auf den blanken Holländischen Schiffen, zwischen den wetterfesten Seeleuten, eine Frauengestalt mit phantastischem Kopfputz, einem breiten Goldblech, das der Haube Diademartig eingefugt ist, aus dem Schiffsraum auf das Verdeck kommt, wenn sie ein Kind an der Brust trägt, ein Hund sie bellend umschmeichelt, so hat man das rührendste Bild vor sich. Dies schwimmende Holz birgt eine ganze Familie, eine Welt, die, an einer einsamen Insel landend, eine Menschengeschichte ganz für sich anfangen könnte. Dies Kind, in dessen Ohren vom ersten Augenblick an das Geklatsch der Wogen, das Pfeifen des Windes in dem Tauwerk und den Segeln tönten, welches die Städte und Länder stets nur so von dem Wasser aus angesehen hat, wie wir die Schiffe vom Land aus, muß ein guter Seemann werden. Poseidon ist seine Gottheit.

Es liegt einmal in der Schiffswelt etwas den Geist Beflügelndes. Da fährt ein Schiff uns dicht vorüber, wir könnten vom Bohlenwerk fast

hineinspringen. Nach einigen Wochen begrüßt es ganz andere Ufer, gehen ihm ganz andere Menschen vorüber, liegt es in einem ganz andern Hafen und die Erinnerung an Königsberg ist wie ein Traum. Die Namen der Schiffe haben selbst oft etwas Mährchenhaftes. Zwar kommen auch sehr viel Elisen, Henrietten, Mathilden u. s. w., vorzüglich auf Holländischen Schiffen, vor, aber auch Helden der alten und neuen Geschichte, Cäsar, Washington, Hannibal, aber auch Götter und Göttinnen, Fortuna, Ceres, Pluto u. s. f. blitzen uns ihre goldenen Buchstaben entgegen oder stellen sich auch wohl, mit lebhaften Farben bemalt, in dem Schnitzwerk der Bogsprietseite in effigie dar. Bei den Polnischen Fahrzeugen fehlt die Poesie des Namens.

Am Ufer auf dem Bohlenwerk sieht es bunt aus. Waarenballen, Talgglocken, Zuckerhüte, Papierstöße, Roheisen, Eisengeschirr, Flachs- und Hanfballen, Fässer, Häringtonnen u. s. w. bedecken den Boden. Deutsch, Englisch, Holländisch, Polnisch, Dänisch wird durcheinander gesprochen. Die Aufseher am Bohlenwerk, die Brückenwärter an den Durchlassen, reden, glaube ich, schon die allgemeine Mischsprache, welche Charles Nodier als das Resultat des steigenden Verkehrs der Nationen prophezeiet hat. Sie wissen in allen Zungen sich mit allen zu verständigen. Eben so mannigfaltig

ist die Tracht. Obwohl die Matrosen aller Nationen viel Gleichartiges haben, so sieht man doch auch merkwürdige Unterschiede; die Holländischen z. B. lieben rothe Jacken, die oft zum Trocknen aushängen, die Nordamerikaner dunkel gestreifte. Die Holländischen scheeren sich den Bart am Kinn glatt weg, die Engländer und Amerikaner lassen sich gern einen Kranzbart wachsen; die Holländer lieben weiße Wäsche, die Engländer, Norweger, Amerikaner gehen außerordentlich solide gekleidet, haben aber oft Hemden, Vorhemden, Halstücher von blau und rosaroth quarirtem Nanking. Silberne Ohrringe tragen fast alle Matrosen, gewöhnlich aber nur in einem Ohrzipfel, was ihnen unter dem breitkrämpigten, schwarzlakirten Sturmhut, der in den Nacken hin wie ein Dach abläuft, ein recht pfiffiges Ansehen gibt. Südamerikanische, Spanische und Französische Schiffe kommen selten her. Eines Nachmittags holte mich ein Freund zum Spaziergang ab und wollte mir ein großes Französisches Schiff zeigen. Er wunderte sich, daß ich noch nichts von demselben gehört, es noch nicht bemerkt hätte. An der Ecke, wo die Schiffe in dem Canal, der von der Insel Venedig ausläuft, gekantet und kalfatert werden, lag einer der größten und schönsten Zweimaster, die ich je gesehen. Er ging schon tief in Wasser und hatte beinah volle Ladung. Auf den Rahen

hingen schon die Matrosen, die Segel zu ordnen. Kräftige, untersetzte Gestalten, kernige Gesichter. Auf dem Kopf trugen sie von rothem Wollengarn gewebte leichte Mützen. Mit großen Buchstaben lasen wir den Namen: Providence, konnten aber den Namen des Heimathortes nicht lesen, weil der Spiegel des Schiffs über die Ecke hinauslag. Nun benahmen wir uns recht albern Deutsch. Wir bewunderten Alles an dem Schiff und den Leuten. Wir bemerkten in den Bewegungen so viel Grazie, in den Augen so viel Feuer, in dem Munde so viel Spirituelles. Wir fanden in den rothen Mützen etwas Jacobinismus, in der ganzen Haltung aber den freien Mann, der die Charte zur Wahrheit macht. Unsere Memeler, Danziger, Stettiner, vollends Königsberger traten uns weit zurück. Auf einmal wurde ich aufmerksam. Von dem einen Mastkorb rief es herunter: Henerich, mâk doch de Line aff!" Was, rief ich lachend, diese Franzosen sprechen ja vortrefflich Plattdeutsch? Mein Freund war über die verrätherische Vermuthung, die in diesen Worten dämmerte, halb empört. Er ging auf den Matrosen, der die Leine von dem Pfahl abgeschlungen und über Bord geworfen hatte, zu und sagte sehr höflich: „Monsieur, Vous êtez Français; n'est ce pas? De quelle ville venez Vous à présent?" Antwort: „Watt meene Se?" Nun mußte auch mein Freund lächeln

und platzte heraus: „Sie kommen nicht aus Frankreich?“ — „Nee, ût Memel.“ — „Aber das Schiff hat doch einen Französischen Namen?“ — Nun belehrte uns der ehrliche Preuße, daß Providence eben nur so ein Name sei, der allerdings eine Beziehung auf Frankreich habe, weil das Schiff zuweilen auch dahin Ladungen bringe; es sei aber in Memel zu Hause. Was sind wir Deutsche doch für Illusionssüchtige Menschen, besonders wenn es Frankreich gilt!

An den beiden Seiten der grünen Brücke liegen die Holzschiffe aus Elbing und andern Orten. Diese Schiffer haben runde Hüte, große lange Westen und tragen über Tuchhosen sehr weite kurze Pluderhosen von Leinwand. Zwischendurch drängen sich kleinere Fahrzeuge mit Käse, Kartoffeln und weißem Sand, die stets ein zahlreiches Publicum von Köchinnen und Hausfrauen aus den untern Volksclassen um sich versammeln. Die Bordinge haben die Gewohnheit, schwarze Tafeln auszuhängen, auf denen der Name des Schiffers und des Ortes, wohin er fährt, mit dem Beisatz: „Will's Gott!“ zu lesen ist. — Vor den Hanf- und Flachsspeichern sind gewöhnlich Gruppen von Juden versammelt im schwarzen Kaftan mit großem, rundem, breitgekrämptem Hut, Stäben in der Hand, mit langem Bart und meist ansprechenden Physiognomieen. Zwischen allen diesen

Gestalten tauchen nun andere auf, die einen kleinen Verdienst suchen. Hier werden dem Matrosen Schuh und Stiefel, da Bürsten, dort Spiegel, seidene Tücher, kleine Pappkasten u. s. w. angeboten. Endlich schleichen auch ganz verdächtige Figuren umher, die Holzspäne, verschüttetes Korn, Steinkohlensplitter, Flachsbüschel u. s. w. aufsammeln, gelegentlich aber auch ein Geräth, ein Kleidungsstück entwenden. Mitunter, allein selten, läßt sich auch auf einem Schiff ein Neger sehn.

Noch muß ich als eine Eigenthümlichkeit die Weiber erwähnen, die in den Speichern Heede, Hanf und Flachs zurichten und sortiren. Sie singen häufig, noch mehr aber klatschen sie. Sie haben einen starken esprit de corps.

Weiterhin folgen links und rechts, wo das Bohlenwerk aufhört, die Schiffswerfte. Das Ablaufen eines Schiffs vom Stapel gehört zu den größten Vergnügungen Königsbergs und wird daher auch wohl zur Ehre fürstlicher Personen veranstaltet. Es ist auch wirklich ein schönes Schauspiel, wenn die Brust des Schiffes sich in den Strom tief einbohrt, um dann mit einmal sich zu heben und zu wenden. Eine Menge Boote umtanzen es auf den mächtig schaukelnden Wellen; die Nachbarschiffe haben, wie zur Sonntagsfeier, die Flagge aufgezogen und es selbst entfaltet die seinige, indem es abläuft. Bis zu diesem Augen-

blick hin harrt Alles in stummer Erwartung, die sich dann in einem allgemeinen Geschrei von ihrer Gepreßtheit befreiet. Doch gestehe ich, immer Musik, mindestens Flinten= und Pistolenschüsse, vor und während des Actes vermißt zu haben.

Eine besondere Schattirung haben die Dampfschiffe seit zwei Jahren in unsere Schiffswelt gebracht. Bei dem Dampfer fällt das reiche Segelwerk und die Kühnheit der Masten fort. Es hat zwar auch Masten und Segel, aber nur klein, niedrig als Nebenhülfen. Die Hauptmacht sind die Räder und er bekommt daher durch den eisernen Schornstein etwas Hausartiges. Er wirbelt eine drohende Wolke über sich fort, indessen die andern Schiffe innerhalb des Holländer Baums nicht einmal kochen dürfen. Das Königsberger Dampfboot, die Gazelle, ein schlankes, rasches Fahrzeug, geht besonders zwischen Königsberg und Pillau, Königsberg und Danzig hin und her. Danzig, Memel, Schaaken, Elbing haben wieder ihre eigenen Dampfschiffe. Die Fahrt auf der Gazelle nach Holstein, ins Haff, nach Pillau gehört nun schon eben so zu den Volksbelustigungen, als eine Fahrt zu Wagen nach Arnau, Juditten, Aaweiden u. s. w. Die allmälige Erweiterung der Wasserfläche, das immer fernere Zurücktreten der Ufer ist sehr schön. Schwarze

Tonnen, Birkenäste, an Stricken hängend und mit Steinen im Grunde befestigt, tanzen rechts und links unermüdlich auf den Wellen, die Fahrlinie zu zeichnen. Holstein ist eigentlich ein Schloß, in Form eines H von einem Holsteinschen Prinzen, der hier lebte, erbauet. In der Nähe desselben befindet sich ein vielbesuchtes Kaffeehaus, nach welchem man auch auf einem Damm am Pregelufer zu Wagen fährt. Auf einer Landzungenspitze, die zu einer Mole erweitert worden, stehen hier die Backen d. h. die Feuerbecken auf einem Holzgerüst als Wahrzeichen für die Schiffe auf dem Haff und von hier beginnt die Reihe der hülfreichen Tonnen und Sträucher, bis weiterhin diese flottenden Symbole auch ausgeworfene Netze bezeichnen.

Pillau, der eigentliche Hafen Königsbergs, liegt an der Mündung des Haffs in die freie See und ist ein freundliches mit Holländischer Sauberkeit rein und blank gehaltenes Städtchen. Die Häuser sind mit dunkeln Oelfarben gestrichen, mit Doppelfenstern geschützt. Messingknöpfe zieren die Thüren. Man macht einen Besuch auf dem Leuchtthurm, an dessen dicken Scheiben sich zur winterlichen Zeit oft viele Vögel, vom Lichtschein getäuscht, den Kopf einrennen. Man besieht sich die Festung, auf der gewöhnlich einige Staatsgefangene leben und geht, Kaffe zu trinken, auf

die Plantage, einer jüngeren, trotz des vielen Sandes wohl gedeihenden Baumpflanzung. Die übrige Zeit schlendert man am Ufer umher und sieht dem Kommen und Gehen der Schiffe zu, worin einmal ein unaussprechlicher Zauber liegt. So bringt man einige Stunden ganz angenehm zu und ist nach einer Fahrt von drei Stunden zum Abend wieder in Königsberg, vom Verdeck des Schiffes unter einem Zeltdach das Schauspiel des Sonnenunterganges, der wechselnden Ufer, der allmäligen Verengung der Wasserfläche und des Hervortretens der Stadt Königsberg genießend. Früherhin galt die Fahrt nach Pillau auf der Post oder auf dem Bierboot zu Wasser schon für eine Reise; es ist bekanntlich die einzige, die Kant gemacht hat; gegenwärtig ist diese Tour von sieben Meilen hin und zurück zu einer Spazierfahrt zusammengeschrumpft.

Will man sich über das Schiffswesen orientiren, so muß man auf den Mast achten. Er ist für die Architektur der schwimmenden Bauwerke dasselbe, was die Säule für die Landarchitektur. Die Säule hat ihren Zweck im Tragen. Sie macht zwischen Fundament und Decke die Mitte aus. Ihre Stärke, Höhe, Anzahl ist daher das wahre Wesen des Gebäudes. In der Wand ist sie, so zu sagen, noch verborgen und muß erst bei weiterer Vervollkommnung aus ihr heraus-

treten. Alles aber drehet sich um dies Element. Je weniger die Säule entwickelt ist, um so mehr ist die Schönheit einer Architektur zurück; je mehr, je freier und mannigfaltiger, zuletzt sogar in Säulenbündeln, sie erscheint, um so höher steht eine Baukunst. Gerade so ist es mit dem Mast, nur daß er, umgekehrt, wie die Säule nicht zu tragen hat. Aber er führt das Schiff. An ihm hängen die Segel. Seine Stärke und Höhe muß mit dem Körper des Schiffs in der genauesten Proportion stehen, damit es das Gleichgewicht behalte. Ein Fahrzeug ohne Segel muß gerudert werden, allein wie weit kommt man damit! Die Schiffsbaukunst schreitet also von dem Fahrzeug, das ohne Segel ist, dadurch fort, daß sie ein, zwei, drei Hauptmasten aufstellt. Hierbei kommt es, außer auf die Nebenmasten, noch besonders auf die gleiche oder ungleiche Höhe der Masten an. Die ästhetisch vollendetste Form ist unstreitig der Dreimaster, dessen Mittelmast die beiden andern Masten in gleichem Abstande gleichmäßig überragt. (Siehe Beilage, Figur 2.)

Durch die Modificationen, welche der Mast bedingt, wird daher der Charakter des ganzen Schiffs bis in die kleinsten Verhältnisse hin verändert. Die ganze Größe und Schönheit zeigt das Schiff auch nur, indem es segelt. Die tiefe Empfindung, welche Heine und Wien=

barg für das Meer haben, hat sich bei Freiligrath zur bestimmten Anschauung der Schiffswelt und ihrer länderverbindenden, völkervermischenden, Natur und Sitten contrastirenden Treibens individualisirt und hierdurch hat er, während die Führer unserer vorangehenden Lyrik, insbesondere die Schwaben, so zu sagen, Binnendichter waren, der Poesie ein neues und interessantes Feld erobert, das nur nicht in der platten Weise sogleich abgewirthschaftet werden muß, daß man Hoffmann's und Berghaus' geographische Handbücher in Reime bringt. Ohne Erlebniß wird auch hier kein poetisches Ergebniß kommen.

An dem Hafen in der Mainacht bin ich auf und ab gegangen,
Bis des Morgens frischer Odem kühlte meine heißen Wangen.
Rings auf den Verdecken hört' ich fremder Vögel Frühlied schallen,
Aus dem Garten überm Wasser scholl das Lied der Nachtigallen.

Fremde Schaustellungen.

Wachsfigurenkabinette, Menagerien, Taschenspielkünste, Automatensammlungen, Akrobaten, Panoramen, Metamorphosentheater, Puppenspiele, Spanische Reiter, Riesen, Zwerge, und wie die „noch nie gesehenen“ Merkwürdigkeiten weiter heißen, kommen aus dem westlichen Europa auf ihren Wanderungen zunächst nördlich bis Danzig, südlich bis Warschau. Ob sie auch nach Königsberg gelangen, hängt meistens davon ab, daß sie nach Petersburg sich zu gehen entschließen. Königsberg ist darin sehr schlimm situirt, daß in einem großen Umkreise nicht wieder eine große Stadt liegt, die Wandernden daher erst eine weite Strecke durchzumachen haben, bis sie sich wieder etabliren können. Selbst auf die Handwerker hat dieser Umstand Einfluß, weil die Gesellen von hier nicht so schnell wieder in eine große gewerbtreibende

Stadt kommen können, wie in Deutschland, Frankreich, Belgien, wo fünf bis zehn Meilen ihnen wieder einen Kreis der Thätigkeit öffnen. Nach Petersburg lockt das Russische Geld, der Reichthum einer mächtigen Residenz. Unterwegs kann das wohlhabende Riga noch einen bequemen Ruhepunct darbieten. Das arme Königsberg aber, so bildungsbeflissen seine Einwohner sind, reizt die Fremden wenig. Gehen sie nach Petersburg, so ist Hoffnung, daß sie auch bei uns ein paar Tage verweilen. Seitdem jedoch das Dampfboot von Lübeck nach Petersburg die Wasserstraße schneller durchfliegen läßt, als die Post den langen, einförmigen Landweg, seitdem kommen viele Virtuosen gar nicht mehr her und die Armuth Königsbergs an fremden Seh- und Hörwürdigkeiten steigert sich von Jahr zu Jahr. Ist von einer interessanten Erscheinung dieser Art in den Berliner Zeitungen die Rede, so wird man bald die Frage vernehmen, ob das Panorama, der Künstler u. s. w. seine Tour auf Petersburg nehmen werde? Unsere Cultur in diesem Kreise hängt also von dem Interesse ab, welches die Producenten in Petersburg glauben voraussetzen zu dürfen. Wer dächte wohl in Deutschland an einen solchen Einfluß Rußlands? Endlich geht auch ein Künstler nach St. Petersburg, von den „Barbaren" die Silberrubel einzustreichen, aber bei uns

„geht er nur durch.“ Er hat nur eine Nacht „im Deutschen Hause“ zugebracht und ist gleich weiter gefahren. Wie lange haben wir hier oft einen Genuß erwartet und, o Schmerz, er geht verächtlich an uns vorüber. Wir trösten uns dann mit der Rückreise von Petersburg, allein nur zu oft wird uns alsdann Warschau gefährlich, in welchem der Polnische Adel eine gute Ausbeute verspricht. So kam einmal eine Reitergesellschaft Tourniaire's von Warschau hieher, hatte aber nur ein männliches Personal, weil das weibliche von Polnischen und Russischen Offizieren als Courtisanen zurückgehalten war.

Für den Gebildeten ist es wesentlich, die Phänomene, welche die Europäische Culturwelt epochemachend durchdringen, sich anzueignen. Es fehlt sonst ein Baustein des Ganzen; man ist nicht recht orientirt; die Andern haben ein Voraus, dessen bewußter Mangel uns drückt. Seydelmann z. B. ist von Schlesien aus auf allen Bühnen Deutschlands gesehen — bei uns nicht. Versprochen hat man ihn uns oft genug, aber gekommen ist er noch nicht, obwohl er nun in Berlin ist. Die Bayaderen sind bis Berlin gekommen; unsern Norden haben sie gefürchtet. Dieser Schmerz ist um so größer, als Königsberg auf Berlin einen gewissen Neid hat. Von Berlin aus blickt man auf Königsberg so hin, wie die

Götter des freudestrahlenden, Musendurchsungenen, Horendurchtanzten, seligen Olymps nach dem Lande des Kimmerischen Dunkels schauten. Wir sind für Berlin schon eine ultima Thule und man dankt Gott, diesseits der Weichsel nach Westen hin zu wohnen. Der Königsberger hat dagegen das Gefühl, daß seine Stadt für die Entwickelung des Preußischen Staats doch intensiv keine geringe Wichtigkeit in Anspruch nehme, daß Preußen dem Staat den Namen gegeben, hier die Erhebung desselben zum Königreich geschehen, hier der Hof nach dem Tilsiter Frieden ein Asyl gefunden, daß von hier, von Memel und Königsberg aus, die thatsächliche Reaction gegen Frankreich, der politische Fortschritt seinen Beginn genommen. Man darf nur Niebuhr's Denkwürdigkeiten und Briefe lesen, um zu erfahren, in welchen Städten und Städtchen z. B. Bartenstein, hier bei uns die wichtigsten Arbeiten gemacht sind, aus denen Preußens Wiedergeburt hervorging. Das Krönungsfest a. 18. Januar, der Name Residenz, das Schloß erinnern den Königsberger beständig an seine vaterländische Bedeutung und doch muß er sich gestehen, daß er seine Stadt durch die unglücklichen Handelsverhältnisse mit Rußland von Jahr zu Jahr mehr sinken, Berlin aber nicht nur, sondern auch Städte, die früher kaum al pari mit Königsberg standen, z. B. Breslau, immer mehr

aufkommen, immer mehr an Industrie, Handel, Luxus gewinnen sieht. Nichts ärgert ihn daher mehr, als wenn ein Berliner herkommt und sich nun über die altfränksche Bauart, das schlechte oder stellenweis ganz und gar fehlende Pflaster, die elende Beleuchtung, den Mangel an öffentlichen Merkwürdigkeiten u. s. w. ausläßt. Wie beredt weiß er dann darzuthun, welche Vortheile Berlin aus dem Aufenthalt des Hofes erwachsen, Königsberg dagegen aus seinen geringen Mitteln einige 70,000 Thaler Verwaltungskosten aufbringen muß, weil die Stadt unendlich weitläufig ist, also viel Straßen hat, viel Pflaster, viel Brückenreparaturen, viel Laternen, viel Nachtwächter u. s. w. erfordert.

Es ist daher ein großes Glück, daß durch die Geselligkeit des modernen Vereinslebens die Weite des Raums für manche Culturelemente kein Hinderniß mehr ist. Dahin rechne ich z. B. daß Königsberg eine der ersten Städte gewesen, die einen Kunstverein begründeten. Die Stadträthe Degen, Friedmann und der Professor August Hagen traten zur Bildung eines solchen 1831 zusammen, zunächst für einen wohlthätigen Zweck. Jetzt, nach zehn Jahren, hat der Verein, der erst ganz local war und seine Kunstmittel aus der Stadt und Provinz selbst entnahm, bereits eine große Ausdehnung und Ver-

bindungen bis nach Triest, Wien, Cöln und Brüssel hin. Welch' ein Schmerz würde es sein, wenn wir hier von Gemälden Lessing's, Bendemann's, Schorn's, Schrödter's, Scheuern's, Achenbach's, Robert's, Gudin's, Roqueplan's, Verboekhoeven's, Sohn's, Hildebrand's u. s. w. immer nur lesen sollten! Nicht nur aber ein Kunst- und Gewerbeverein hat sich gebildet, es ist auch ein städtisches Museum in der Königsstraße erbauet worden, in dem die Bilder, die der Verein kauft oder malen läßt, Eigenthum der Stadt verbleiben. Durch die Huld des verstorbenen Königs von Preußen sind auch Gemälde von älteren Italienischen und Niederländischen Meistern, die allerdings noch Staatseigenthum sind, dem Museum zum Besitz überwiesen worden. Zwar sind dieselben von untergeordnetem Werth, allein sie können doch als Typen früherer Stylarten dienen und geben somit eine vortreffliche geschichtliche Erweiterung und Vervollständigung, für die wir sehr dankbar sein müssen. Erst wenn wir in dem neuen Gebäude die Aufstellung haben ordnen können, wird man sich recht daran zu erfreuen vermögen, was bisher in dem zerstückelten, theilweise lichtknappen Local am Altstädtischen Markt nicht möglich war. — Der Kunstsinn ist bei uns im entschiedenen Fortschritt begriffen und auf den Gütern gibt es bei

uns mitunter so gut, wie auf Englischen Landsitzen, überraschende Sammlungen.

Wenn Jemand, der irgend etwas zu zeigen hat, sich erst längere Zeit hier aufhält, so darf er darauf rechnen, daß er je länger, je mehr Theilnahme haben wird. Das hiesige Publicum scheint erst einer gewissen Gewöhnung zu bedürfen, ist dann aber um so anhaltsamer. Im Russischen Hause und im Altstädt'schen Gemeindegarten, dem gewöhnlichen Local fremder Schaustellungen, haben Panoramen, Automaten u. s. w. oft drei, vier Monate Besuch gehabt. Am merkwürdigsten war mir die lange Dauer des Aufenthaltes der „fünf Menschen von verschiedenen Raçen," die ein Capitain Hill vor mehren Jahren im Altstädt'schen Gemeindegarten zeigte. Es war eine Negerin von den Antillen, eine sein sollende Papunegerin, die aber auch in Westindien Sclavin gewesen war, zwei Neger ebenfalls aus Amerika und ein Malaie aus der Gegend von Madras. Sehr klug war es angefangen, daß es eben nur fünf Menschen waren. Dadurch entstand ein Anklang an den Begriff der fünf Menschenraçen, also die Erwartung sich „wissenschaftlich" belehren zu können. Auf dem Zettel bezeugten „Professoren" die Aechtheit der Raçen. Es war ein kleines Theater mit einer Decoration ausgerüstet, welche durch Palmen und

Cactus uns in die tropische Region versetzen sollte. Ein „erklärender Bediente“ schlug vor dem Beginn der Schaustellung auf eine jener furchtbar schallenden Metallplatten, deren sich die Buddhisten in China bei ihrem Gottesdienst bedienen. Die „Wilden“ waren nackt, aber anständig. Die beiden Neger hatten schöne rothe Mäntel, um die sie ein König der Guineaküste beneidet haben würde. Die Armen traten auf, brüllten einen Englischen Matrosen= oder Negergesang, schlugen mit Keulen etwas auf einander los, trippelten hin und her, was einen Tanz vorstellen sollte und ließen schließlich Haar und Haut betasten, wozu sie widrig gutmüthige Mienen machten. Die Neger und Negerinnen verstanden sich am Besten unter einander. Der sogenannte Malaie war am meisten isolirt. Er tanzte auch mit Schild und Haifischbackenknochen seinen Kriegstanz allein und blieb bei dem Tanz der Uebrigen mit seinen weißen Baumwollenbeinkleidern ziemlich unthätig. Ich ging mehremal hin und fand jedesmal genau dieselben Gesänge, dieselben Klopffechtereien, dieselben Grimassen und sein sollenden Tänze, woraus ich sah, wie mechanisch Alles eingeübt war.

Nie hat mich ein Schauspiel mehr empört, nicht an sich, aber durch folgende Reflexion. Diese Menschen haben mit dem Capitain einen Contract geschlossen. Sie sind mit freiem Willen

die Schaustellung eingegangen. Aber sind sie nicht von ihm, der mit den Behörden zu thun hat, doch ganz und gar abhängig? Hat er nicht tausend Mittel in Händen, sie zu quälen, sie seinem Willen zu unterwerfen? Er geht darauf aus, Wilde zu zeigen. In einer gedruckten Beschreibung versichert er, die Papunegerin, die einen Ring durch die Nase trug und mit einem Kuhschweif in der Hand auftrat, verehre diesen, außerdem Sonne, Mond und Sterne; dies letztere wurde auch von dem Malaien versichert, mit welchem der Professor v. Bohlen sich zu verständigen suchte, allein umsonst. Sein Gesang klang mit seinen vielen Vocalen allerdings Indisch, aber nur bei dem Wort Allah kreuzte er die Arme auf der Brust und blickte gen Himmel. Diese höchst zahmen, sclavenhaften Wesen, die von den verschiedensten Orten her zusammengewehet waren — der Malaie sollte bei Madras einsam auf einer Insel gefunden sein, ein wahrhafter Wilde! — machten doch gewissermaaßen ein Ganzes, eine künstliche Familie aus — ohne Religion! Sie werden ihren Glauben, ihren Aberglauben haben, allein in welch' entsetzlicher Lage. Immer unterwegs, dem Publicum auf der Reise wie fremde Thiere verborgen gehalten, immer ihre lächerlich-beweinenswerthe Farçe abspielend, sobald zwanzig, dreißig Zuschauer zusammen, immer mit Ab-

sicht brutalisirt, von jeder ernsten Beschäftigung entfernt, Rum trinkend, Karte spielend, auf Strohsäcken neben dem Theater Taback rauchend in starrer Dumpfheit vegetirend, bis die Glocke schellt und sie nun mit ihrer Keule, Kokosnuß, ihrem Haifischzahnschwert und Kuhschweif, mit bunten Lappen und gemachter Wildheit heraustreten — sagt, ist es nicht ein grenzenloses Elend? Wahrscheinlich sind diese Wilden getauft und den Behörden dies bekannt, denn sonst wäre es zu grauenhaft, Fetischanbeter in einem christlichen Staate zur Schau auszustellen. Ich hoffe also, daß das Publicum mit all diesen officiellen Angaben betrogen wird, denn sonst, wie gesagt, würde es eine Schmach sein, daß man nicht Anstalt macht, diese Unglücklichen aus ihrer entmenschenden Lage zu reißen, sie mit dem Christenthum bekannt zu machen. Wir schicken Missionare nach allen Richtungen der Windrose hinaus, wir geben Rechenschaft von jeder Seele, die in Afrika, Asien und Amerika dem Christenthum gewonnen wird und wir sollten mitten unter uns, als Schauspiel obendrein, den Glauben an einen Kuhschwanz, an die Gestirne dulden? Nein, hier muß die Toleranz ein Ende haben. Wir sollen Niemand zu einem Glauben zwingen, aber wir sollen ihn belehren, wenn er so tief im Aberglauben ver-

sunken liegt. Wir sollen einen solchen Menschen wie ein verwahrlostes Kind behandeln. Unter den Pagoden am Ganges, im Zusammenhang eines Cultus, an die entsühnende Kraft des heiligen Kuhschweifes zu glauben, ist eine ganz andere Sache, als diese Isolirtheit.

Fluch der Sclaverei! Durch sie ist es geschehen, daß Menschen von ihrem Heerde, aus den Armen ihrer Eltern gerissen, in eine fremde Umgebung hineingeschleudert sind, deren Sprache, Sitte, Religion sie nicht kennen, in welcher sie nur als Maschinen thätig sein, außerdem nur als Thiere leben können, die essen und trinken und zeugen — Sclaven zeugen, wie in den Sclavenstaaten Nordamerika's, die den Sclaven die Erlösung des Christenthums vorenthalten, die ihr christliches Recht, Sclaven zu halten, aus der Bibel alten Testaments beweisen. — Die sogenannte Papunegerin hatte auf dem Rücken tiefe Striemen der Peitsche und Brandmale, weil sie zweimal entlaufen war. Da ist es denn begreiflich, daß ein so armes, isolirtes Geschöpf, das ein Capitain dem Herrn abkauft, gern einem solchen Faullenzerleben sich ergibt, in welcher alle Menschheit abgerieben werden muß.

Wenn es nun mit diesen Menschen, die jetzt vielleicht schon halb Europa durchreist sind, ohne etwas von demselben zu sehen, einmal zum

Sterben kommt, wie fürchterlich muß der Anblick des halben Blödsinnes sein, mit dem sie scheiden! Und aus was für einem Leben scheiden sie? Aus einem Leben, worin sie, einen dürftigen Kreis sinnlicher, verständiger Beziehungen ausgenommen, auf ihrem kleinen Theater ihr Dasein in einer Art Verrücktheit zugebracht haben, in der perennirenden Tautologie der elendesten Täuschungen des Publicums, das hier Kämpfe und Tänze der Wilden sehen will. Wahrlich, man könnte eine tiefe Wahrheit darin finden, daß der Gebildete einen solchen Hunger nach Anschauung der Naturvölker hat, etwa wie wir im Knabenalter, wenn wir den Robinson lesen, für die Indianer schwärmen und bei dem Gedanken ganz traurig werden, daß es einmal ein Ende mit ihnen und mit ihren Kinderwaffen, Pfeil und Bogen, haben soll. Aber wenn hier nur von solcher Natureinfalt die Rede sein könnte! Wenn diese Menschen von Rum, Kartenspiel u. s. w. nichts wüßten! Ich werde nie den entzückten Händedruck vergessen, mit welchem mir der Malaie für ein halb Pfund Varinasknaster dankte, das ich ihm schenkte, weil er immer so traurig und einsam schien. Es sind das nicht die schönen Otaheiter, zu denen Cook kam, es sind von unserer Cultur und ihren Lastern Ergriffene, Angesteckte, in denen auch die natürliche Gutmüthigkeit ohne alle sittliche,

volksthümliche oder kirchliche Haltung endlich zu Grunde gehen muß.

O wären diese Wilde doch nur so verstellte Wilde gewesen, wie jener König der Karaiben auf einem Französischen Boulevardtheater, der mit keinem Menschen reden konnte, weil Niemand seine Sprache verstand, immer Anwandlungen von Raserei hatte, einst aber, als ein Zuschauer auf die Bretter sprang, sich mit seiner Kraft zu messen, von diesem gequetscht, alsbald rief: „Mon Dieu, Vous m 'étouffez!“

Landschaftsmetamorphose.

Tacitus erzählt in seiner Germania von den alten Deutschen, daß sie nicht in Dörfern, sondern in Weilern jeder für sich gewohnt hätten, also daß er um sein Haus herum auch seine Aecker und seine Holzung gehabt. Diese Abgeschlossenheit des bäuerlichen Lebens ist in unseren Tagen durch die sogenannten Separationen, die Gemeindetheilungen, wieder recht zum Vorschein gekommen. In den Niederungen Westpreußens, aber auch in Ostpreußen, namentlich um Königsberg herum, sind große Dörfer selten. Dörfer, wie sie in meiner Heimath, im Magdeburgischen sind, z. B. Bardeleben, würden hier der Ausdehnung nach schon Flecken sein. Dagegen sind adlige Güter und Bauergüter, die eine Anzahl von kleinen Wohnungen der Instleute um sich gruppirt haben, das eigentlich herrschende System. Seit

den Separationen erhält dasselbe von Jahr zu Jahr neuen Zuwachs. Ueberall entstehen neue Gebäude, so daß der Anblick der Landschaft sich immer mehr verändert und die geschlossenen Dörfer immer mehr verschwinden. Preußen ist ein Colonieland, die Continentalkolonie Deutschlands. Das Vertheilen des eroberten Bodens an einwandernde Bebauer unter Zugeständniß mancher Freiheiten und Vortheile, die sie zu Hause nicht besaßen, war schon bei den Rittern üblich. Allein zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde dieser Act wiederholt. Die Pest hatte Ostpreußen und Litthauen so entvölkert, daß nicht nur Güter und Dörfer, sondern sogar Städte ausgestorben waren. Der König von Preußen zog eine Menge Colonisten in's Land. Waren die älteren Colonisten mehr Niederdeutsche gewesen, so kamen nun die Oberdeutschen in's Land, Schweizer, Salzburger u. s. w. Das Vertheilen des Bodens begann also von Neuem. Die größte Zerstückelung desselben fand aber im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts durch die schlechte Wirthschaft des Adels statt, der willkürlich seine Besitzungen in kleinen Theilen veräußerte. C. H. Hagen, über das Agrargesetz und die Anwendbarkeit desselben, Königsberg 1814, S. 53 ff. schildert die Verkommenheit desselben und sagt, daß in Neuostpreußen die Zerstückelung bis in's Lächerliche getrieben war.

„In manchem Dorfe befanden sich bis zweihundert adlige Besitzungen, deren Größe sich nicht einstens nach Morgen, sondern nach Zagors oder Beeten bestimmen ließ. Das Besitzthum mancher Edelleute beschränkte sich auf zwei Metzen Aussaat, nebst einem Hause, welches mehr einem Stalle, als einer menschlichen Wohnung glich. Oesters hatten sie noch weniger Land. Als im Drohiczynschen Kreise des Bialystocker Kammerdepartements eine Landstraße verändert werden sollte, mußte einmal ein ganzes adliges Gut, welches im Wege lag, annullirt werden; und bei einem andern, welches gerichtlich vererbpachtet wurde, beschränkte sich der ganze jährliche Kanon auf ein Rebhuhn. Im vormaligen Bialystocker und Plocker Departement befanden sich 26,000 solcher kleinen Edelleute, welche in Rücksicht ihrer Bildung, Sittlichkeit, Ackercultur und Wohlstand den West-Preußischen weit nachstanden. Da sie sich auf ihren unbedeutenden Besitzungen nicht erhalten konnten, so gingen selbst die Gutsbesitzer mit ihren Frauen, besonders in der Erntezeit, auf die benachbarten großen adligen und königlichen Güter, auch wohl bis in die Westpreußische Niederung, um sich durch Handarbeiten ihren nothdürftigen Unterhalt für den nächsten Winter zu erwerben, und ihre Kinder nahmen Dienste als Knechte und Mägde theils bei andern Edel-

leuten, theils aber auch bei Bauern, ja sogar bei Jüdischen Krugpächtern u. s. w."

Man nennt hier das Zusammenlegen der Grundstücke und die Errichtung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude in ihrer Mitte „sich Ausbauen." Es bildet dasselbe sehr begreiflich hier einen häufigen Gesprächsstoff. Besonders ist derselbe seit einigen Jahren dadurch sehr aufgeregt worden, daß die Berliner Evangelische Kirchenzeitung und das Berliner politische Wochenblatt das Princip der freien Bodentheilung und die Separationen heftig angegriffen haben. Die Interessen, die hierbei vorzüglich zur Sprache kommen, sind: 1) die des Zusammenhaltes des Güterverbandes durch Erbgesetze und Bestimmung eines Min'mums des Flächeninhaltes; 2) die des Zusamhaltes der Gemeinde als eines ethisch-religiösen Ganzen.

In ersterer Beziehung hat ein Ostpreußischer Schriftsteller M. v. Lavergne-Peguilhen in seinen Grundzügen der Gesellschaftswissenschaft, Königsberg 1838 und 41, 2 Bde., sich besonders angelegen sein lassen, die unbedingte Theilung des Bodens zu bekämpfen. Er faßt Thl. I. S. 253 das Ergebniß seiner Untersuchung in den Worten zusammen: „Durch ausgedehnte, zur Spatencultur führende Bodenzersplitterung wird man zwar eine zahlreiche Nation, aber eine Nation von

Bettlern und von Schwächlingen erziehen, welche bei ungünstiger Witterung sofort von Hungersnoth bedroht wird.“ Das fürchterliche Bild eines Tagelöhners, wie er in Folge der Theilung der Gemeinheiten selbst noch in eine härtere Lage verfallen soll, als die des Sclaven ist, findet sich im zweiten Theil S. 214 ff. ausgemalt. Dieser Schriftsteller arbeitet deshalb auf Begründung eines tüchtigen Bauernstandes hin und hat sein Ideal eines solchen, so wie Vorschläge zu seiner Realisirung, in einer eigenen Schrift, die Landgemeinde, Königsberg 1841, welche er auch dem Danziger Landtag überreichte, auseinandergesetzt. Das edle, gemeinnützige Bestreben wird Niemand in diesen Bemühungen verkennen, wohl aber sich sagen müssen, daß die Schilderungen des Elendes, welche Herr v. L. Peguilhen macht, hauptsächlich die Länder treffen, in denen die Theilung des Bodens noch nicht in die Gesetzgebung aufgenommen ist. Irland, in welchem die Spatencultur gegenwärtig auf das Höchste gestiegen, ist zu seiner Kartoffel- und Schweine-Wirthschaft doch besonders dadurch gekommen, daß der Boden nicht getheilt wird, um Grundeigenthum werden zu können. Vielmehr bleiben die großen Güter in ihrem Verbande und es treten nur Pächter und Afterpächter ein, welche auf die Cultur des Bodens unmöglich den Fleiß ver-

wenden können, wie der, welcher einen Besitz als sein bleibendes Eigenthum ansehen darf. Preußen ist, bis jetzt wenigstens, wesentlich ein Ackerland. Hätte es auch ein industrielles Leben, so würde es Tagelöhner entwickeln können, weil dieselben dann auch in der Zeit, in welcher die Landwirthschaft keine Beschäftigung bietet, zu thun haben würden. Ohne ein sicheres Dienstverhältniß läßt sich die Landwirthschaft bei uns nicht wohl betreiben, denn wenn der Landwirth den Winter hindurch die Arbeiter wollte gehen lassen, so würde er im Sommer in Verlegenheit gerathen, wo er welche hernehmen soll. Daher das Institut der Instleute, welche von dem Ausdrusch immer den neunten oder zehnten Scheffel als „Deputat" den Winter hindurch erhalten.

Wir haben also einmal keine Tagelöhnervagabonden zu befürchten, vorausgesetzt, daß das Armengesetz, wovon früher gehandelt worden, geändert wird; wir haben aber auch keine Bodenzersplitterung zu befürchten, wenn bei größeren Gütern, wie nach dem für Neuostpreußen gegebenen Gesetz, ein Minimum und bei kleineren Grundstücken ein Vorkaufsrecht der Nachbarn festgesetzt wird. Die Bemühung aber, einen Bauernstand zu begründen, kann nur dann fruchtbar werden, wenn sie eine reale Möglichkeit entwickelt, nicht aber eine solche erschaffen will.

Herr v. L. Peguilhen hat das Verdienst, die Ergänzungsinstitute, unter deren Bedingung unser Bauernthum sich mit der übrigen Cultur ausgleichen und seine Eigenthümlichkeit steigern kann, auseinandergesetzt zu haben. Er versteht unter Bauer denjenigen Grundbesitzer, welcher zur Ausbeutung seines Bodens seine eigenen physischen Arbeitskräfte unmittelbar mit aufwenden muß. Er verlangt nun, daß der Staat, wie er den Städten das selfgovernment verliehen, so auch den Landgemeinden eine selbstständige Verfassung mit Schöffen- und Friedensgericht und die Regulirung eines Hypothekenwesens zu Theil werden lasse, welches den Bauer gegen die Nachtheile schütze, die ihm nicht durch schlechte Wirthschaft, sondern durch Krieg und Krankheit u. s. f. herbeigeführte Calamitäten bereiten. Man mißverstehe also den Ausdruck: Begründung eines Bauernthums nicht. Der Gegensatz von ländlicher und städtischer Cultur, von Acker- und Industriewirthschaft, ist zwar ein nothwendiger, allein ob das Bauernthum sich fixiren läßt, hängt von gegebenen Umständen ab. Nichts ist für die praktische Politik verderblicher, als ein abstracter Schematismus. Das Berliner politische Wochenblatt verfällt zu oft einem schlechten Rationalismus. Es stellt Theorien auf, nach denen es die Wirklich-

keit modeln will. Es mißachtet das *geschichtliche Recht*. Es stellt willkürlich Zeitabschnitte auf, von denen ab es rückwärts positive Bestimmungen gelten läßt; andere Zeitabschnitte ignorirt es, und was sie hervorgebracht, cassirt es als etwas, das, als gegen gewisse Principien laufend, *nicht hätte geschehen sollen*. Es ist nun aber geschehen und fordert also eben sowohl seine Beachtung, als das, was *früher*, meinetwegen im Mittelalter, geschehen. Wenn das bloße *Geschehensein* eine so große Autorität sein soll, so hat Alles, was geschehen, darauf Anspruch, so darf ich mir nicht aussuchen wollen, was mir als Geschehenes gefällt. Die Gemeindetheilungen sind einmal geschehen und es würde zu einer Revolution führen, solches Geschehen rückgängig zu machen. Das wäre doch aber gegen das Motto des Wochenblatts: Nous ne voulons pas la contrerevolution, mais le contraire de la revolution. Dies Gegentheil der Revolution ist aber die *geschichtliche Entwickelung*, nämlich nicht nach rückwärts in den Feudalismus, sondern nach vorwärts in den concreten Humanismus. Das Wochenblatt quält sich nun oft, die Stände zu fixiren. Es behauptet, *Gleichheit* sei gar nicht in dem *System Gottes* gelegen, das beweise die Natur, worin Stein, Pflanze und Thier einander höchst ungleich; das beweise das

Paradies, worin Adam und Eva ungleich; das beweise Aegypten, worin Kastenverhältnisse u. s. w. Es gäbe naturgemäß drei Stände, den Bauer- Bürger- und Adelstand. Freilich, zumal in Preußen, gebe es noch einen Stand, der seine Glieder aus allen andern Ständen entnähme, den Beamtenstand, indessen auf diese Abweichung einzugehen, sei zu weitläufig. Jene drei Stände seien die eigentlich göttliche Ordnung; der Adel, der zum Bauernstande ein besonders inniges Verhältniß habe, sei der von Natur zur Leitung Aller bestimmte. Er habe einmal unmittelbar einen Herrschertact, schlage aber auch ritterlich für das Wohl der Stände sein Leben in die Schanze u. s. w. Dies Raisonnement ist ein ganz dünner Rationalismus. Preußen hat sich viel mehr an die alte Standestheilung eines Nähr- Wehr- und Lehrstandes gehalten, mit welcher Allgemeinheit doch wenigstens wahrhaft qualitative Unterschiede gesetzt sind, nicht blos persönlich rechtliche; es hat sich schon lange nicht mehr nur auf die Herrscherfähigkeit des Adels verlassen, sondern aus allen Ständen seine Präsidenten und Staatsräthe, Feldherrn und Minister entnommen. Noch weniger aber hat es für seine Waffenkraft sich nur auf die ritterliche Virtuosität des Adels verlassen, sondern jeden Bürger zum Staatsvertheidiger gemacht. Zieht denn

der Adel allein in's Feld, ohne Bürger, ohne Bauern? Die Hauptsache ist, zu bedenken, daß die Unterschiede der Stände innerhalb der Einheit des Staates gesetzt werden und daher in einander müssen übergehen können. Niemand muß, einem Stande anzugehören, gezwungen sein. Der Stand hat durch die Qualität seines Geschäfts seine ganz bestimmte Sphäre, aus welcher der corporative Trieb von selbst entspringt. Aber einen Stand äußerlich machen zu wollen, ist ganz umsonst. Die Quantität des Grundbesitzes und Capitals ist eine zu oberflächliche Grenze, als daß sie hier wirkliche Bestimmungen abzugeben vermöchte. Der Bauer und der adlige Landbesitzer haben mit dem bürgerlichen Landbesitzer, mit dem Kaufmann, Justizcommissarius, Fabrikanten, der ein Gut bewirthschaftet, wesentlich dieselbe Qualität und wir haben bei den Verhandlungen der Landtage, namentlich des Rheinischen, über die Wahlberechtigung, genugsam gesehen, daß die Quantität zu einem wahrhaften Unterschiede unausreichend ist.

Der Bauer ist dem Princip nach, in Ansehung des conservativen Geistes, in Ansehung der Naturgebundenheit, der Liebe zum Herkommen, mit dem bürgerlichen und adligen Grundbesitzer identisch. Das ihm vom grundbesitzenden politischen Aristokraten unterscheidende qualitative Moment ist

nicht der Grundbesitz als solcher, sondern daß er selbst mit Hand an den Pflug legt, was aber auch der Bürgerliche nicht nöthig hat, der hinreichende Arbeitskräfte stellen kann. Der bürgerliche Gutsbesitzer ist es nun vornämlich gewesen, der die Ritter- und Bauergüter, die er an sich kaufte und die er durch schlechte Wirthschaft meist in devastirtem Zustande fand, durch rationelle Cultur hob. Er führte die Fünffelderwirthschaft ein, hob die Brache auf, besserte die Wege, ließ die Steine von den Aeckern lesen, grub Stobben aus, machte urbar, schaffte neue Dungmittel, bequemere Instrumente u. s. w. Durften nun da der adlige und bäuerliche Nachbar zurückbleiben? Ist nicht der Bauer so gut als der Baron und Graf genöthigt, rationeller Landwirth zu werden? Hat nicht der Staat durch Verbesserung der Dorfschulen, durch Erweiterung des Kreises ihrer Unterrichtsgegenstände, die Nothwendigkeit einer Steigerung der Bildung der Intelligenz bei den Bauern anerkannt? Was für ein Unglück wäre es denn, wenn diese Leute endlich besser gekleidet gingen, hochdeutsch redeten, die Zeitung selbst läsen, ihre Correspondenz selbst besorgten, Chemie studirten, Botanik wüßten, Meteorologie trieben und eben so viel Gewinn aus ihrem Boden zögen, als die rationellen Landwirthschafter? Was für ein Unglück wäre es denn, wenn der Name Bauer

aufhörte, mit dumm, unaufgeklärt, tölpisch, synonym zu sein? Nichts wird bei uns den Untergang des Bauernstandes in seiner alten Form hemmen, aber einen Untergang, der nur eine Metamorphose der Bildung ist. Das Berliner politische Wochenblatt stellt so gern das Christenthum mit dem Germanenthum zusammen, liegt aber nicht im Germanenthum die Freiheit der Individualität so gut als im Christenthum, in letzterem aber auch die Gleichheit der Menschen und die Anerkenntniß aller daraus fließenden Rechtsbestimmungen? Eine abstracte Anwendung der Begriffe der Natur auf die practische Philosophie kann nur zum Recht des Stärkeren führen und übersieht im Geist, daß er in der Ungleichheit des Thuns an sich der Eine ist. Glaubt mir, im Geist ist es anders, als in der Natur. Im Reich der Geister macht Gott nicht solche Unterschiede, wie in der Natur und ohne das Christenthum wäre die Französische Revolution nie dazu gekommen, die Rechte der Menschheit zu proclamiren. Nicht mit dem Begriff der wesentlichen Gleichheit der Menschen, sondern erst mit dem Vernichtenwollen der sich innerhalb der Gleichheit nothwendig erzeugenden Ungleichheit fängt der verwerfliche revolutionaire Fanatismus an.

Doch eben aus dem Christenthum oder vielmehr

Kirchenthum entsteht eine heftige Anklage gegen die Separationen. Es wird behauptet, daß die Einheit des Gemeindelebens dadurch zerstört, daß die Gemeinschaft der Sitte aufgehoben und der Sinn ganz in die Selbstsucht des Erwerbens und Genießens, in eine Atomistik der Gesinnung gestürzt werde. Dazu kommen noch andere Anklagen wegen der Entziehung der Kinder aus dem Schulunterricht, weil man sie zum Hüten der vereinzelten Gänse, Pferde Schaafe und Kühe gebrauche; wegen Mangels der Controle durch den Nachbar, so daß jetzt Diebereien und Schändlichkeiten aller Art auf dem unbeobachteten einsamen Meierhof vorfallen könnten, die früher, wo man das Auge des Nachbarn scheute, wenigstens in geringerem Maaße vorgekommen wären. Vor allen Dingen aber wird eine Entfremdung von der Kirche bedauert.

Diese Anklagen sind vorzüglich von der Berliner evangelischen Zeitung in gut geschriebenen, beredten Artikeln erfolgt und so weit darin gegangen, daß selbst der Gensdarm, obwohl man ihm einen gewissen Nutzen für die öffentliche Sicherheit nicht absprach, als ein nicht auf vaterländischem Boden entsprossenes Institut bemäkelt wurde. Guter Gott, soll nur das Urdeutsche gelten, was in den Eichenhainen vor der Völkerwanderung existirte, so müssen wir auch

die Kartoffel und den Taback abschaffen, dagegen wieder für Bären und Wölfe sorgen.

Ich habe mich, aufgeregt durch jene Anklagen, bei vielen Landwirthen, einigen Schulzen und Landräthen erkundigt, was es mit denselben auf sich habe. Allein obwohl sie eine Menge Uebelstände nicht verkannten, so meinten sie doch schließlich, daß: 1) jede menschliche Einrichtung ihre mangelhaften Seiten habe, 2) daß es bei dem Erfolg der Separationen allerdings vielfach auf die Beschaffenheit des Bodens ankomme und 3) daß die gegenwärtige Uebergangsperiode gar keinen Maaßstab für den Nutzen der Separationen darbiete. Sie sagten mir, daß früherhin die Kölmer Bauern Abend vor Abend im Kruge gesessen und gespielt und getrunken hätten; daß Ehebrüche, daß Zank eben wegen der nachbarlichen Controle, die zu Neid und Verläumdung führte, daher auch Processe häufiger gewesen. Sie meinten, jetzt bekümmere sich jeder mehr um sich, um die Erziehung seiner Kinder, lese Abends wohl ein Buch u. s. w. Sie fragten mich, ob Anlegung von Schulen, Erbauung neuer Schul- Pfarr- und Kirchengebäude, insbesondere die bessere Dotirung der Schullehrerstellen, ob dies Alles wohl Beweis eines corrumpirenden Einflusses der Separationen sei? Sie fragten mich endlich, ob über dem Ausbauen der Communal-

verband aufhöre und ob es für die Sache einen Unterschied ausmache, wenn man zwar nicht zur Kirche gehe, wohl aber fahre? Die Entziehung der Kinder aus dem Schulunterricht kommt leider noch häufig vor, wird aber mit der immer häufigeren Einführung der Koppelwirthschaft unfehlbar abnehmen.

Mir scheint diese Angelegenheit so unendlich wichtig und mit so vielen andern Zeitfragen über das Verhältniß des Grundbesitzes und der Bildung für die politische Vertretung, über das Majorat, über die Befugniß der Kirche zur Sittenpolizei, über die Patrimonialgerichtsbarkeit, über die Einheit der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde, zusammenzuhängen, daß ich zum Schluß dieser Skizze einige Stellen hersetzen will, die mir in meiner Lectüre für diesen Gegenstand wichtig geworden sind.

Theilung des Bodens als Princip. K. H. Hagen, von der Staatslehre, Königsberg 1839 S. 130: „Je mehr Capital nach dem Stande der Bodencultur auf jede Hufe Landes gelegt werden muß, über desto weniger Hufen kann der Landwirth, wenn er seine Wirthschaft will stets übersehen können, seine Aufmerksamkeit ausdehnen, und ebenso je mehr Kräfte nach dem Stande der Wissenschaften und Künste jedes Feld derselben zu seinem Anbaue erfordert,

auf desto speciellere Theile derselben muß Jeder seine Thätigkeit beschränken. Daher hören mit der Zunahme der Capitale und dem Fortschreiten der Cultur durch dieselben ebenso die ausgedehnten Landwirthschaften, wie die Polyhistoren und Tausendkünstler auf, und daher hemmt Alles, was die Theilung des Bodens und der wissenschaftlichen und künstlerischen Beschäftigung beschränkt, den Fortgang zum Bessern und Höhern."

Aber die Theilung allein thut es nicht. Der eben citirte Schriftsteller sagt in seiner Schrift über das Agrargesetz S. 66: „An Beförderung einzelner Gewerbe wird in England gar nicht gedacht, und demungeachtet erreicht jedes, welches dort eingeführt wird, sogleich einen hohen Grad der Vollkommenheit, statt daß alle so häufig in andern Staaten angewandte und oft sehr kostspielige Treibhauskünsteleien, wenn sie auch selbst glücklich genug waren, Gewerbe zu erwecken, ihnen doch nur ein ephemeres Leben verleihen konnten, welches gemeiniglich mit dem Aufhören der künstlichen Wärme verschwand. Gleichen Erfolg werden alle künstliche Mittel, zu welchen auch die erzwungene Verkleinerung der Grundstücke gehört, auf den Landbau haben; ohne harmonisches Aufblühen der andern Gewerbe, ohne Zunahme an Wohlstand, National-

reichthum und Bevölkerung, wird die Landescultur nicht steigen."

Für die Zusammenlegung der Grundstücke und Erbauung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude in der Mitte derselben, spricht das Culturgesetz, daß, nachdem aus den Dorfschaften als der primitiven Ansiedelungsform sich die ländlichen und städtischen Communen hervorgebildet haben, jene je länger je mehr in ihren Verbindungen divergiren, diese, weil sie nicht von der Beschaffenheit des Bodens in ihren Verrichtungen abhängen, sondern nur Raum überhaupt gebrauchen, aber sich auf einander beziehen, ein Beisammen der mannigfaltigen künstlichen Kräfte fordern, convergiren. Hagen's Staatslehre S. 175: „Je nothwendiger es wird, den ganzen Fleiß und die ganze Aufmerksamkeit auf den Boden zu verwenden, um ihn bei seinem gestiegenen Werth belohnend bewirthschaften zu können, desto weniger dürfen die Landwirthe von allen Theilen ihrer Ländereien entfernt sein, und desto dringender wird es einem Jeden derselben, sobald nur das angesammelte Capital seinen Wirthschaftsbetrieb von der gegenseitigen Unterstützung weniger abhängig macht, den bisherigen gemeinschaftlichen Wohnort zu verlassen, und, um die abgegrenzten Ländereien vollständiger übersehen zu können, in der Mitte derselben seine Wohnung zu wählen."

Daß die Separation eine für Preußen günstige Maaßnahme gewesen, möge ein Schriftsteller bezeugen, der aus dem Studium der ländlichen Verfassung Preußens sich eine Lebensaufgabe gemacht hat, der überall das geschichtliche Leben der Institute beachtet und von allem rationalisirenden, das Bestehende nivellirenden Fanatismus weit entfernt ist. Der Freiherr A. v. Harthausen sagt in seiner Darstellung der ländlichen Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen I., Königsberg 1839, S. 92: „Die Landwirthschaft steht in allen ihren Zweigen in der Provinz Preußen in einer Entwicklungsperiode. Ein für alle Classen der Einwohner, die sich mit dem Landbau beschäftigen, und für alle Theile und Striche des Landes allgemein gültiges gerechtes Urtheil, wie man dies z. B. ganz ohne Scheu und mit einem Jeden einleuchtender Wahrheit über den Standpunct der Landwirthschaft in den Provinzen Sachsen und Schlesien aussprechen kann, wird man über Preußen nicht fällen dürfen. Wenn irgendwo ein Theil der neuen Gesetzgebung, nämlich die Ausführung der Separationen und Gemeinheitstheilungen, eine durchweg günstige Einwirkung auf die Landwirthschaft, wenigstens bei gutem und mittlerem Boden ausgeübt hat, so ist es in Preußen; allein die Sache ist noch nicht beendigt, und wenn auch an vielen, doch lange nicht an allen Orten in allen ihren Wirkungen zu übersehen."

S. 101: „In den reichern Gegenden Ostpreußens und Litthauens haben die Separationen sich ungemein vortheilhaft erwiesen, und beginnen schon überall eine große Umwälzung in der ganzen Ackerwirthschaft zu begründen und zu bewirken; ich fand selbst bei einzelnen Dörfern, die von dem Litthauischen Volksstamm bewohnt waren, Versuche zur Verkoppelung; die Bestellung eines Theils des Brachfeldes ist fast allgemein."

Ich habe dies Capitel Landschaftsmetamorphose überschrieben, weil Ostpreußen immer mehr durch das Ausbauen einem großen Garten ähnlich werden wird, worin, wie in den Niederungen schon durchweg der Fall, Gut an Gut mit seinen Besitzungen sich anreihet. Ich könnte auch noch erwähnen, daß mit der allgemeinen Veränderung der Landwirthschaft auch der Styl der Landhäuser sich ändert, was wir hier bei Königsberg vor dem Brandenburger Thor sogleich an dem Gut Schönbusch wahrnehmen können. Ueber Lage und Bauart der bäuerlichen Gehöfte überhaupt kann man Harthausen a. a. O. S. 69 ff. nachsehen. „Die Lage unterscheidet sie nicht wesentlich von denen in den Marken und Pommern gewöhnlichen. Es ist stets ein geschlossener Hof, durch dessen Thor man meist treten muß, um zu den, vom Wohngebäude abgesondert liegenden, Scheunen und Ställen zu kommen. Die Lage und Bauart des Wohngebäudes ist aber

in den verschiedenen Theilen der Provinz sehr verschieden. Zwei Hauptarten lassen sich besonders unterscheiden, die man nach dem allgemeinen Verhältniß ihres Vorkommens die Preußische und die Litthauische nennen möchte: die erstere findet sich durch ganz Westpreußen und in Ostpreußen fast bis Heilsberg und Preuß. Eylau, wo sie allmälig, und oft mit ihr gemischt, in die Litthauische übergeht. Das Charakteristische derselben setze ich in die sogenannte Vorlaube. Schon in den Preußischen Städten kommt diese Eigenthümlichkeit vor. S. 71: „Das Preußisch-Märkische Haus hat in seiner reinsten Form das Ansehen, als ob es um ein offnes steinernes Gewölbe herumgebauet wäre. Dies Gewölbe ist eigentlich ein ungeheuerer Schornstein, worein man durch eine gewölbte Thüre tritt. Wenn ein solches Haus abgebrannt ist, dann bleibt dieser in der Regel unversehrt stehen. (Beilage. Fig. 3.)

Um dies Gewölbe ist dann gewissermaaßen der viereckige Kasten des Hauses herum gebauet, die Balken der Stuben und des Daches ruhen alle an jenem Gewölbe (das ehemals nur bis an den Boden des Daches reichte) und der Grundriß bietet diejenige Form, welche Fig. 4 der Beilage zeigt.

Von der baulichen Einrichtung der adligen Güter sagt Harthausen nichts. Sie ist bei älteren der des bäuerlichen Hauses sehr ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß man in späteren Zeiten die Küche

auf die eine Seite nach hinten schob, wo in vorliegendem Grundriß eine Kammer, den größeren Mittelraum aber, den hier die Küche und Waschküche einnehmen, zu einem Saal benutzte, dessen Flügelthüren in den Garten gehen, endlich zur Rechten und Linken noch Stuben und Kammern anfügte und, da man oft Gäste zu beherbergen hatte, über dem Flur noch einen Erker aufsetzte. Dadurch entstand, wie ich mir aus älteren Gütern in der Provinz nicht nur unweit der Stadt, wie Rodmannshöfchen und Rojehnen, sondern auch weiter entlegenen, z. B. Karben am Haff, abstrahire, ungefähr der Grundriß, wie Figur 5 ihn darstellt.

a, Flur, der zur Aufstellung vieler Dinge, z. B. von Mangeln, außerdem von Spinden, Koffern, von Kleiderriegeln u. s. f. benutzt wird. b, c, d, Stuben, b oder c die Wohnstube; e, f, Gemächer, die als Kammern, als Gaststuben, Schlafzimmer dienen; g, der allgemeine Gesellschaftssaal; h, die Küche, die aber auch in d sein kann; i, der Gang, der vom Flur nothwendig wird, zur Küche zu gelangen; k, ein Hofausgang der Küche, der oft ein eigener Vorbau wird, oft aber auch fehlt, wenn nämlich k und l, wie ich hier gezeichnet habe, ausgebaute Kammern sind; in diesem Fall kann auch h noch eine Stube und die Küche erst in k sein. Der Aufriß ist in Figur 6 gegeben.

Die hauptsächlichste Umänderung, die man nun in neueren Zeiten vorgenommen hat, besteht darin, daß man das Gebäude auf ein sehr hohes Souterrain gesetzt und in dieses die Küche, Vorrathskammer u. s. f. hinuntergelegt hat, wodurch nun der Flurraum ganz stubenmäßig benutzt werden kann und man an Wohnzimmern gewinnt. Mit dieser Hebung des Gebäudes durch den Unterbau sind dann Freitreppen und Säulenhallen für den oberen Eingang nothwendig verbunden. Mehre Stock aber bauet man nicht, sich nicht von der wärmenden Erde zu weit zu entfernen und der Wuth der Stürme zu sehr auszusetzen, denen man überdies durch Baumanlagen zu begegnen sucht.

Land- und Strandleben.

Der Nordische Mensch gleicht dem Bononischen Stein, der in der Sonne Licht einsaugt, um es im Dunkeln auszustrahlen. In der kurzen Sommerzeit sucht er die Freundlichkeit der Natur so viel möglich zu genießen, denn er weiß, daß ein langer, trüber Winter folgt. Königsberg hat viele Häuser mit schönen, großen Gärten, namentlich auf dem Steindamm, auf der Königsstraße und dem Sack- und Tragheim, also in den jüngeren Stadttheilen. Aber die älteren entbehren nicht nur der Gärten, sondern, wie in dem Capitel von der Architektur gezeigt worden, selbst der Höfe. Hier wird also das Bedürfniß, der Natur sich zu nähern, zur sommerlichen Zeit, namentlich für die Kinder, um so größer. Und auch ein Garten ist doch nur

ein Garten, den Gebäude einengen oder der früh am Abend kalt und nässig wird oder worin die Kinder die zierlichen Beete verderben könnten. Daher ist denn in Königsberg der Hang zum Landleben sehr groß geworden und von der Fastnachtzeit an beginnt schon die Frage, ob man auf das Land, besonders an den Strand ziehen werde, ein stehendes Element der Unterhaltung auszumachen. Man miethet Sommerwohnungen in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, auf den Huben und in den Dörfern Ponarth, Juditten, Aaweiden u. s. w. oder man zieht an die See.

Früherhin sollen die Königsberger gar nicht recht gewußt haben, welch' schöne Gegenden der Strand von Kranz bis Pillau enthält. Erst seit der Franzosenzeit hat man dieselben, so zu sagen, entdeckt und sie zum Gebrauch von Seebädern eingerichtet, die ebenfalls erst am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem Deutschen, wenn ich nicht irre, von dem trefflichen Lichtenberg entdeckt wurden und die Anlegung eines Bades in Dobberan, also eines Ostseebades zum Ausgangspunct hatten. Gegenwärtig wird wohl die ganze Ostseeküste von Kiel an bis nach Riga hinauf mit Badehütten besetzt sein. Die schönen Schilderungen, welche Kohl uns in so gründlicher als zugleich poetisch anschaulicher Weise

von den Deutsch-Russischen Ostseeprovinzen gegeben hat, sind mir eben erst zugekommen. Hätte ich sie früher gehabt, so würde ich theils ein gediegenes Muster der Auffassung Nordischer Natur und Sitte, insbesondere des ethnographischen Gemenges in unseren Provinzen, darin besessen, theils einen viel weiteren Blick gehabt haben. Ich sehe daraus, daß Preußen, Kurland, Livland in Natur und Sitte unendlich viel Gemeinsames haben und könnte auch wegen der Seebäder auf den Abschnitt Th. I., S. 47 ff. verweisen, da es bei uns ganz ähnlich hergeht. Der Hauptbadeort ist für Königsberger Kranz, ein Dorf, das öfter an 400 Gäste zählt, einen Arzt, eine Apotheke, Badewagen u. s. w. hat. Der Wellenschlag ist hier am stärksten, das Ufer hoch, die Gegend aber flach. Dann folgt Rantau, Neukuhren, Wangenkrug, Lapöhnen, Sassau, Rauschen, Georgswalde, Warnicken mit seiner berühmten Schlucht, Kleinkuhren mit seinen malerischen Bergen u. s. w. Ueberall sieht man hier in den Dörfern Zelte von Leinwand aufgeschlagen, begegnet man Spazierfahrenden, Reitern und Reiterinnen, Lustwandelnden. Am Ufer der See sind Badehütten aus Stroh errichtet, die oft aussehen als wäre ein Dorf von Negern hieherverpflanzt. Der Eingang der Hütte ist nach der mehrentheils bergigten Landseite zugekehrt, die geschlossene Hinterwand nach der

Seeseite und während man sich entkleidet, vernimmt man hinter sich das wundervolle Rauschen der Wellen als Einladung, in ihnen sich Gesundheit, besonders kräftigsten Appetit zu holen. Tausend Spaß würzt das Bad. Wer nicht schwimmen kann, muß sich an einem Tau halten, das an mehren eingerammten Pfählen befestigt ist. Doch ist dies nur bei stärkerem Wellenschlag oder bei unsicher gewordenen oder steinigtem Grunde, der nicht fest zu stehen vergönnt, nothwendig. Die Schwimmer und Schwimmerinnen aber lassen sich von den Wellen schaukeln und bilden die gaukelnde Peripherie des Strickdurchmessers. Ein Lieblingsvergnügen Vieler ist, sich in den Sand der Brandung zu legen und die brechende Welle über sich fortsprühen zu lassen. Eine Welle mit ihrem weißen Kamm und grün-dunklem Grunde herankommen zu sehen, als ob sie uns in ewige Nacht begraben wolle, sie plötzlich über dem Haupt fortschlagen zu fühlen, in welchem Moment Meer und Berg unserm Blick entschwindet, und im Nu darauf doch wieder frei da zu stehen, als ob nichts gewesen wäre und dieselbe Welle am Ufer zerschäumend zu erblicken, ist in der That ein wonniger Genuß. Es ist zu bedauern, daß die Damen ganz gegen die Forderungen der Gesundheit auch bei uns schon der Prüderei huldigen, mit Badekleidern in die See zu gehen, bei deren Abziehen sie sich nicht selten

erkälten, zu geschweigen, daß diese Hülle das Bad unkräftig und unbequem macht. Sind die Holden denn nicht vor Unverschämten durch ausgesonderte Stunden, durch die bergigten Ufer und durch die mitgenommenen Badefrauen hinlänglich geschützt und würde nicht Artemis noch jetzt jeden Frevler wie den Aktäon bestrafen? Wurde nicht in Kranz, als doch einst Beschwerden gegen einige lorgnettirende Stutzer einliefen, zu ihrer Hut ein kurzsichtiger Gensdarm aufgestellt?

Jeder Königsberger hat sein Lieblingsdorf, wohin er zieht, dessen Lage, dessen Bad, Gesellschaft er herausstreicht. Im Bade selbst ist von Nichts als vom Bade, von der See die Rede. „Haben Sie heute gebadet? War es nicht ein schönes Bad? Wie viel Grad hatten Sie? Werden Sie heute noch einmal baden? Haben Sie heute, bei diesem Sturm, baden können? Bekommt es Ihnen? Haben Sie gute Gesellschaft u. s. w. So geht es von Morgen bis Abend. Die Bewunderung der See ist der stete Kanon, den man singt. Mag sie nun lammfromm den Ufersand küssen oder wie ein urweltliches Ungeheuer mit tausend Riesenhäuptern und schauerlichem Gebrüll die Erde zu verschlingen drohen; mag sie wie ein flüssiger hellgrüner Smaragd blitzen oder in dunkelvioletten Tinten schimmern; mag sie mit anmuthigem Gewimmel einen sanften Wellentanz ausführen oder mit blanken Streifrissen wie zerbrochenes

Eis stagnirend daliegen; mag sie sich mit hohlem Gebuller in Schaum zerkochen und ihr Inneres verhüllen oder mag sie uns aufrichtig dasselbe offenbaren, so daß wir durch den glatten Spiegel die Steine und das Moos auf dem Grunde deutlich erblicken; die See ist wie eine Geliebte im Negligée oder in Galla, die See ist immer schön. Man wird sie nicht müde. Ihre Reize sind, wie ihr Wasser, unerschöpflich. Man kann auf einem Stein oder auf einem der Fischerboote, die am Ufer liegen, stundenlang dasitzen und zuschauen, wie die eine Welle reißend zurückströmt, während schon eine andere, wie es scheint auf derselben Bahn, wieder heranrollt, eben so zu zerschellen und rückstürzend, einer andern todessehnsüchtigen Schwester sich unterzubreiten. Stundenlang kann man sitzen, und den Wolken über der weiten Wasserfläche, dem Glanz der Sonne und des Mondes und der Sterne, wie sie aus der Tiefe wiederstrahlen, sich hingeben. Wenn man wieder fort ist von dem Schauspiel, so meint man, geträumt zu haben, aber von großen, herrlichen Dingen. Es ist uns, als hätten Homer und Shakespeare, diese meervertrautesten Dichter, denen das Wasser all' seine Geheimnisse offenbarte, mit uns eine Zwiesprache gehalten.

Der Städter macht hier einen Cultus aus der Natur, in welchem er sich auch in Beschränktheit der Wohnung und andern Dingen so Manches lachend

gefallen läßt, was er in der Stadt übel vermissen würde. Er tritt hier auch den Beschäftigungen der Strandbauern näher. Diese sind zu gleicher Zeit 1) Ackerbauer; 2) Fischer, die besonders Dorsche, Flundern und Strömlinge fangen; 3) Bernstein=fischer und gräber. Diese letztere Beschäftigung hat etwas sehr Aufregendes zur Folge, weil sie mit einer ähnlichen Spannung verknüpft ist, wie das Spiel in der Lotterie. Wochen vergehen ohne sonderliche Ausbeute und plötzlich bringt eine Stunde einen Gewinn von fünf bis sechshundert Thalern. Früherhin war der Bernstein Regal, aber die Bauern haben es abgelöst und stehen sich gut dabei. Dazu kommt noch der Miethzins, den sie im Sommer von den Städtern ziehen, nebst den hohen Preisen für Milch und Butter, die sie ihnen verkaufen. Man sieht daher, wie sie die Wohnungen verbessern, wie sie größere Scheiben in die Fenster bringen, die Laden mit freundlichem Grün statt des frühern düstern Roth streichen u. s. w. Möge denn mit dem Wohlstande auch das sittliche Leben emporblühen und nicht der Dämon der Habsucht einerseits, der Genußsucht anderseits sich der Dörfer bemeistern! Der Städter, der gerade in der Zeit am Strande ist, in welcher geerndtet wird, hat nicht nur an den Bernsteingräbereien, an dem Ausschlachten der Fische, sondern auch an dem Kornhauen und den damit verbundenen Festlichkeiten der Landleute die mannigfachste

Unterhaltung. Wunderschön war es sonst, daß der Geburtstag des Königs von Preußen, der dritte August, mitten in diese Sommerferienzeit fiel und einen Hochpunkt der Freude bildete. Gedichte wurden gemacht, Reden gehalten, Feuerwerke abgebrannt, getanzt und getrunken auf das Wohl Friedrich Wilhelm's des Gerechten!

Für die Königsberger Aerzte ist die Nähe der Seebäder eine unendliche Wohlthat, denn ein anderes Bad zu besuchen ist von hier aus bei der geographischen Isolirung Königsbergs sogleich sehr kostspielig, deshalb für viele Kranke unmöglich. Aber das Seebad am Strande ist eine Ausgabe, die auch der weniger Bemittelte erschwingen kann und wer auch nicht in die kühlende Fluth niedersteigt zur Umarmung der brünstigen Amphitrite, der schlürft wenigstens den heilsam erfrischenden Athem der Göttin.

Pregelschlittenfahrt.

Das Seebad und das spazierende Umherirren in dem lieblichen Hügellande der Samländischen Küste mit seinen schönen Wäldern, worin man noch Hasen und Rehe und Hirsche und wilde Schweine und Elennthiere findet, macht also für die Königsberger den Gipfel des sommerlichen Naturgenusses aus. Ausgerüstet mit den Erinnerungen an die Strandpartien in Kuhren, Rauschen, nach Kram, Plinken, nach dem Borstenstein, nach der Finkenmühle, nach der Gausuppschlucht u. s. f., geht man in den langen Winter hinein. Ist dieser nicht ein unausstehliches Schlackerwetter, worin man durch steten Wechsel von Frost und Aufthauen, von Schnee und Regen in endlosem Nebel lebt, mindestens bei bezogenem Himmel, der das Bild der Sonne oft monatelang verschleiert, ist er vielmehr ein guter Winter, so bietet sich aber-

mals ein großer Genuß. Der Pregel friert dann zu; der Schnee fällt schuhhoch und macht gute Schlittenbahn; die Sonne aber scheint so hell und freudig und der Rauch quillt aus den Schornsteinen so gerade und kraftvoll in den hellblauen Himmel; die Tritte der Menschen und Thiere knirren so vernehmlich auf dem festen Schneeboden; die Raben und Krähen schreien so munter, daß man ganz aufgeräumt wird. Zuweilen hält dies „klare“ Winterwetter acht bis neun Wochen, nur von einzelnen Sturm- und Schneetagen unterbrochen, an. Dann ist für die Königsberger die Fahrt auf dem Pregel eine Hauptlust. Zwar läuft man auch, besonders auf dem Schloßteich, viel Schlittschuh, aber doch nicht so viel und nicht so schön, als im nordwestlichen Deutschland. Dagegen stehen unten am Kai, da, wo die Fähre zu gehen pflegt, hunderte von Schlitten, mit Pferden bespannt. Von hier fährt man gewöhnlich nach Holstein, Kaffe zu trinken. Der ganze Strom erklingt dann von den Hufen der Pferde, die mit Pfeilesschnelle getrieben werden, es einander zuvor zu thun, von dem Geläut der Schellen und dem Geknall der Peitschen.

Neben den Fahrenden schiebt sich die Masse der schaulustigen Spaziergänger hin und her, die gewöhnlich bis zur Kosse, einem Kaffehause an dem nach Holstein führenden Damm, wallfahrten.

Der Anblick der vielen hin und her eilenden Schlitten, der flinken Spaziergänger in ihren dunkeln Mänteln und Pelzen auf dem weißen Grunde, von dem sich die Gestalten höchst malerisch abheben, hat viel Eigenthümliches. Dazu kommen große Frachtwagen, die von Pillau und landeinwärts von andern Orten kommen und gehen. Denn der anhaltende Frost befördert den Verkehr des Nordens außerordentlich und Königsberg seufzt daher oft über das „Stiemwetter,“ worunter man ein Durcheinander von Schnee, Regen und Wind versteht und über den im November und December so häufigen Schmuz, weil derselbe die Wege unfahrbar macht und die Zufuhr an Lebensmitteln abschneidet. Ein Frost von acht bis zehn Grad ist uns daher das angenehmste Winterwetter.

Kant's Haus.

Ein großer Mann gibt uns eine unendliche Beschäftigung. Nicht nur in die Tiefe führt er uns, auch in die Oberfläche. Aber nicht zur Oberfläche als Fläche, sondern zu ihr, wie sich die Tiefe bis zu ihr hin ausgedehnt hat, wie sie, auch in ihrer Aeußerlichkeit und Zersplitterung, noch gegenwärtig ist. Die Nothwendigkeit eines solchen hervorragenden Geistes scheint alle Zufälligkeit des Lebens und Daseins aufzuheben und wir werden versucht, uns die Harmonie des Innern mit dem Aeußern bei ihm bis in die geringsten Fasern hin zu entwickeln. Diese Thätigkeit ist allerdings mehr ein Spiel der Phantasie, allein man darf der Combination des Witzes bei einer solchen Veranlassung wohl schon einige Freiheit geben und muß nicht jedes seiner Wag-

nisse der Inquisitionstortur der kritischen Altklugheit unterwerfen wollen.

Wenn wir von Napoleons Feldzügen gesprochen haben, so bleiben wir zuletzt bei seinem dreieckigen Hut stehen. Haben wir die Weisheit und den Heroismus Friedrichs des Großen bewundert, so vergessen wir den Krückstock des alten Fritz gewiß nicht. Bei Rousseau darf die Pudelmütze, bei Jean Paul der weiße Pudel nicht unerwähnt bleiben. Was aber in der Erscheinung eines Menschen ebenfalls von charakteristischer Wichtigkeit ist, obwohl es nicht so unmittelbar, als Kleidung und Geräth mit ihm zusammenhängt, das ist unstreitig seine Wohnung.

Im weitesten Sinn ist die Wohnung freilich nur dann völlig charakteristisch, wenn der Mensch sie sich selbst erbauet, wenn er nicht zur Miethe gezwungen und damit oft der Unangemessenheit des Aeußern zu seinem Innern überliefert ist. In Ferney aber finden wir gewiß Voltaire, in Sanssouci Friedrich den Großen wieder. Der Styl dieser Gebäude und Gartenanlagen ist auch der Styl dieser Männer.

Indem nun aber ein Mensch während seines Lebens verschiedene Wohnungen haben kann, so werden wir in einem solchen Fall davon unstreitig diejenige für die am meisten charakteristische halten, worin er geboren und worin er gestorben ist. So

haben wir z. B. noch das Haus übrig, in welchem Göthe zu Frankfurt geboren ward. Ueber der Thür ist als Abzeichen eine Leier mit einem Stern darüber eingehauen, ein prophetisches Symbol des Dichters und seines Ruhms. Und so steht auch noch das Haus des Dichterfürsten in Weimar, worin er gestorben ist und worin über den hinterlassenen Sammlungen Göthe's jetzt im dritten Stock eine Mädchenpension eingerichtet ist. Man könnte scherzhaft sagen, daß Gutzkow's erziehungssüchtige Seraphine zu dem stets erziehungsbedürftigen Wilhelm Meister in's Haus gezogen sei. So haben wir in Eisleben noch das Geburts- und Sterbehaus Luthers. Das erstere steht an der Ecke einer kleinen Seitenstraße und ist gegenwärtig mit dem Schulhause verbunden; das andere steht an der Hauptstraße, der Hauptkirche gerade gegenüber und gehört jetzt einem Bäcker. In einer unscheinbaren Verborgenheit, abseits von der Oeffentlichkeit, begann Luthers Leben; an der Heerstraße der ganzen Welt endete es.

Von Kant's Geburtshaus in der Vorstadt ist die Stätte nicht mehr zu finden. Der große Speicherbrand hat sie vernichtet. Die Kenntniß der Jugendzeit Kant's überhaupt ist die spärlichste. Er hat in verschiedenen Theilen der Stadt gewohnt. Das Merkwürdige hierbei ist, wie er von

jenseits des Pregels endlich bis in ihre Mitte gedrungen ist. Sein Haus würde unstreitig der Fleck sein, auf welchem das vielbesprochene Universitätsgebäude zu stehen kommen müßte, wenn sein Ort, wie gefordert, taliter qualiter, die geographische Mitte der Stadt sein sollte. Hierin spiegelt sich schon der Philosoph ab. Von Außen geht er nach Innen. Er sucht in das Herz der Dinge sich zu vertiefen. Er will in das Centrum der Welt eindringen und so siedelt er sich, obwohl er von der Peripherie ausgeht, zuletzt auch in der Mitte und auf der Höhe an.

Betrachten wir aber die Lage des Kant'schen Hauses näher, so zeigt sich sogleich das Interessante, daß die Riesenthürme des Schlosses die nächsten Nachbarn sind. Das Schloß weis't uns auf die Zeit hin, als der Orden der Deutschen Ritter, freilich mit dem Schwert in der Faust, Christliches Leben und Germanische Sitte in diesen Gegenden begründete. Noch zunächst an das Gärtchen des Kant'schen Hauses stößt der Thurm, der Uebelthäter gefangen hält. In dieser sogenannten Schützerei sorgt die äußere Gewalt für die Aufrechthaltung der Gesetze der practischen Vernunft. Gegen die colossalen Mauern und Zinnen des Thurms ist Kant's Haus unscheinbar, stellt aber damit das Wesen unserer Zeit dar, welche nicht sowohl durch äußere Gewalt, als

durch Bildung des Geistes zu wirken sucht; der Geist ist etwas Unscheinbares und zuletzt doch der Alles Bewältigende.

Indem wir so den Ritter der Philosophie mit dem Schwert der Wahrheit den alten eisernen Helden sich anschließen, indem wir an den äußerlichen Mittelpunct der Geschichte Preußens das Hauptresultat seiner neueren nachbarlich angrenzen sehen, fällt uns weiterhin das Alleinstehen des Kant'schen Hauses auf und auch dies könnten wir symbolisch erklären. Der Philosoph bekümmert sich zwar um Alles. Er ist die Universalcopula der Bildung, der Mensch, der mit allen Existenzen Gemeinschaft macht. Er sucht Alles für die Wissenschaft zu erobern und sich immer in der Mitte des Universums zu halten. Aber er thut es zugleich auf eine eigenthümliche, auf eine freie und selbstständige Weise. Er darf sich nicht der Meinung des Tages überlassen; mitten in der Geselligkeit muß er eine reservatio mentalis im edelsten Sinn haben, nicht von herrschenden Vorurtheilen sich anstecken zu lassen. Er muß die Kunst der geistigen Isolirung besitzen, um Alles so fassen zu können, wie es an sich ist, nicht, wie es unter diesem oder jenem Gesichtspunct zu sein scheint. So steht denn auch das Haus des Schöpfers der kritischen Philosophie zwar mitten in der Stadt, allein abgesondert für sich da.

Es lehnt sich an keine Nachbarwand an. Kant glich einem Gensd'armen, der immer darauf denken muß, gegen alle Welt eine ihn isolirende Sprödigkeit zu beobachten, der mit stetem Mißtrauen gegen alle Erscheinungen, wenn er ein rechter Matador ist, selbst gegen seine Verwandten, mit Discretion selbst gegen seine Vorgesetzten, gegen die anziehendsten Physiognomien erfüllt sein muß, weil sie möglicherweise verdächtig sein könnten; einem Gensdarmen, der, immer nüchtern, selbstbewußt, auch das Kleinste nicht außer Acht lassen darf, weil es plötzlich in eine Begebenheit bedeutungsvoll eingreifen könnte; der sich um Alles umthun muß, gar nicht seinetwegen, sondern höchst uneigennützig der öffentlichen Sicherheit halber.

Kant's Haus ist nicht nur von den Seiten her frei, sondern läßt auch den Blick auf der Rück- und Vorderseite, wo es auch eine Gartenansicht darbietet, möglichst ungehindert schweifen. Der Philosoph darf sich die Aussicht nicht verbauen lassen.

Kant besaß aber nicht nur ein eigenes Haus, was weder von Schelling noch von Hegel gesagt werden kann, die immer abhängige Miethwohner geblieben sind, sondern auch einen Garten dabei. Einige der kräftigsten Bäume, die noch gezeigt werden, hat er selbst gepflanzt. Dieser Zug ist

wiederum sehr schön. Die Philosophie muß immer auf das gehen, was in den Dingen sich gleich bleibt. Auch von dem Geist soll sie uns doch endlich das Wesen finden lassen, das in aller Veränderung sich nie untreu wird, sondern nur eine angemessenere Gestaltung sucht. Obwohl daher der Philosoph ein Freund der Cultur und des Fortschrittes ist, so bleibt er doch auch ein Freund der Natur und ihres denselben Rhythmus in sich wiederholenden Kreislaufes, dessen unverrückbare Einfalt dem Drang der Geschichte nach immer neuen Gestalten gegenübersteht. Auch vom Thiere gilt noch diese Gleichheit, aber es wird schon vom Menschen durch die Dressur und äußere Zustutzung für allerlei Zwecke viel mehr in den Wechsel der Cultur und Mode hineingerissen. Das Joch gibt dem Ochsen, der Sattel dem Pferde, das Halsband dem Hunde schon eine espèce von historischer Physiognomie. Aber die Pflanze bleibt solchen Manipulationen nicht so zugänglich. Es gibt zwar auch Modeblumen und Modebäume und die Passivität des Vegetativen läßt es vom Menschen beliebig winden und ranken. Allein mit dem Thier kann man die Pflanze hierin doch nicht in Vergleich bringen. Eine Pflanze kann man nur cultiviren, nicht dressiren. Das stille, gesetzmäßige Leben der Pflanze und der aller Menscheneinwirkung un=

erreichbare Gang der ewigen Gestirne waren Kant's Lieblinge.

Treten wir nun in Kant's Haus selbst ein, so finden wir es für einen Junggesellen ganz behaglich und geräumig. Die niedrigen Decken harmoniren mit Kant's persönlicher Bescheidenheit sehr gut. Man hätte dies Haus für die Universität kaufen und dem jedesmaligen Inhaber des philosophischen Lehrstuhls als Freiwohnung geben sollen. Zwar vererbt sich der Geist nicht wie ein Haus, aber eine Anregung entströmt doch auch solchen Aeußerlichkeiten und jedenfalls würde keiner der Nachfolger Kant's eine solche Gunst unangenehm empfunden haben. Die Straße ist ruhig und doch nicht todt; die Lage zurückgezogen, aber so, daß sie nach allen Seiten hin die bequemsten Verbindungscanäle mit allen Hauptstraßen, Hauptplätzen der Stadt eröffnet. In diesem Hause hätte man ein Zimmer dazu arrangiren sollen, die Werke Kant's in allen Ausgaben, seine als Manuscript nachgelassenen Schriften und Briefe, die Uebersetzungen seiner Werke in fremde Sprachen, die Schriften über Kant'sche Philosophie, genug, eine Bibliotheca Kantiana, außerdem eine Büste Kant's, alle Bildnisse und Reliquien von ihm, z. B. seinen Zopf und Spazierstock, gegenwärtig im Besitz des Herrn Professor Schubert, aufzustellen. Solche problematische Gedanken fielen mir

ein, als ich auf der Universitätsbibliothek zu Prag Mozart auf solche Weise verherrlicht sah.

Hier könnte ich meine Betrachtungen über Kants Haus bereits schließen, schienen nicht einige seiner ferneren Schicksale noch einer kurzen Nachricht zu bedürfen. Es gehört gegenwärtig einem Zahnarzt Döbbelin, der es 1835 kaufte, restaurirte und mit einer marmornen Denktafel schmückte, auf deren dunkelm Grunde mit goldenen Buchstaben Kant's Name steht. Gegen Zahnschmerzen richtet die Macht des Gemüths, der Kant eine eigene Abhandlung widmete, wenig oder nichts aus. Nicht die Besserungsmethode, sondern die Todesstrafe muß hier entscheidend angewendet werden. Der Zahnarzt ist daher in Kant's Hause eine artige Ironie. Die indianermäßigste Geduld hilft endlich nichts gegen den Schmerz, den corrumpirte Zähne verursachen und man muß sich dem Schaffot des Arztes anvertrauen. Kant hatte nicht nur geistig, sondern auch physisch ein treffliches Gebiß und war auch hier, nach Mendelsohns Ausdruck, ein Alles Zermalmender. — Außerdem ist hier ein Bad in einem Seitenhause des Gartens eingerichtet. In balneis salus! lächelt uns auf schmuzig blauem Grunde die Inschrift mit mattgoldenen Buchstaben zu. Dies ist wiederum symbolisch auszulegen. Wie die Philosophie uns auf den Zahn fühlt, ob wir auch gesunden

Menschenverstand besitzen, so will sie uns auch das Bad sein, uns von der gemeinen Ansicht des Lebens, von den irrthümlichen Auffassungen der Natur und des Geistes zu reinigen. Sie will ein Jungbrunnen sein, den ganzen Organismus unseres geistigen Menschen zu erfrischen. Nur darf man nicht vergessen, daß, wie zum Baden eine gewisse Vorsicht und Kunst gehört, so auch das Philosophiren seine Zeit und Art hat, widrigenfalls es ganz verkehrte Wirkungen hervorbringen kann. — Endlich ist im Kant'schen Hause ein Erkundigungsbüreau. Wer ein Capital aufnehmen oder unterbringen; wer eine Wohnung suchen oder aufgeben; wer einen Dienst oder Dienstboten haben will; wer nichts gelernt hat und doch eine Beschäftigung, wenigstens ein Unter- oder Auskommen sucht; wer eine hübsche, junge, reiche Gattenschaft wünscht — er komme hieher und wird für alle Verlegenheiten eine Auskunft finden. Versprochen wird alles Mögliche, gehalten kann immer nur wenig werden, denn in allen Dingen muß jeder zuletzt das Beste doch selbst thun. Den meisten Menschen erscheint die Philosophie auch wohl als ein Erkundigungsbüreau, wo sie sich über die Probleme des Lebens und Wissens wollen aufklären lassen, hinterher aber sehen, daß ihnen selbst die wahre Arbeit zugemuthet wird. Sie stellen sich unter der Philosophie

einen passe partout, einen Ring Salamonis, einen Stein der Weisen vor, den man im Siegelring am Finger zu beliebiger Zauberei tragen könne. Können sie nun besonders, obschon sie sich speculativ zurecht geschult glauben, obschon sie Examina bestanden haben, keine Carrière machen, verwandeln sich die Schriften der Philosophen in kein Tischchen decke dich, — ach! wie bitter beklagen sie sich dann über die Täuschungen der Philosophie, wie loben sie dann die Praxis, die den Zurückweg zu den Fleischtöpfen Aegyptens kennt, und wie armselig, eingebildet erscheint ihnen der fabelhafte Simurgh der Idee.

Indem uns diese verschiedenen Metamorphosen des Kant'schen Hauses vorübergehen, dämmert uns auch wohl die Zukunft entgegen, wo es vielleicht gar nicht mehr existiren wird. Ein Neubau, eine Feuersbrunst kann seine Stätte verwischen. Schon vor vielen Jahren ist von einem Bürger hiesiger Stadt an den Magistrat die Bitte ergangen, die Straße, worin dies Haus steht, Kant's Straße zu nennen. Eine Straße erhält sich viel länger, als die Häuser in ihr. Sie ist die Gattung, welche sich gleich bleibt, während die Individuen in ihr entstehen und vergehen. In allen Ländern verfährt man so. Von Paris, von der rue Rousseau u. s. f. will ich gar nicht einmal reden. Aber noch

in unserm Jahrzehnt haben die Nürnberger nach ihrem Volksdichter die Straße, worin sein Haus steht, die Grübelstraße genannt und in Berlin ist eine ganz neu erbaute Straße nach einem noch in ihr lebenden Mathematiker die Ohmstraße geheißen. Die Straße des Kant'schen Hauses hat einen recht vornehmen Namen: Prinzeßstraße. Aber Prinzessinnen überhaupt sind etwas so Gewöhnliches, als Prinzessinnen, die Philosophie studirten, wie Christine von Schweden, Charlotte von Preußen, etwas Ungewöhnliches. Ein Kant hingegen ist eine Seltenheit, wie nur Jahrhunderte sie zeitigen. Dazu kommt noch, daß wir hier nicht einmal Prinzessinnen haben, so ein großer Ueberfluß daran auch in der Welt ist, für uns würde daher die Benennung Kant's Straße eine lebendige, tief eingreifende sein.

Da nun unsere Zeit dem Cultus des Genius so viel Monumente widmet, so würde es gewiß sehr zweckmäßig sein, auf jenen so leicht ausführbaren Vorschlag einer Umtaufung des Straßennamens zurückzukommen. Auf alle Fälle soll uns dies Häuschen mit seinem idyllisch bürgerlichen Antlitz, mit seinem kleinen beschaulichen Garten, auf alle Fälle soll uns die Wohnung, welche Kant der Vernunft begründet und die Straße, die er der Freiheit eröffnet hat, theuer

sein. Wünschen wir, daß Preußen, um fortzuschreiten, von dem Zwillingsgeiste Friedrich's und Kant's des Großen niemals abfallen möge!

Deutsche Gesellschaft.

Die Isolirung Königsbergs bewirkt in ihm ein bedeutendes literarisches Interesse. Zwar klagen die hiesigen Buchhändler über Mangel an Absatz, allein nichts destoweniger haben sich seit den acht Jahren, daß ich hier lebe, zwei neue Buchhandlungen etablirt, die doch immer mehr vorwärts als rückwärts zu kommen scheinen, und die Zahl der Leihbibliotheken und Lesevereine, auch solcher, die nur verbotene Bücher ankaufen, wächs't von Jahr zu Jahr. Alle großen Erscheinungen der Literatur werden assimilirt und der Königsberger darf in der Belesenheit mit jedem andern Großstädter in die Schranken treten. Ich verweise über diesen Punct auf meine Geschichte der Kant'schen Philosophie S. 101 ff. Diese geistige Regsamkeit der Stadt hat sich

auch in einigen gelehrten Gesellschaften Organe erschaffen. Die eine derselben, die physikalisch-ökonomische, hält vom Herbst bis zum Sommer, mit Ausschluß desselben, alle vierzehn Tage eine öffentliche Sitzung, worin naturwissenschaftliche, technische, ökonomische Gegenstände abgehandelt werden, und stets ein zahlreiches, aufmerksames Publicum finden. Ich habe sie deshalb anderwärts eine Akademie mit demokratischen Institutionen genannt. Wenn hier also die Natur ihre Vertretung hat, so die Geschichte in der Deutschen Gesellschaft, die 1745 gestiftet wurde. Diese hat sich seit vorigem Winter auch zu öffentlichen Sitzungen entschlossen; früherhin hielt sie nur zwei öffentliche, zu denen sie verpflichtet ist, 1) am Geburtstag des Königs und 2) am Krönungstage der Monarchie den 18. Januar. Es ist Ton, daß die obersten Militair- Civil- und Stadt-Behörden diesen beiden Sitzungen beiwohnen. Der Director oder Secretair der Gesellschaft hält zuerst einen auf Preußen mehr oder weniger sich beziehenden Vortrag und macht zugleich den Interpreten der Festfeier, worauf ein Mitglied noch eine Abhandlung ablies't. Mir ist es interessant gewesen, daß ich es war, der den letzten Geburtstag Friedrich Wilhelm's III. in Abwesenheit des Directors ganz allein und ein Jahr darauf den ersten Geburtstag Friedrich

Wilhelm's IV. als Mitglied der Gesellschaft durch einen Vortrag feiern half. Es scheint mir angemessen zu sein, den letzten Vortrag zur Charakteristik der ganzen damaligen Stimmung der Stadt in diese Skizzen einzureihen. Die Begeisterung für den König war allgemein. Ich sprach folgendermaaßen über:

Schleiermacher als Ethiker und Politiker.

Am dritten August des vorigen Jahres betrat ich ebenfalls diese Tribüne, das Wiegenfest eines Königs, unseres Königs, zu feiern. Ein furchtbar schönes Schauspiel hatte mit seiner gefahrdrohenden Wuth vom Abend des vorigen Tages an die meisten Bewohner Königsbergs eine schlaflose Nacht zubringen lassen. Wie aber der Sinn des Volkes immer zum Dichterischen aufgelegt ist, so hörte man auch an jenem Abend, während die Flammenwogen sich über die Speicherreihen, die Dampfwolken über den Spiegel des Pregels hinwälzten, manche bange Reflexion über die Bedeutung des Riesenbrandes gerade vor dem Geburtstage des Königs.

Stumm, in wehmüthiger Trauer, ist uns denn auch diesmal der dritte August, an dessen fröhliche Begehung wir uns so lange gewöhnt hatten, vorübergegangen und zum erstenmal feiern wir heute den Geburtstag Friedrich Wilhelm's IV.

als unsers Königs. Eine neue Zukunft hat sich uns hiermit aufgethan. Wir alle begrüßen sie mit den gespanntesten Erwartungen, mit den aufrichtigsten Hoffnungen für den Fortschritt Preußens. Je lebhafter das Interesse ist, welches die persönliche Energie unseres verehrten Fürsten uns einflößt; je tiefer das Vertrauen zu dem in ihm waltenden Genius des Hauses Hohenzollern; je mehr die Räume dieses Schlosses noch vom Widerhall seines Alles erschütternden Königswortes zu ertönen scheinen: um so mehr würde es ein schneidender Widerspruch sein, wenn unsere Gesellschaft sich heute mit einer Abhandlung beschäftigen wollte, deren Gegenstand ein Gedicht des Mittelalters, Kufische Münzen, Griechische Romane, die Notabilitäten fremder Literaturen und ähnliche Stoffe wären. So nothwendig ein solches Studium, so willkommen solche Belehrung ist, heute würde es uns seltsam gemahnen, wenn wir nicht unsern Staat, nichts Heimathliches vor unser geistiges Auge bringen könnten. Es würde uns gleichsam ein Verrath an unserem Könige dünken, wollten wir, die Feier seines Geburtstages zu begehen, in solche Entlegenheiten auswandern, wie wenn unser Vaterland zu arm wäre an Erscheinungen, welche, an einem solchen Tage betrachtet zu werden, würdig sind.

Wenn nun in diesem Jahre am Feiertag

der Erhebung Preußens in den Rang eines Königthums ein anderer Redner Lessing zum Gegenstand nahm, um mit geistvollen Zügen, mit durchdringender Kenntniß der Zeit in ihm den individuellen Typus für die Entwicklung unseres Staates nachzuweisen, nämlich eine merkwürdige Einheit des kritischen und des productiven Talentes: so scheint für unsere jetzige Situation Friedrich Schleiermacher wohl ein nicht minder geeigneter Gegenstand. Schleiermacher besaß in universeller Gelehrsamkeit, kritischer Feinheit, Liebe zu den Alten, theologischen Freisinn, tapferer Polemik auch viel Lessing'sche Gaben, aber er hatte zugleich eine durch die Macht des lebendigen Wortes in die Welt dringende Thatkraft, welche ihn wesentlich unterscheidet. Lessing starb einsam in der Zurückgezogenheit unter Büchern zu Wolfenbüttel: Schleiermacher im Schooß seiner Familie, als Mittelpunct zahlloser persönlicher Beziehungen, in der Hauptstadt Preußens, und Tausende folgten seinem Sarge.

Aber nicht über Schleiermacher im Allgemeinen will ich reden. Auch wäre dies zum Theil überflüssig, denn ein Bild dieses gewaltigen Geistes, und zwar ein mehr oder weniger richtiges Bild, trägt wohl jeder in sich, der um unsere Zustände, um unsere Literatur, unseren

Glauben und seine Wissenschaft, auch nur einigermaaßen sich bekümmert.

Allein auch nicht von Schleiermacher, dem Theologen und Kanzelredner, oder von Schleiermacher, dem kunstreichen und gefürchteten Dialektiker, will ich reden. In beider Beziehung ist seit zehn Jahren, zuletzt von Strauß, so viel Treffendes veröffentlicht worden, daß wir die Zahl dieser Schilderungen und Beurtheilungen, wie ein so reicher und eigenthümlicher Geist sie verdient, noch täglich zu einer eigenen Bibliothek anwachsen sehen.

Dagegen scheint es mir, als sei die ethische Seite Schleiermachers gegen die dogmatische und philologisch-dialektische noch immer zu wenig beachtet worden. Ganz zu übersehen hat man sie natürlich niemals vermocht, allein ihr ein so umfassendes Studium, wie namentlich seiner Theologie zu widmen, ist man bisher sehr entfernt geblieben. Und doch muß man behaupten, daß erst die völlige Durchdringung auch des ethischen Elementes in Schleiermacher für seine Auffassung als Dogmatiker und Geistlichen das volle Licht geben wird.

Aber noch eine Beschränkung für meinen Vortrag muß ich mir ausbedingen. Es würde unmöglich sein, in der mir auferlegten Kürze mich in ein Detail der Darstellung Schleiermachers als

Ethiker und Politiker einzulassen. Aber den Umfang und die Mannigfaltigkeit seiner Leistungen auf dem ethischen Gebiet im Allgemeinen zu schildern, werde ich den Versuch machen.

In seinen „Reden über die Religion“ hatte Schleiermacher sein religiöses Glaubensbekenntniß niedergelegt; sein ethisches sprach er zuerst im Jahr 1800 in dem Büchlein der Monologen aus. Er proclamirte darin die Lehre von der Schönheit der Individualität, von der Freiheit der Bildung, von der unendlichen Wandlungsfähigkeit des Gemüths, während es doch seiner Eigenthümlichkeit nach sich immer gleich bleiben könne.

Beseelt von der Gewißheit, daß das Wesen der Menschheit, die Gemeinschaft der Geister in Allem, was wahr ist und schön und gut, ihm aufgegangen war und daß nichts wahrhaft Menschliches ihm fremd bleiben dürfe oder könne, nahm er in demselben Jahr an der Feststellung des Urtheils über Friedrich Schlegels Lucinde Theil. Diese Theilnahme war schon an sich ein Act ächter Sittlichkeit. Bei dem Hervortreten paradoxer, vielleicht zweideutiger Producte in der Literatur pflegen die Theologen ein Stillschweigen zu beobachten. Oft ist dasselbe ein Werk zurückhaltender Klugheit und wird ihnen vom Publicum als eine von ihrem Stande abgedrungene heuchlerische Nothwehr ausgelegt; allein noch öfter

ist es gewiß die einfache Folge einer baaren Urtheilslosigkeit, einer Verlegenheit, welche dem Neuen und Verfänglichen gegenüber sich nicht zu benehmen weiß. Dies Stillschweigen, mag es nun ein freiwilliges der geistlichen Vorsicht oder ein unfreiwilliges der beschränkten Einsicht sein, ist immer viel höher zu halten, als die Verdammung, welche, je weniger sie von selbstständiger Bildung, je mehr sie also von Unwissenheit, von Rohheit des Geistes ausgeht, nur um so heftiger und schreiender sich zu geberden pflegt. Diese letzteren Theologen handeln nach dem Grundsatz a tuto. Gegen irgend ein Werk, sollte man es auch nur dem Namen nach kennen, als gegen ein tugendverderbendes, sittenuntergrabendes, vornämlich glaubensgefährliches die Waffen zu erheben, kann niemals, auch wenn man sich irren sollte, die Gesinnung des geistlichen Herrn compromittiren. Solche schnöde Kriegskunst kannte Schleiermacher nicht. Er hat zwar zu den vertrauten Briefen über die Lucinde seinen Namen nicht genannt, jedoch wahrscheinlich nicht, wie man dies auslegen könnte, um nicht bei Schwachen mit seiner Apologie Anstoß zu erregen, sondern um der Kritik, die aus Namen so gern ein Vorurtheil macht, eine größere Unbefangenheit zu erhalten. Dennoch ist diese Apologie, bis auf unsere Tage, bis auf den Zusammenhang, worin

man sie mit der Emancipation des Fleisches, mit der Auflösung der Ehe, hat bringen wollen, arg genug mißverstanden, weil man das System der Liebe, welches Schleiermacher, unabhängig von Schlegel, in jenen Briefen aufgestellt hat, übersah. Man bedachte nicht, daß ein Schleiermacher wohl noch ganz andere Dinge zu sagen habe, als in dem Schlegel'schen Halbroman vorkommen, bedachte nicht, daß er an diesen nur anknüpfen wollte. So ist es aber. Schleiermacher zeigte, besonders in dem herrlichen ächt Platonischen Versuch über die Schamhaftigkeit, dem Mittelpunct dieser Briefe, daß die Einheit der Liebenden eine ungetheilte sei, der Leib also nur das äußerliche Symbol des Geistes, unvermögend, für diesen eine Schranke zu bilden. Er faßte, um, nach seinem Ausdruck „die leeren Schatten vermeinter Tugenden zu verdrängen" das Wesen der Liebe und der Ehe als die absolute Versöhnung des Geistigen mit dem Sinnlichen und es wäre sehr zu wünschen, daß unsere Moralisten sich das von ihm Gesagte zu Herzen nähmen.

Nachdem Schleiermacher auf solche Weise ganz positiv den Kern seiner sittlichen Weltansicht ausgesprochen hatte: nämlich in der Einheit des allgemein Menschlichen die Besonderheit der Individualität, auch in der engsten Gemeinschaft, in der Ehe, zu erhalten; das Particuläre

aber durch das Universelle zu reinigen, wie das Universelle durch das Particuläre zu befestigen und bestimmter darzustellen; nachdem er, sage ich, mit diesem Princip der schönen, selbstgewissen Individualität gegen die Abstraction des reinen Pflichtbegriffs in der Kantischen und Fichte'schen Moral durchgebrochen war, stellte er 1803 ein Gericht über die Wissenschaft der Ethik an in dem Werke: Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. Er gab darin eine auf den gründlichsten Studien beruhende Kritik der höchsten Grundsätze der Sittenlehre, der ethischen Begriffe und der ethischen Systeme. Er machte von da an unmöglich, zu den bis auf ihn entwickelten Formen der Ethik zurückzukehren. Als ganz eigenthümlich erschien das Bestreben, den ethischen Werth der Gewöhnung, des Scherzes und Witzes, vornämlich aber der Freundschaft geltend zu machen. Dieser antike Zug verblieb fortan allen seinen ethischen Arbeiten. Außer solchen Verdiensten hatte das Buch das große, in Deutschland leider zu wenig geschätzte einer wahrhaft geschmackvollen Darstellung, einer selbstbewußten Unterdrückung alles zu Schau Stellens der nothwendigen Gelehrsamkeit.

Von Stolpe, wo er dies classische Buch schrieb, ging Schleiermacher als Professor und akademischer Prediger nach Halle. Da er nicht zu

den engherzigen Naturen gehörte, die nicht aus der Nothwendigkeit der Sache nur Eines betreiben, sondern welche für den Ruhm der Fachvirtuosität die Universalität der Studien pedantisch perhorresciren und proscribiren, so las er allerdings auch damals schon philosophische Ethik. Doch werde ich von dieser, wie sie auch als Ganzes dem Publicum erst nach seinem Tode bekannt geworden, späterhin reden. Desto mehr muß ich hier auf die beiden ersten Bände seiner Predigten aufmerksam machen, insofern dieselben gar nicht die dogmatisch-kirchliche Richtung haben, die ihn als geistlichen Redner späterhin auszeichneten, sondern vielmehr eine ethisch-politische. Der erste Band nämlich enthält vorzüglich Ausführungen zur Tugend- und Pflichtenlehre, der zweite aber geht in den weiteren Kreis des Staates über. Unter den Predigten der ersteren Gattung sind die Themata hervorzuheben: daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnung keinen Werth haben —; was wir denen schuldig sind die unseren Wandel beobachten —; die Grenzen der Nachsicht — und: das Leben und Ende des Trägen, ein Schaudergemälde, welches ohne allen Redepomp durch seine zermalmende Wahrheit Jeden im Innersten erschüttern muß. In solchen Predigten war Schleiermacher gleich weit von moralisirender Trocken-

heit, als von überschwänglichem Dogmatisiren entfernt. Er hält uns keine nüchterne Vorlesung über den Begriff einer Pflicht oder Tugend; er bannt uns aber auch nicht in eine mehr erstarrende als belebende Bewunderung des unübertrefflichen Vorbildes Jesu. Eine reiche Erfahrung im eigenen Herzen, eine ausgedehnte feine Lebensbeobachtung, ein immer frisches Denken, ein durch seine Wahrheit treffender, malerischer und doch fast bildloser Ausdruck, werden von dem unermüdlichsten Ringen des Geistes, von dem tiefsten christlichen Gefühl getragen. Und weil Schleiermacher ein ganzer Mensch war, so konnte er auch mitunter Dinge auf der Kanzel zur Sprache bringen, deren Betrachtung sonst diesem Orte fremd zu sein scheint.

Preußen's Katastrophe von 1806 brach herein. Schleiermacher war ein Schlesier, also ein Sohn derjenigen Provinz, welche Friedrich der Große Preußen einverleibt nicht nur, sondern auch bewundernswürdig schnell durch das Interesse für sein schöpferisches Genie mit dem Geiste des Ganzen vereinigt hatte. Preußen ist der eigenthümliche Staat, in welchem die provincielle stammthümliche Individualität sich in ihrer Selbstständigkeit erhält, ohne einer abstracten Centralorganisation zum Opfer zu fallen, allein auch ohne die Centralisation, insoweit sie für

die reelle Souverainetät nothwendig ist, zu hemmen. Frankreich hat Paris gegenüber, Lyon etwa ausgenommen, keine einigermaaßen gleichgewichtige Stadt. Preußen stellt gegen Berlin Breslau, Posen, Königsberg, Stettin, Magdeburg, Münster und Cöln als relative Centra auf. Preußen läßt jeden Provincialgeist frei, sucht aber diese in ihrer Eigenthümlichkeit anerkannten Besonderheiten in die Einheit des allgemeinen Geistes zurückzuführen, während Oestreich als der schärfste Gegensatz Frankreichs sogar nur ein Aggregat von Staaten ist, die sich im Besonderen nur in wenigen realen Interessen, als totale Einheit nur in der Anerkennung desselben Fürsten begegnen. Der Schlesier, der Pole, der Pommer, der Sachse u. s. f. soll nicht, wie der Ungar, der Böhme, Lombarde, bis zu einer sich in sich abschließenden Nationalität fortgehen, vielmehr mit allen übrigen Provinzen sich in der Continuität des Preußenthums, als Glied eines Organismus erkennen. Ein Einhausen in die nur provinciellen Interessen, eine von Seiten des Ganzen nur administrative Existenz derselben, würde die Gefahr mit sich bringen, die Stämme einander politisch zu entfremden und die Macht des Staates nach Außen hin, die wesentlich auf seiner Einheit im Innern beruht, zu entkräften. Schleiermacher, als geborener Schlesier, war zu gleicher Zeit vom

tiefsten und reinsten Enthusiasmus für Preußen, und, wie billig, für den beseelt, welcher die Möglichkeit einer solchen Sympathie erschaffen, für Friedrich den Großen. Als daher unser Staat seine geschichtliche Bedeutung zu verlieren schien, die Hegemonie Norddeutschlands und, da Norddeutschland in der Geschichte der Deutschen seit dem Kampf der Welfen gegen die Waiblinger der eigentlich productive Factor geworden ist, die Hegemonie Deutschlands selbst zu repräsentiren, da wurde Schleiermacher auch auf der Kanzel der Priester des protestantischen Selbstgefühls der Norddeutschen Progressivität, des Preußischen Patriotismus. In Halle, dem Schauplatz der enttäuschenden Schlacht von Jena so nah gelegen, hielt er im akademischen Gottesdienst mit wahrhaft prophetischem Geist die herrlichen Reden: wie sehr es die Würde des Menschen erhöht, wenn er mit ganzer Seele an der bürgerlichen Vereinigung hängt, der er angehört —; daß überall Friede ist im Reiche Gottes —; über die Benutzung öffentlicher Unglücksfälle —; daß die letzten Zeiten nicht schlechter sind, als die vorigen —; was wir fürchten sollen und was nicht.

Von Halle ging Schleiermacher 1807 nach Berlin und hielt hier am Geburtstag Friedrich des Großen, a: 24. Januar 1808 eine höchst denk-

würdige Predigt, welche uns die ganze sorgenvolle Lage jener Zeit, deren Resignation und Besinnung wir die Wiedergeburt unseres Staates zu verdanken haben sollten, auf das Anschaulichste zurückzurufen vermag. Er predigte über die Weissagung Christi, daß vom Tempel zu Jerusalem auch nicht Ein Stein übrig bleiben werde, der nicht zerbrochen werde. Er zog daraus das Thema: über die rechte Verehrung gegen das einheimische Große aus einer früheren Zeit. Er zeigte, wie wir es anzusehen haben, daß auch das Große, dessen wir uns erfreuten, wieder verschwunden ist. Er bekämpfte das Vorurtheil, als wenn in der gegenwärtigen Noth nur derjenige der einzige Retter sein könnte, welcher zu seiner Zeit der erste Begründer der nun vergangenen Größe gewesen. Er bekämpfte den thörigten Wunsch, die äußeren Einrichtungen und die ganze Verfassung einer glänzenden Periode zurückrufen zu können. Er mahnte, ja nicht durch jene verfehlte Anhänglichkeit an das Vergangene sich zurückhalten zu lassen, dasjenige nicht gern und willig zu thun, was der gegenwärtige Zustand der Dinge fordert. Allein nach solcher Verwahrung gegen eine mißverstandene Verknüpfung der Gegenwart mit der Tradition der Geschichte machte er den Uebergang zu einer Entwickelung: Das Bleibende und Un=

vergängliche im Vergangenen zu verehren. Er wies auf die Bildung des Volkes durch Friedrich den Großen zur Arbeitsamkeit und Sparsamkeit. Er pries unser Vaterland wegen des Bestehens rechtlichen Wesens und wahrer Biederkeit zwischen Obrigkeit und Unterthan; er erinnerte daran, daß bei uns seit Friedrich alle Bürger vor dem Gesetz gleich sein müssen; er zeigte, daß Irrthum, Vorurtheil und Aberglauben nicht weiter helfen, daß wir also fortfahren müssen in dem rühmlichen Bestreben, richtige Einsichten in Alles, was dem Menschen werth und wichtig sein muß, so weit als möglich zu verbreiten, den Sinn für Wahrheit zu erwecken, das Vermögen der Erkenntniß zu stärken und zu beleben. Das Ganze schloß er mit einer Einschärfung der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Er sagte: „O es war wahrlich nicht, wie Manche wohl geglaubt haben, nur Gleichgültigkeit gegen die bestehende Art gemeinsamer Gottesverehrung, weshalb jener große König so leicht und so unbeschränkt diese Freiheit bewilligte in seinem Reich; es war der Wunsch, Unterthanen zu haben, welche würdig wären, beherrscht zu werden; es war eine laute und edle Anerkennung der Grenzen seiner Macht, es war ein seinem liebevollen Gemüth einwohnendes Gefühl davon,

daß Alles, was zur unmittelbaren Beschäftigung der Seele mit Gott gehört, ein unvergängliches Heiligthum sein müsse für jede Willkür und jede Gewalt. Wem auch irgend Frömmigkeit einen Werth hat als göttliche Kraft und Tugend, der muß ja fühlen, daß der tiefste Verstand keinen kräftigeren Schutz für sie aussinnen könnte, als diese Freiheit, indem sie sich nur da rein erhalten kann, wo Niemand durch Gesetze und öffentliche Einrichtungen muß in Versuchung geführt werden, zu heucheln. Wem irgend die Liebe werth ist als die Quelle aller Tugenden, als das vollkommene Band aller Kräfte, der muß ja einsehen, daß es keine innigere und umfassendere Aeußerung, keine kräftigere Sicherstellung derselben gebe, als dieses brüderliche Anerkennen dessen, was einem Jeden das Heiligste ist."

Während nun Preußen durch die Gewalt der Franzosen in Deutschland äußerlich auf das Peinlichste beschränkt ward, sammelte es in sich seine geistigen Kräfte, seine sittliche Thatkraft. Wilhelm v. Humboldt, der Unvergeßliche, ward für die Wissenschaft Mittelpunct dieser Vertiefung des Geistes in sich selbst. Die Universität Königsberg ward mit einer Menge neuer, von dem Fortschritt der Wissenschaft geforderter Institute versehen, tüchtige, kraftvolle Lehrer, in der Blüthe ihrer Entfaltung, ein Lobeck, ein Herbart,

Bessel, wurden berufen. Allein noch mehr. Es ward in Berlin eine neue Universität begründet. Man vertraute damals der Macht der wissenschaftlichen Bildung, daß sie auch für das sittliche und geschäftige Leben die beste Grundlage sei. Schleiermacher betheiligte sich auch bei dieser großen Angelegenheit durch seine treffliche Schrift über die Universitäten, worin er, was die Gegenwart von ihnen verlangen müsse, mit Schärfe und Begeisterung auseinandersetzte und wir dürfen annehmen, daß seine Worte dem todten Buchstabenwesen der Katheder eine tödtliche Wunde geschlagen haben. Nicht Vorlesungen, Vorträge sollen gehalten werden; die Zimmer sollen nicht Schreibstuben, sondern wirklich Hörsääle sein.

Als nun Preußen mit ganz Deutschland sich nach Außen von dem Druck Frankreichs emancipirt, nach Innen zu aber durch eine Menge neuer, zeitgemäßer Institutionen sittlich und geistig wieder gekräftigt hatte, da erscholl unter den jubelfrohen Deutschen plötzlich ein verdächtigender Mißlaut in dem berüchtigten Schriftchen von Schmalz: Berichtigung einer Stelle in Venturini's Chronik. Die Begeisterung der Deutschen, mit der sie Gut und Blut geopfert hatten, sollte nicht lauter, sie sollte von revolutionairen Hintergedanken vergiftet gewesen sein. Heimliche Bündnisse sollten für die Realisirung hochverrätherischer

Plane, außer dem bekannten Tugendbunde, gestiftet sein. Schmalz begann die unselige Richtung einzuschlagen, jede warme und öffentliche Theilnahme an Deutschlands politischer Durchbildung sofort aus demagogischen Verschwörungen abzuleiten und in jeder auf das Ganze gerichteten Aeußerung das Werk, den Verrath geheimer Gesellschaften zu wittern, „Thron und Altar“ zu stürzen; eine Richtung, welche erst jetzt für Preußen durch die Amnestie unseres verehrten Königs als beendet, als antiquirt zu betrachten ist. Schleiermacher erkannte sogleich die unendliche Gefahr eines solchen Verdachtes, welcher das Aufblühen eines ächt politischen Lebens im Keim schon durch ein Uebermaaß polizeilicher Controle erstickte und ganz dazu gemacht war, die Meinung zu erzeugen, als ob man dann dem Begriff des besten Bürgers am meisten entspräche, wenn man sich um den Staat gar nicht mehr, nur um sich und sein Auskommen und sein Privatvergnügen bekümmere; eine Meinung, welche die Staaten noch immer zur größten Kraftlosigkeit herabgedrückt und zur Beute der Nachbarstaaten gemacht hat, weil sie nothwendig die Selbstsucht groß zieht, die Selbstsucht aber alle Aufopferung tödtet, ohne Aufopferung aber kein Gemeingeist möglich ist. Wie Rühs, Niebuhr und Andere kehrte sich daher auch Schleiermacher 1815 mit patriotischem Zorn gegen Schmalz und

ich kann nicht umhin, folgende Stelle aus diesem Pamphlet hervorzuheben, da sie mir für Schleiermachers politische Stellung zu charakteristisch scheint. Er sagt unter Anderem: „Man mag denken über Deutschland's Bestimmung, wie man will, wissen kann doch Niemand, wie es in hundert oder zweihundert Jahren aussieht und was die geschichtliche Entwickelung, die bisweilen Riesenschritte macht, bringen wird. Ein Volk übrigens sind die Deutschen schon lange gewesen, wenigstens seitdem es eine hochdeutsche Sprache gibt als Träger einer gemeinsamen Bildung, nur Ein Staat sind sie nicht gewesen, und sie scheinen diese beiden Begriffe auf eine ganz wunderliche Weise zu verwechseln. Mag man aber darüber denken, wie man will, keiner wird doch das leugnen wollen, daß die Deutschen Staaten fest zusammenhalten müssen, damit das Verschlingungssystem von Westen her sich nicht wieder erneuere. Preußen nun ist der größte Staat im nördlichen Deutschland, an den die kleineren sich halten und dem sie vertrauen müssen. Wir haben uns gefreuet, daß durch den letzten Krieg ein so bedeutender Fortschritt in dieser großen Angelegenheit geschehen ist, daß Preußen Veranlassung gehabt hat, zu zeigen, wie es jedes gemeinsame Interesse wahrnimmt, das Wohl der kleinen Staaten im Auge hat und mit seinen großen Kräften mehr

will, als sich selbst schützen und versorgen. Und dies keimende Vertrauen, die theuer, aber nach unserm Gefühl nie zu theuer erkaufte Frucht so großer und schöner Thaten soll vernichtet werden durch einige trübselige Schreier, welche einen unsinnigen Eifer anwenden, um Preußen darzustellen wie einen Vulkan, der jeden Augenblick anfangen kann, zu toben und aus dessen Nähe man sich entfernen muß. Ja, wenn Ihr ängstlichen Mitbürger Eure Besorgnisse erledigen könntet durch Verhandlungen, die unter uns gepflogen würden, so wollten wir uns gern schweigend oder anders dazu hergeben. Aber bei dieser unglücklichen Publicität, ist es nicht die theuerste Pflicht, daß recht viele Stimmen, namentlich die etwas gelten, könnte es sein, aus allen Gegenden des Staats und aus allen Classen der Gesellschaft, dagegen aufstehen und dies Gewäsch Lügen strafen oder Verblendung? — Ein kühner Entschluß, gefaßt mitten in der Bedrängniß und in der Schmach, die wir fühlten, endlich auch an den großen Zug des Zerstörers als seine treuen Bundesgenossen gefesselt zu sein, schmilzt wie ein großer elektrischer Schlag König und Volk zusammen; von Einem Sinn und Geist, von Einem Verlangen zu Einer That durchdrungen, sind auf einmal vergessen die frühern vergeblichen Seufzer und Wünsche, alle kleinen Zerspaltungen, die entstehen wollten aus abrathender

Bedenklichkeit hier, aus gewaltsamen Voraneilen dort, verschwunden und im heiligen Vertrauen stehen König und Volk fest in einander verschlungen da. Der König erklärt seine und seines Volkes Sache für Eins und unzertrennlich, und wer hat nicht gefühlt, das sei nicht gewesen flüchtige Aufregung eines erhöhten Augenblicks, deren man sich halb schämt, wenn Ruhe und Besonnenheit zurückkehren, sondern es stand fest für immer, das fühlten wir Alle! Und aus der Ferne, nach seinem glänzenden Triumphzuge in jene unselige Stadt, die mit dem schauderhaftesten Andenken mahnen muß an die Hölle auf Erden, an die Hölle im Herzen, die aus Zwietracht zwischen Volk und König hervorgeht, von da begrüßt der König mit königlichen und erhebenden Worten, voll desselben Gefühls einer unzertrennlichen Einigkeit und Liebe, die alten und die neuen Unterthanen. Er kehrt zurück wie lang entbehrt, wie herzlich geliebt; und das Erste, was ihm entgegenkommt, soll nun sein jenes Argwohn erregende Natterngezisch, und mit höllischer Kunst soll ein dämpfender, verdunkelnder Flor gebreitet werden über die allgemeine Freude? Und statt der herzlichen im Gefühl großer Thaten und einer großen Zeit innigen Freudigkeit, womit Er das große Werk anheben wollte, alle Theile seines Reiches inniger zu verschmelzen unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit,

sie mit einem noch kräftigeren, lebendigeren Gefühl der großen Einheit zu beglücken und durch freieren Umlauf und leichteren Gebrauch gemeinnütziger Weisheit und Einsicht das geistige Leben des Staates zu erhöhen, statt dessen soll das theuere Haupt des Königs umwölkt werden durch geheime nagende Sorge, ob seine großen und weisen Absichten nicht selbstsüchtige und zerstörungssüchtige Feinde haben in seinem Volk?"

Diesem edeln Sinne, wie er sich hier ausspricht, ist Schleiermacher beständig, nicht nur in seiner Theorie, sondern, was mehr sagen will, auch in seiner Praxis treu geblieben. Schleiermacher war nicht nur ein Talent, er war auch ein Charakter. Durch eine Reihe von Abhandlungen hat er es möglich gemacht, die Ausbildung seiner ethisch-politischen Denkweise fast in jedem ihrer Schritte zu verfolgen. Er war Akademiker in Berlin und viele Jahre hindurch der perpetuirliche Secretair der philosophischen Classe der Akademie. In beiden Eigenschaften hat er eine Menge Abhandlungen geliefert, denn er war mit Leidenschaft Akademiker, weil er ein Meister auch der wissenschaftlichen Geselligkeit und unerschöpflich an Hülfsquellen für die Belebung derselben war. Er wußte immer die rechte in den Moment eingreifende Aufgabe, aber auch, worauf es nicht weniger ankommt, den rechten Ausdruck

dafür zu finden. Die kühnsten Reflexionen sprach er mit maaßvoller Unerschrockenheit aus. Tapferkeit verstand er mit Zierlichkeit, Höflichkeit mit Wahrhaftigkeit, Patriotismus mit Kosmopolitismus, corporativen Geist mit Humanität zu verbinden. Scheiden wir von seinen akademischen Reden diejenigen aus, welche sich auf die Geschichte der Philosophie beziehen, so behalten wir die ethisch-politischen zurück.

Diese zerfallen in drei Gruppen. Die eine beschäftigt sich mit der Betrachtung Friedrich des Großen und ist als eine Fortsetzung der vorhin erwähnten 1808 gehaltenen Gedächtnißrede anzusehen. — Eine zweite Gruppe zur Feier des dritten Augusts gehaltener Reden hat direct oder indirect unseren verstorbenen König zum Gegenstand. Eine dritte endlich stellt ganz allgemeine Untersuchungen an. Wie aber die Reden der beiden ersten Gruppen zwar ausgehen von dem Besonderen, allein übergehen zu dem Allgemeinen, so auch stehen die allgemeinen Untersuchungen oft in dem allerbestimmtesten Bezuge zur damaligen Gegenwart und bemühen sich, über die großen Interessen derselben zu einem gewissen, fast möchte ich sagen, gesetzgeberischen Abschluß zu gelangen. Nun kenne ich sehr wohl das kleinmeisterliche Gerede, welches für die Thaten großer Männer mit frechem Scharfsinn immer eine Menge fremder Motive in Bereitschaft hat und sie durch

Zurückführung auf so nichtige Gründe um den Ruhm der Größe bringen möchte; ja ich gebe sogar zu, daß nicht selten auch solche Winkelbeziehungen in den Gesichtskreis der Männer der Geschichte vorübergehend miteintreten, daß sie ihre Seele wie ein leichter Schatten durchfliegen können: aber das wahre Urtheil kann sich doch immer nur an ihre Thaten selbst halten. Diese sind der wirkliche Geist, der unzweideutige, der alle kleinen Vermittelungen, alles Nebenwerk des Entstehens hinter sich liegen läßt. Und so müssen wir auch bei Schleiermacher, unbekümmert um die Mäkelei seiner Neider und Hasser, den Einen Geist seiner Auffassung Deutschlands, der Gegenwart, Preußens und unseres erhabenen Königshauses als einen hohen und würdigen anerkennen, der uns eine Fülle von neuen und fruchtbaren Gesichtspuncten eröffnet und mit lauteren Empfindungen erquickt. Wenigstens die Themata, welche sein erfinderischer Genius auf diesem Gebiet ausgesonnen und in der edelsten Simplicität dargestellt hat, will ich kürzlich anführen.

Die Reden, welche die Betrachtung Friedrichs des Großen zum Inhalt haben, gehen vom 24. Januar 1817 bis 1833. Die erste schließt sich noch genau an den ersten Theil der mehrerwähnten Predigt über Friedrich und ist merkwürdiger Weise bei uns neuerdings, so viel Aehnli=

ches auch auf die Bahn gebracht worden, ganz mit Stillschweigen übergangen. Es wäre traurig, wenn man daraus schließen sollte, daß Schleiermachers Werke unter uns wenig studirt würden. Die Rede handelt nämlich davon: wie Friedrich der Große heute regieren würde? In welchem Sinne diese Frage dürfe aufgeworfen werden und wie weit nur man sie beantworten könne? — Die zweite Rede 1821 handelt über das Thema: Friedrich der Große auch darin groß, daß er zugleich die Volksschulen und die Akademie der Wissenschaften förderte. Die dritte 1825 enthält Erinnerungen an die großartige und freisinnige Weise, in welcher Friedrich die Aufsicht des Staats auf die schriftstellerischen Hervorbringungen führen ließ. — Die Rede 1826: über den Begriff des großen Mannes bezieht sich indirect auf Friedrich. Der große Mann ist nach Schleiermacher der, welcher die Masse zu organisiren versteht, aber in dieser Organisation nur das als Trieb in der Masse selbst liegende Gesetz entwickelt. — 1828: Wie ist es anzusehen, wenn ein Regent mit wissenschaftlichen oder künstlerischen Productionen öffentlich hervortritt? — 1832: Die Akademie der Wissenschaften, ein Werk der königlichen Kunst. — 1833: über Denkmal und Biographie Friedrichs des Großen.

Einen Cyklus von ganz andern Betrachtun-

gen begreifen die Reden zur Feier des Geburtstages Friedrich Wilhelm III. in sich vom 3. August 1819 bis 1830. Zuerst sprach Schleiermacher über die allgemeine Frage: Was beabsichtigt die Akademie, des Königs Geburtstag feiernd? — 1822 zur Nachfeier des Regierungsjubelfestes des Königs setzte er auseinander: Wodurch Reinheit und Vollständigkeit einer Freude, wie dieses Fest sie voraussetzt und erregt, bedingt seien. — 1823 sprach er über die Frage: Was erwirbt auch innerhalb desselben Volkes dem einen Staate vor dem andern die entschiedene Zuneigung derer, welche der Wissenschaft leben? — 1826 zeigte er, wie es eine eines großen Herrschers würdige Ansicht sei, wenn der König seinen Geburtstag nicht als ein bürgerliches Fest behandelt wissen will. — 1827 erörterte er mit der meisterhaften comparativen Anatomie, die ihm für solche Gegenstände zu Gebote stand, den Gedanken: wie treffend der Totaleindruck, den uns die Art zu sein eines Mannes gibt, durch die Aehnlichkeit mit den verschiedenen Ständen der Gesellschaft bezeichnet werde. — 1829 beschäftigte ihn die weitgreifende Verwandtschaft der Europäischen Fürstenhäuser in dem Probleme: Wie mußte sich das Verhältniß entwickeln zwischen Geschlecht und Volk, ehe ein königliches Leben nach dem Styl unserer jetzigen Europäischen Welt konnte zu Stande kom-

men? — 1830, im Jahr der Julirevolution, sprach er über die Frage: Welches Loos glücklicher sei, zu herrschen oder beherrscht zu werden?

Eine dritte Gruppe von Abhandlungen bezieht sich unmittelbar auf die Wissenschaft der Moral und Politik und zerfällt eigentlich wieder in zwei Abtheilungen, indem die eine Reihe ganz politisch, die andere ganz moralisch ist. Die erstere schließt sich enger an die Bewegung der Zeit, die zweite steht unabhängig von solcher Beziehung mit rein constructivem Charakter da. 1814 stellte Schleiermacher eine Kritik: über den Begriff der verschiedenen Staatsformen an, worin er dialektisch nachzuweisen suchte, daß eine so abstracte Isolirung des monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elements einerseits, so wie der gesetzgebenden, richtenden und vollziehenden Gewalt andrerseits, als man oft vorauszusetzen scheine, in der Wirklichkeit sich nie habe realisiren können. Daran knüpfte er den Nachweis, daß erst durch die erbliche Fürstendynastie die Persönlichkeit eines Volksgeistes sich vollenden könne, insofern der Staat durch die fürstliche Familie in sich selbst zur Innigkeit und unmittelbaren Heiligkeit des natürlichen Gemeinwesens zurückkehre. — In demselben Jahr las er eine Abhandlung: über den Beruf des Staates zur Erziehung, worin er namentlich hervorhob, wie

dadurch, daß in Preußen für die Kinder der Bürger und der Adligen dieselben Bildungsanstalten vorhanden sind, die Schroffheit der ständischen Differenz, die Neigung zur selbstgefälligen Sonderung, von vorn herein aufgehoben werde. — 1817 unterwarf er in einer Abhandlung über die Auswanderungsverbote eigentlich die Gesetzgebung des Deutschen Bundes über diesen Punct einer gerechten Kritik, indem er die unbedingte Freizügigkeit von einem Deutschen Staat in den andern, die unbelastete Uebersiedlungsfähigkeit, als aus dem Begriff der Einheit Deutschlands mit Nothwendigkeit hervorgehend forderte. — 1820 las er: über die verschiedene Gestaltung der Staatsvertheidigung. Schleiermacher besaß eine große Kunst, die äußersten Grenzen eines Begriffs zu fixiren und zwischen diesen Extremen die mannigfaltigen nach der einen oder nach der andern Seite hin schwankenden Gestalten zu verzeichnen. So stellte er hier dem Religionskrieg den Geschäftskrieg entgegen und wies nun das Uebergehen dieser Formen in einander durch verschiedene Medien nach, z. B. wie Regierungen wohl darauf hinarbeiten könnten, einem bloßen Geschäftskriege, um seiner Führung mehr Nachdruck zu geben, den Charakter eines heiligen, eines Religionskrieges einzuimpfen.

Die letzte der hieher gehörigen Abhandlungen

1825: über Platon's Ansicht von der Ausübung der Heilkunst; ist eine im heitersten Ton gehaltene bittere Kritik des Heilunwesens in unserer modernen Gesellschaft. Schleiermacher untersucht die scherzhaft klingende Frage, ob es uns als Gliedern des Staats auch erlaubt sei, krank zu sein, und verfolgt die unter uns herrschende Sucht, krank zu sein, mit unerbittlicher Satire. Indem er hierbei auch die gegen eine solche Sucht oft zu gefällige Praxis der Aerzte mit seinem Spotte nicht vergißt und sowohl die Modeärzte wie die Badecuren mit reichlicher Lauge übergießt, kehrt er sich doch vornämlich gegen die das sittliche Leben im Innersten auflösende Gewöhnung, immerfort krank oder kränklich zu sein und immerfort sich heilen zu müssen.

Die noch übrigen vier Abhandlungen betreffen 1819 den Tugendbegriff, 1824 den Pflichtbegriff, 1826 den Tugendbegriff, 1829 den Pflichtbegriff, 1826 den Begriff des Erlaubten, 1827 und 1830 den des höchsten Gutes.

Ich habe bisher allerdings nur eine katalogartige Aufzählung der Schleiermacher'schen Abhandlungen gegeben, allein auch diese halte ich schon für ausreichend, sich von der Vielseitigkeit ihres Verfassers und von dem in ihnen herrschenden Geist eine Vorstellung zu machen. Es war Schleiermacher nicht vergönnt, sie selbst zu

Einem Ganzen kunstmässig zu verarbeiten. Er starb vor Vollziehung dieser That, die er selbst schon 1803 in der Kritik der bisherigen Sittenlehre verkündete. Große Schätze hat er hinterlassen, in Beziehung auf unsere Betrachtung eine philosophische Ethik, eine theologische Moral, eine Pädagogik, Politik. Die theologische Moral behandelt die schwierigsten und verfänglichsten Fragen der Gegenwart, das Recht und die Pflicht der Todesstrafe, der politischen Intervention, der äußerlichen kirchlichen Disciplin u. s. w. Möchte sie nicht zu lange auf sich harren lassen! Bis jetzt ist nur durch Professor Schweizer 1835 die philosophische Ethik als das System der Sittenlehre nach Vorlesungsheften herausgegeben. Die eigenthümlichsten Ausführungen scheinen mir darin diejenigen zu sein, die von der ethischen Bedeutung der Sprache und der Kunst handeln, weil Schleiermacher hierin stets ein Hellene blieb. Unter Ethik versteht er das Ganze der Rechtslehre, Moral und Politik und stellt sie zwischen die Natur- und Geschichtswissenschaft in die Mitte. Die Geschichte soll das Bilderbuch der Ethik, die Ethik das Formelbuch der Geschichte sein. Sittlich ist nach Schleiermacher das zur Vernunftwerden der Natur. Das höchste Sein ist nach ihm die Identität von Natur und Vernunft. Die Natur ist an und für sich weder unver-

nünftig, noch die Vernunft als naturlos zu denken. Alles Sein ist deshalb ein Stoff für die handelnde Vernunft, die ihm sich einbildet und die Masse organisirt. Durch das Handeln soll die Differenz von Natur und Vernunft verschwinden. Die Natur soll sich überall als vernunftdurchdrungen, die Vernunft überall als zum Sein gewordene anschauen lassen. Insofern die Vernunft durch die Natur sich darstellen will, ist diese Organ; insofern sie aber sich durch sie hindurch dargestellt hat, ist sie Symbol. Daraus folgt, daß der Gegensatz zwischen Organ und Symbol nur ein relativer sein kann und daß das Maximum der Sittlichkeit da sein muß, wo die Natur nur Vernunft ist, d. h. nach Schleiermacher, in der Kirche, in welcher auch nach ihm die Kunst die vollkommenste Mittheilung des höchsten Gefühls wird.

Noch kurze Zeit vor seinem Tode sollte Schleiermacher eine Veranlassung finden, sich über seine Politik in der Zeitung zu erklären. Es war von ihm im Pariser Méssager in dem Sinne die Rede gewesen, als ob er an der Spitze einer Faction von Unzufriedenen stehe, die nur auf die Gelegenheit warteten, eine Revolution zum Ausbruch und mit ihr den Preußischen Staat zu einer andern Verfassung zu bringen. Schleiermacher, dem man als ersten christlichen Redner, als dem großen

Manne schmeichelte, war namentlich in Betreff des Königs in ein übles Licht gestellt. Er schwieg hiezu nicht, sondern ließ in der Staatszeitung eine ironisch abgefaßte, aber ehrliche Erklärung drucken, worin er unter Anderem von Preußen sagte: „Wir haben hier seit dem Tilsiter Frieden — mittelweges liegt der Besuch in Paris und die zurückgebetene Victoria — reißende Fortschritte gemacht und das ohne Revolution, ohne Kammern, ja selbst ohne Preßfreiheit; aber immer das Volk mit dem Könige und der König mit dem Volke. Müßte man nun nicht seiner gesunden Sinne beraubt sein, um zu wähnen, wir würden von nun an besser vorwärts kommen mit einer Revolution? Darum bin ich auch meines Theils sehr sicher, immer auf der Seite des Königs zu sein, wenn ich auf der Seite der einsichtsvollsten Männer des Volkes bin."

Und diese Einheit des Königs mit dem Volke, des Volkes mit dem Könige, das Vertrauen beider zu einander, das Streben beider mit einander zum Fortschritt, sie sind das Banner, unter welchem wir Alle in Krieg und Frieden kämpfen. Und wenn wir bedenken, daß Preußen der Staat ist, der für die vernunftgemäße Auflösung so vieler Räthsel der politischen und kirchlichen Welt da zu sein scheint, so erkennen wir auch wohl, welch' einen

Schatz es an Schleiermacher als Priester und Bürger, als Erzieher und Lehrer besaß und in seinen Schriften noch besitzt. Und so möge uns sein Andenken als eines der seltenen Theologen, die Sinn hatten auch für den Staat und die Kunst, als eines der großen Vorkämpfer für Freiheit und Recht, Wahrheit und Schönheit, an diesem festlichen Tage gesegnet sein.

Das Albertinum.

Königsberg hat eine alte 1544 gestiftete Universität. Seit Kant an derselben Professor war, ist dies wohl eine welthistorisch bekannte Thatsache. In Königsberg ist aber nicht sowohl von der Universität, als von dem Albertinum die Rede. Der Stifter der Universität war der Herzog Albrecht. Ein Convolut alter Gebäude am Kneiphöfer Dom, die der Herzog von der Stadt kaufte, wurde abgebrochen und auf ihrer Stelle das alte und neue Collegium Albertinum erbaut. Faber a. a. O. S. 79 sagt: „Das alte Collegium nimmt die ganze Ostseite und einen Theil der Nordseite ein. Die Herzogin Dorothea hat einen Theil desselben von ihrem Leibgedinge erbauen lassen. Hierin ist das Sessionszimmer des Senats, das Gerichtszimmer, die Universitätscasse, das Secretariat, drei Auditorien, zwei Carcer,

die Wohnung des Carceraufsehers, und die vor Kurzem eingerichtete Handbibliothek. Die ganze Ostseite nimmt das große Auditorium, in welchem die Promotionen und andere akademische Feierlichkeiten gehalten werden, und das dazu gehörige Versammlungszimmer ein. Jenes ist 1821 nach dem Plan des Geheimen Regierungsrathes Müller neu und geschmackvoll eingerichtet. Es sind darin die Marmorbüste Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III., die Bronzebüste Sr. Königlichen Hoheit des damaligen Kronprinzen als Rector magnificentissimus und die Marmorbüste Kant's aufgestellt. An den Wänden hängen die lebensgroßen Bildnisse des Stifters der Universität, Herzogs Albrecht, und der nachfolgenden Herzoge, Churfürsten und Könige. An der Außenseite befindet sich das schwarze Brett, an welchem die Bekanntmachungen für die Studirenden angeschlagen werden, darüber das aus Stein gehauene Brustbild des Herzogs Albrecht, mit der Inschrift: Insignia Academiae Regiomontanae. — Das sogenannte neue Collegium ist vom Herzoge Albrecht Friedrich 1569 errichtet. Ueber dem Eingange sind die Brustbilder der Herzoge Albrecht und Albrecht Friedrich aus Stein gehauen eingemauert, zwischen beiden das Brandenburgische Wappen mit der Unterschrift: Exstructa est haec domus A. MDLXIX qui fuit secundus a Rectoratu

illustrissimi principis junioris. Es enthält die Dienstwohnung des Secretairs, der beiden Pedelle, das Mineraliencabinet der Universität und das dazu gehörige Auditorium, die Wohnung des Inspectors des Collegii Albertini und drei Studentenwohnungen. — Der Collegienplatz, dessen östlichster Theil mit alten Linden bepflanzt ist, war vom Herzog Albrecht für eine Freistätte erklärt, „daß wenn ein Scholar oder Anderer im Particular (ehemals der Name für die Gesammtheit der hier befindlichen Gebäude) etwas verbrochen, kein Stadtgericht denselben angreifen oder herausnehmen, sondern derselbe allein der Gerichtsbarkeit des Rectors unterworfen sein solle.“ — Sonst sind die akademischen Gebäude durch nichts ausgezeichnet und es ist die Absicht, ehestens ein neues Universitätsgebäude an einem schicklichen Ort zu errichten.“

Diese Beschreibung habe ich voranschicken wollen, damit der Leser eine authentische Vorstellung vom Albertinum bekomme. Von Außen her angesehen, bietet dasselbe einen malerischen Anblick. Von der Wasserseite stehen Bäume vor den alten hier und da schon sehr gesenkten, ausgebauchten Mauern und das lange Dach des Domes streicht über die Dächer mit einigem Schwunge hin. Wäsche, zum Trocknen ausgespreitet oder auf Leinen gehängt, diese beliebte Staffage städtischer

prospecte, fehlt auch nicht. Von Innen her, vom Hof angesehen, gewinnt es durch den Dom, der die eine Seite desselben ausmacht und durch einen Baumgang alter Linden, namentlich zur sommerlichen Zeit, ein recht pittoreskes Wesen.

Das Innere der Auditorien des Albertinums bleibt dagegen hinter der Eleganz, an welche die jünger gestifteten oder mit neuen Localen, wie Leipzig und Halle ausgestatteten Universitäten sich gewöhnt haben, zurück. Es ist schon ganz gut, wenn ein Auditorium, um nicht zu zerstreuen, einfach gestrichene Wände, schlicht gehobelte Tische und Bänke hat. Wir brauchen nicht die glänzende Einrichtung der Römischen Kaiserzeiten, in denen zu Athen, Alexandrien und Rom kostbare Teppiche den Boden, schöne Gemälde in Fresken die Wände bedeckten und in Nischen die Marmorstatuen derjenigen Weisen umhergestellt waren, welche der Lehrer vorzugsweise als seine Vorgänger, als seine Autoritäten verehrte. Aber weil solcher Prunk überflüssig, brauchen wir uns auch nicht den Zeiten des Mittelalters zu sehr zu nähern, in denen sich der Student, wie Buläus in der Geschichte der Pariser Universität erzählt, wenn er sitzen wollte, ein Bund Stroh mitbrachte. Das beste und größte Auditorium des Albertinums, das auch durch zwei Oefen am meisten gegen den bei uns oft empfindlichen Frost geschützt werden kann,

wird durch die triefende Nässe seiner Wände unbrauchbar.

Jahre lang ist schon von dem Bau eines neuen Universitätsgebäudes die Rede, um eine Centralisirung der Collegienlocale zu bewirken. Denn auf dem Albertinum lesen nur die seit zehn, zwölf Jahren angestellten Lehrer, die hiezu besonders verpflichtet sind. Die älteren Professoren haben das Vorrecht, bis zur Erbauung eines neuen Gebäudes in ihren Häusern zu lesen. Andere wieder können manche ihrer Vorträge nicht auf dem Albertinum halten, weil dieselben einen nicht transportabeln Apparat erfordern. Praktisch astronomische Vorlesungen kann Bessel nur auf der Sternwarte halten; speciell botanische Meier nur inmitten des botanischen Gartens; experimentell chemische Dulk nur, wenn er sein Laboratorium benutzen kann; die Anatomen und Pathologen aber, Seerig und Sachs, können sich nicht wohl von den Kliniken entfernen. Interessant ist es, zu beobachten, wie sich bei uns die Naturwissenschaft auf einem abgeschlossenen Terrain gruppirt und nur die Mathematik und Krystallographie dem Albertinum überlassen hat. Der Physiker Moser liest hier nur, weil er zufällig jetzt das Inspectorat des Albertinums bekleidet. Auf einem Hügel am Wall nach dem Holländer Baum zu mit ihren phantastischen Dach-

zinnen weit über den Fluß und die Stadt ausschauend hat sich die Sternwarte als Vorhut aufgestellt. Auf einem sanften Abhang mit lieblichen Gründen lagert sich ihr zur Seite nach der Stadt hin der botanische Garten. Ueber diesem, in gleicher Entfernung von ihm wie von der Warte erhebt sich auf einem Hügel unter Rathke's Obhut das zoologische Museum, ein äußerlich schmuckloses, in rein verständiger Symmetrie gehaltenes Gebäude. Der kranke oder todte Mensch der Kliniken verliert sich seitwärts von diesen modernen Anlagen in ältere, unansehnliche Gebäude.

Dies ganze Ensemble bildet unter dem Namen des Butterberges eine eigene Welt. Das Wesen unseres Jahrhunderts hat hier seine Keime entfaltet. Die unwiderstehliche Richtung auf die Naturwissenschaft hat diese Schöpfungen hervorgerufen, gegen deren Glanz das Gebäude des Albertinums mehr an die ältere Zeit der Universitäten erinnert, in welchen Theologie, Jurisprudenz und Philosophie die Naturwissenschaft bei weitem überragten. Merkwürdig genug für das verständige Element Königsbergs, welches alle Unterschiede sorglich auseinander hält, hat auch die philologisch-historische Section sich halb und halb für sich gruppirt, indem die Königliche Bibliothek mit der Amtswohnung des Bibliothekars

Lobeck und dessen Auditorium, welches zugleich von dem Historiker Schubert benutzt wird, mitten in der Königsstraße sich befindet und vom Butterberge über eine Viertelmeile entfernt ist. Der zweite Bibliothekar, der Historiker Drumann, liest in seinem Hause.

Man kann hiernach sich ungefähr vorstellen, welche Wege bei uns ein Student zu machen hat, aus einem Collegium in ein anderes zu gelangen. Dazu nehme man das Bergigte der Straßen, ihr oft schlechtes Pflaster, ja das Fehlen des Pflasters am Butterberge, den vielen Sturm, Regen und Schnee, die wir haben und man wird gestehen müssen, daß viel Frische dazu gehört, wenn man zwanzig Minuten von einem Viertel der Stadt in das andere athemlos gelaufen ist, sogleich wieder in den Vortrag eines Docenten sich zu stürzen, der noch dazu vielleicht von ganz anderen Dingen, als der eben verlassene, handelt. In den älteren kleinen Universitätsstädten ging dies Umherwandern schon an, allein bei uns, wo die „Helfer" beim Umziehen die Fortschaffung der Sachen von einer Straße in die andere, schon eine „Reise" nennen, ist die Centralisirung der Vorlesungen in Einem Gebäude zum Besten der Gesundheit, wie zur Förderung der Wissenschaft durchaus nothwendig. Die drei viertel Stunden, auf welche der Vortrag des Docenten be-

schränkt ist, schmelzen durch das oft unvermeidliche zu spät Kommen der Studirenden und durch die billige Rücksicht auf ihre Wegweiten, mit dem Schlag zu schließen, eigentlich auf eine halbe Stunde ein. Docent wie Hörer sind dann oft erst recht in die Sache hinein gekommen und durch das Bedauern, abbrechen zu müssen, geht komischer Weise noch mehr Zeit verloren. Die Centralisirung der Studirenden gewährt auch für dieselben den Vortheil, ihre Zeit ökonomischer und vielseitiger benutzen zu können. Wie manche Vorlesung wird jetzt der physischen Unmöglichkeit wegen nicht gehört, weil man des Fortunates Wünschhütlein haben müßte, Albertinum, Bibliothek und Butterberg zu verbinden. Wie manche schon angenommene Vorlesung wird aus demselben Grunde im Lauf des Semesters wieder aufgegeben. Besonders aber sind es die Zwischenstunden, welche jetzt oft ungenützt verfließen und die nicht haben zu müssen unser Student zu Anfang jedes Semesters einen großen Calcul anstellt, sich die Stunden zurecht zu legen, damit er einigermaaßen ein Continuum habe. Existirt ein Centralgebäude, so kann der Student entweder hospitiren und sich dadurch eine größere Ausdehnung wissenschaftlicher Anregung geben, oder er kann in einem gerade nicht benutzten Auditorium für sich arbeiten, wie ich z. B. in Berlin es einmal

fast ein ganzes Semester gethan zu haben mich eben erinnere. Gegenwärtig kann man bei uns beobachten, wie der Studirende oft nur die Lehrer seines Faches kennt, die Lehrer anderer Facultäten aber vielleicht nur bei einer akademischen Feierlichkeit gesehen, sie aber nie gehört hat und dies in späteren Jahren gewiß oft bedauert. Entweder verbringt der Studirende bei uns eine Zwischenstunde in jenem unbestimmten Zustande, welchen der technische Studentenausdruck Dämmern nennt oder — er geht zum Conditor. Früherhin hatte der Student überdem nicht so viel Collegia als jetzt zu hören und konnte daher selbst bei uns noch mit einiger Bequemlichkeit umherziehen, allein auch hier hat sich der Etat geändert und man muß Zeit ersparen, um Zeit zu gewinnen. Die Centralisation hat außerdem für das gesellige Zusammenleben der Studirenden viel Förderliches. Die verschiedenen Facultäten, welche jetzt nothdürftig in dem Auditorium der Logik und etwa noch der Psychologie und Aesthetik zusammenkommen, mischen sich mehr durcheinander; der Einzelne hat leichter Gelegenheit den Commilitonen zu sprechen, braucht nicht erst lange Wege durch die Stadt zu machen u. s. w. Die Studirenden halten bei uns allerdings im Albertinum von Zeit zu Zeit auf dem Flur vor dem Auditorium maximum Versammlungen

zur Berathung ihrer Angelegenheiten, allein hier zeigt sich denn oft in den Reden, die von einer als Tribune dienenden Treppe herabgedonnert werden, wie fremd sich die einzelnen Facultäten einander gegenüberstehen.

Allein nicht nur für die Studirenden, auch für die Docenten, ist die Centralisation wünschenswerth. Die jetzt noch für viele existirende Bequemlichkeit, im Hause lesen zu dürfen, hat denn doch auch ihre Unbequemlichkeit. Wie schwierig ist es für den Docenten, der zur Miethe wohnen muß, ein passendes Local zu finden. Wie große Fatalitäten macht oft die zu nachbarliche Häuslichkeit. Es ist dem Docenten gewiß zuträglicher, sich für den Vortrag aus seinem Privatleben ganz herauszuziehen. Die Selbstvergessenheit, welche dem akademischen Lehrer so nothwendig ist, dürfte durch das Verlassen des eigenen Hauses, durch den Gang über die Straße, durch den Eintritt in ein dem wissenschaftlichen Cultus ausschließlich gewidmetes Gebäude wesentlich gesteigert werden. Hier erinnert ihn keine knarrende Thür, keine gezogene Klingel, kein Schrei der Kinder u. s. w. an seine private Existenz. Hier ist unmittelbar alles particuläre Interesse verschwunden. Der Kotzebuianismus des lieben Familienlebens, der bei uns Deutschen nicht zu selten ist, sinkt wie ein Traumbild hinter uns

fort und die Allgemeinheit, die allein in der Wissenschaft gilt, kann sich frei in unserer Stimmung ausbreiten. Außerdem aber entspringen für die Benutzung der Zeit und für die Geselligkeit den Docenten aus der Centralisation die nämlichen Vortheile, wie den Studirenden. Man weiß, daß es auf Universitäten unter den Docenten oft Antipathieen giebt, die dadurch zuweilen eine fabelhafte Größe erlangen, daß die Antipoden, weil sie Jahrelang nur Gerüchte von einander vernehmen, endlich für einander mythische Personen werden, welche nur darin noch einen Zusammenhang haben, daß jeder von dem andern seine Vorstellung, respective sein Vorurtheil, das er sogar oft wieder durch einen Andern als Tradition empfangen hat, in einseitiger Consequenz für sich fortbildet. Die Gemeinschaftlichkeit des Locals wird wenigstens eine Gelegenheit, sich, wenn nicht zu sprechen, mindestens zu sehen und dieser so unbedeutend scheinende Act ist für Zerstörung persönlicher Entfremdungen doch schon von großer Wichtigkeit. Daß ein Sprechzimmer da sein müßte, in welchem die Docenten vor dem Beginn ihrer Vorträge sich verweilen könnten, versteht sich von selbst. Und dies Zimmer müßte dann zum Auflegen aller der Journale und literarischen Novitäten benutzt werden, welche die Königliche Bibliothek gegen Einen

Thaler jährlichen Beitrags seit diesem Jahr in ihrem Local einmal in der Woche zu einer Zeit auf zwei Stunden auslegt, in denen wohl die meisten Docenten entweder eine Sieste oder Vorlesungen halten oder spazieren gehen.

Gewiß ist die erwähnte Einrichtung ein Fortschritt, aber noch ein unvollkommener. Das Unbestimmte, wie das Journal, wie die Brochüre, die Novität, müssen an mich kommen; ich muß sie nicht zu einem festen, eng abgegrenzten Termin, der überdem, wenn Viele ihn einhielten, Verlegenheiten der Benutzung erzeugen würde, aufsuchen müssen. Ueberhaupt finde ich in dieser Beziehung noch viel zu viel Mangel an Oeffentlichkeit. Königsberg hat z. B. eine Bibliothek der Königl. Deutschen Gesellschaft. Da dieselbe aber nur an ganz bestimmten Tagen und Stunden, die man immer wieder vergißt, geöffnet wird, so existirt sie beinahe für Niemand. Die schönsten Bücher thun ihre Schuldigkeit nur halb; sie sind da, sie stehen im Schrank, sie sind einregistrirt im Katalog — aber sie circuliren nicht. Aehnlich ist es mit der sehr interessanten Wallenrodt'schen Bibliothek in einem Seitenthurm der Domkirche; eine Bibliothek, die vorzüglich ist im Fach der scholastischen Literatur und die unter der Leitung des Professor Richelot beständig zweckmäßig erweitert wird. Aehnlich ist

es mit der städtischen Bibliothek, die sich mit der Königlichen in demselben Local in der Königsstraße befindet, aber sehr wenig benutzt wird. Bibliotheken müßten eigentlich — was freilich ohne Geld nicht ermöglicht werden kann — die ganze Woche hindurch in den Nachmittagsstunden von 2 — 6 beständig geöffnet sein und die Zeitungen müßten daran von Zeit zu Zeit erinnern. Noch existirt eine Handbibliothek der Studirenden bei uns auf dem Albertinum, deren Fond von den Studenten selber zusammengebracht wird. Es muß nämlich jeder für ein Publicum, das er im Local des Albertinums hört, fünf Silbergroschen Einschreibegebühren an die Quästur entrichten. Von der Summe, die hiervon sich anhäuft, wird zunächst die Lampenerleuchtung der Auditorien bewirkt, der Rest aber zum Ankauf von Büchern verwendet. Natürlich kommt nicht zu viel zusammen. Hegel's Werke z. B. ein so dringendes Bedürfniß sie für die Studirenden wären, haben noch nicht angeschafft werden können. Es wäre wohl zu wünschen, daß die Studirenden selbst bei der Pflege dieser Bibliothek einen gewissen Antheil bekämen, daß sie selbstgewählte Ausschüsse aus sich bildeten, welche sich damit beschäftigten, diejenigen Bücher auszufinden und in Vorschlag zu bringen, welche vorzüglich für den Handgebrauch sich eignen. Dadurch würde

dem einseitigen Uebergewicht Einer Richtung, welches bei der Vermehrung des Vorraths außerdem nur zu leicht möglich ist, entgegengearbeitet. Der Apparat der verschiedenen Facultäten würde gleichmäßiger angebauet werden. Diese Ausschüsse der Studirenden müßten dem Bibliothekar auch diejenigen Werke in Vorschlag bringen, welche, als besonders stark benutzte, in doppelten Exemplaren anzuschaffen wären. Eine solche Betheiligung der Studirenden dürfte übrigens auch auf den wissenschaftlichen Sinn und Verkehr derselben nicht ohne günstigen Einfluß bleiben.

Dieselbe Forderung vermehrter Oeffentlichkeit ist an die Sammlungen von Kunstwerken zu stellen und diese Oeffentlichkeit dürfen wir hoffen, bald erreicht zu sehen. Das Gebäude in der Königsstraße, welches wahrscheinlich die Kunst- und Gewerbschule, die Bilder des städtischen Museums, das Antikencabinett und die Kupferstichsammlung in sich aufnehmen wird, nahet sich seiner Vollendung. So lange solche Gegenstände nicht mit der größten Liberalität zu sich einladen, so lange sie nicht freundlich zu sich heranziehen, sind sie nicht wahrhaft da, wie die Erfahrung hinlänglich gezeigt hat, bis das Belvedere in Wien, die Pinakothek in München, das Museum in Berlin den großen, vom dankbarsten Erfolg gekrönten Schritt in eine so zu sagen permanente

Oeffentlichkeit ohne alle Trinkgeldergêne machten. Ich gestehe es nicht ohne Scham, aber ich gestehe es, weil ich mit diesem Geständniß gewiß das vieler Anderen ablege, daß ich unser Antikencabinett, dessen Katalog ich sehr wohl kenne, bis diesen Augenblick noch nicht gesehen habe, sondern es stets nur habe sehen wollen. Allein wo ist es? In welchem Theil des weitläufigen Schlosses befindet es sich eigentlich? Wo ist der Castellan? Ja, noch mehr. Ich gehöre seit ein paar Jahren selbst zum Vorstand des hiesigen Kunstvereins, aber wann sehe ich dessen Bilder? Nur wenn ich pflichtmäßig das Local betrete. In freier Muße, ohne solche Aufforderung, nicht. Dies liegt lediglich in der kümmerlichen Localität, in der damit verbundenen halben Secretirung dieser Gegenstände. Fremde, die zur Stadt kommen, müssen sich erst mühsam nach dem äußerlich verfallenen Eckhause des Altstädtschen Marktes hinzeigen lassen, um hier die Bilder aufzusuchen, die nun in der mangelhaften Beleuchtung und zerstückten Localität gar nicht den Eindruck machen, den sie in der That machen könnten. Dieser Umstand war es, der uns bewog, auf der letzten Kunstausstellung im Moscovitersaal die besten Gemälde des städtischen Museums mit auszustellen, damit das Publicum wenigstens bei dieser Gelegenheit zu ihrem Wiedergenuß gelangte. — Unser

zoologisches Museum, unser botanischer Garten, unsere Sternwarte werden von Fremden viel mehr besucht, weil sie leichter zugänglich sind, weil sie zu ihrer Anschauung gleichsam auffordern und in ihrer Form modern sind.

Daß also, um darauf zurückzukommen, die Universität ein eigenes Gebäude haben müsse, ist völlig unzweifelhaft, aber desto zweifelhafter war es viele Jahre hindurch, wo dasselbe erbaut werden sollte. Die Grundbestimmung des Wo war, daß es den Mittelpunct der Stadt in gleichmäßiger Entfernung vom Butterberge und von der Bibliothek einnehmen sollte. Man muß gestehen, daß es dann ganz wohl auf die Insel des Kneiphofs zurückkommen könnte, wäre nicht der Umbau des Albertinums zu kostspielig und wegen des daran hinrauschenden Pregels, der die unteren Geschosse feuchtet, zu unpraktisch. Nach langem Verhandeln scheint endlich Königsgarten in der That zu dem zweckmäßigsten Platz designirt zu sein. Die Statue Friedrich Wilhelms III. wird dem Platze dann vollends den schönsten Mittelpunct geben. Die militärischen Uebungen, die gegenwärtig hier statt finden, sollen, wie es heißt, verlegt werden.

Der Königsberger Student lebt übrigens ganz in dem Dualismus, der unserer Zeit überhaupt eigenthümlich ist. Er hat auf der einen

Seite alle Formen der mittelaltrigen Einrichtung des Instituts noch in der Erinnerung, findet dieselbe aber von der andern in der Wirklichkeit überall durchbrochen. Das Mittelalter hatte auch die Universitäten als völlig selbstständige Corporationen hingestellt. Unsere Zeit geht darauf aus, das Gesetz als allgemeine Macht des Staates geltend zu machen. Es soll zwar die individuelle Freiheit erhalten werden, aber das Besondere soll nicht gegen das Allgemeine oder Einzelne sich negativ verhalten dürfen. Es soll den Charakter des Ueberganges zwischen beiden Extremen haben und deshalb für beide durchdringlich sein. Die particuläre Bevorrechtung des Besonderen hört auf. Seine Rechte drücken jetzt nur die Eigenthümlichkeit seiner Function aus, ohne sonst ein Privilegium in sich zu schließen. Z. B. Wenn die philosophische Facultät Jemand zum Doctor der Philosophie creirt, so läßt sie auf dem Titel des Diploms drucken, daß sie ihm die jura et privilegia des Magisteriums der Philosophie übertrage. Worin bestehen diese aber? 1) Der Doctor der Philosophie darf sich also nennen; er hat, nach bestandener Leistung, wie billig, den Namen erworben, der die Qualität derselben ausdrückt. 2) Der Doctor darf noch eine Dissertation schreiben, sie auf seine Kosten drucken lassen, darf eine Probevorlesung halten und seine

Dissertation unter den Auspicien der Facultät öffentlich vertheidigen. Durch alle diese Acte bereitet er sich die Möglichkeit, sich bei der Facultät als Privatdocent zu habilitiren. Ob dies gelingt, hängt von der Beschaffenheit der Dissertation, der Vorlesung, der Disputation ab, zuweilen auch noch von anderen Umständen. Die Erlaubniß, als Privatdocent auftreten zu dürfen, geht positiv nicht von der Facultät, sondern von dem Ministerium aus, an welches der Dekan der Facultät einen Bericht über die Vorlesung und Disputation zu erstatten hat, der aber von einem Bericht des jedesmaligen Curators der Universität begleitet wird, als welchem die Pflicht obliegt, das persönliche, biographische Moment des Candidaten besonders zu berücksichtigen. 3) Der Doctor der Philosophie hat die Pflicht, bei keiner anderen Facultät noch einmal den Doctorgrad zu erwerben. Von besonderen Vorrechten in bürgerlicher Hinsicht ist also gar nicht die Rede. — Eben so sind aber auch die Rechte des akademischen Senates sehr zusammengeschrumpft. Seine größte Thätigkeit besteht in der Ertheilung von Beneficien an die Studirenden und in der hiermit aufs Engste zusammenhängenden pädagogischen Wahrnehmung des gesitteten Verhaltens derselben. Aber in letzterer Beziehung ist das Preußische Landrecht die Norm der Beurtheilung. Die Senatoren urthei-

len über das Schuldig und Unschuldig so wie über Art und Grad der Strafe als Schöffen. Ein eigener Universitätsrichter hat die Untersuchungen anzustellen, dem Senat Vortrag zu halten, demselben die Strafe, die er nach den Paragraphen des Landrechts erkennt, zu motiviren und der einzige Unterschied, der dies Verfahren von dem gewöhnlichen Gericht unterscheidet, ist die Modalität der Strafe, daß der Studirende durch Prorectoralverweis, Unterschreibung des Consiliums abeundi, akademisches Gefängniß, durch das Consilium abeundi selbst, durch Remotion auf gewisse Termine, durch Relegation bestraft wird. Jede criminelle Frage geht dagegen sogleich an das Criminalgericht über. Jene corporativen Formen enthalten somit Nichts, was dem Staatsbürger, der nicht „akademischer Bürger" ist, das verletzende Gefühl der Ungleichheit vor dem Gesetz gäbe. Die Recrutirung des Lehrerpersonals pflegt sich zwar an den Deutschen Universitäten durch das System der Privatdocentenschaften in der Weise von selbst zu gestalten, daß auf die Privatdocenten der Universität selbst bei Entstehen einer Vacanz zunächst reflectirt wird. Allein die Facultäten haben hierbei nur ein Recht der Petition an das Ministerium, nur ein Recht der Begutachtung, die Besetzung selbst gehört ihnen nicht mehr und der mittelaltrige

Charakter der Corporation ist hierin wohl am entschiedensten fallen gelassen.

Wenn wir uns daher neuerdings des Ausdrucks Corporation wieder vielfach bedienen, so müssen wir doch bei demselben nicht vergessen, daß wir ihn nicht mehr in dem Sinn des Mittelalters anwenden können. Der Staat kann die absolute Einheit mit sich, die Flüssigkeit der Gliederung, nicht wieder aufgeben und man spricht deshalb auch gegenwärtig, wenn von der Selbstgestaltung particulärer Elemente des Ganzen die Rede ist, mehr von Associationen. Das Moment der Besonderheit, das im Mittelalter Totalität war, geht nicht an sich, wohl aber, und mit Recht, in der Ausschließlichkeit seiner Form unter, weil der Staat sich zur Monarchie erhoben hat und mit der Einheit derselben, je mehr sie sich entwickelt, eine solche monopolistische Bevorrechtung des Besondern verschwinden muß. Im Mittelalter war dieselbe nothwendig, weil damals das Besondere in seiner Mannigfaltigkeit sich überhaupt erst erzeugte. Damals hatte es sich gegen andere Particularitäten zu wehren und mußte daher schroff auftreten. Die Burg, das Kloster, die Städte umgürteten sich mit Mauern; der Ritter hüllte sich in den Panzer; jeder Stand beinah hatte seine eigenthümliche Gerichtsstätte, jede Stadt ihre Frei-

heiten, d. h. Ausnahmen von dem allgemeinen Gesetz; für die Verbrecher wimmelte es von Asylen u. s. w. Jetzt ist das Besondere von der Noth des Kampfes, seine Eigenthümlichkeit durchzusetzen, frei geworden. Es ist in der Monarchie, welche alle Particularisationen der sittlichen und intellectuellen Bildung als freie Organe ihrer selbst anerkennt, zu einer höheren Festigkeit gekommen. Freilich darf die Monarchie nie vergessen, daß die Wahrheit des politischen Lebens nur die productive Einheit des Allgemeinen, Besondern und Einzelnen ist. Wollte sie sich selbst mißverstehen, wollte sie übersehen, daß sie ihre Macht in der Heiligkeit der Gesetze und in der allgemeinen Bildung der Einzelnen hat, übersehen, daß nur die freigelassene Entfaltung des Besonderen in den Einzelnen der Allgemeinheit die Einheit sichert, so wäre sie auf dem für ihre Existenz gefährlichsten Wege, in Despotie auszuarten. Sie würde damit die Reaction der Nemesis aller besonderen Gestalten gegen sich aufrufen, während sie ihrem Begriff nach das Maaß ist, jede Particularität innerhalb der ihr nothwendigen Schranke zu halten und allen aristokratischen Uebermuth, alle Herrschsucht des Besondern gegen das Besondere, zur Erzeugung der Gerechtigkeit zu überwinden.

Dies fühlt auch der heutige Student. Er

möchte noch gern in der früheren Weise auftreten, allein er ist in der Idiosynkrasie der Burschicosität gebrochen. Er kann sich nicht mehr in exclusive Interessen einhausen, zumal sogar der Erwerb gründlicher wissenschaftlicher Bildung längst nicht mehr an das akademische Triennium gefesselt ist. Die Allgemeinheit des Staatsgesetzes und der socialen Bildung ist dem Studenten jetzt schon zu nahe gerückt. Er ist noch immer ein eigenthümlicher Stand, aber das auf andere Stände und Beschäftigungen nicht ohne einigen Hochmuth herabblickende Selbstgefühl, das früherhin besonders in kleineren Universitätsstädten für den sogenannten Philister drückend wurde, ist ihm genommen. Er merkt nur zu sehr, daß die wissenschaftliche Bildung allein im Staat, in der Gesellschaft ihm einen wahrhaften Anspruch auf Auszeichnung geben könne, daß er diese mithin, wie jeder Andere, durch sein Betragen verdienen müsse und daß das versilberte Bild des Herzogs Albrecht, das er noch an seiner Mütze trägt, nur unter jener Bedingung von den Nichtstudirenden respectirt werde.

Wie schon mehrfach erörtert, ist Preußen ein Kolonieland. Noch jetzt kann man hier in und um Königsberg viel Einwanderer auch aus der jüngsten Zeit her zählen. Ich machte neuerdings darin eine überraschende Erfahrung. Ich befand

mich auf einem Landgut in einer Gesellschaft von zwanzig Männern, von denen die Mehrzahl Landwirthe, zum Theil sogar Nachbarn waren. Die Verschiedenheit des Dialekts unter uns führte uns darauf, unsere Abkunft aufzusuchen und es ergab sich, daß fast alle nicht eingeborene Preußen, sondern aus Anhalt-Dessau, aus Bremen, Holstein u. s. w. Uebersiedelte waren. Selbst der anwesende Prediger, der neu angezogen war und dem zu Ehren das Fest eigentlich gegeben wurde, war zwar in Preußen geboren, allein seiner Abstammung nach ein Salzburger. So sieht man bei Fabricanten in den Ankündigungen der Zeitung, auf den Aushängeschilden in den Straßen häufig den Beisatz: aus Berlin. Früherhin studirten in Königsberg viele Kur- Liv- Esthländer, Russen und Polen. Allein gegenwärtig, wo Rußland den Besuch Deutscher Universitäten so außerordentlich erschwert, wo es nur speciell betraute Kronstudenten unter die Deutschen Universitäten vertheilt, Königsberg aber, um Studenten aus Deutschland anzuziehen, zu entfernt liegt, gegenwärtig ist es höchst selten, daß unter den Studirenden Ausländer vorkommen. Hier ist der Kolonisationscharakter ausgelöscht. Die Provinzen allein liefern die Studirenden, so daß unter diesen keine hervorstechenden Unterschiede der Sinnesweise existiren. Die wenigen Russen, Berliner, Schweizer, die

um Bessel's, Jacobi's, Neumann's u. A. willen hierherkommen, sind zu sparsam gesäet, gegen den Provincialgeist ein erfrischendes, gegenhaltiges Element bilden zu können. Sie leben meist zurückgezogen in engerem Anschluß an die Lehrer, um derentwegen sie kommen. Weil nun dieser Zug fremder Gäste fehlt, so bleibt auch die Anzahl der Masse der Studirenden sich bei uns ziemlich gleich; sie schwankt beständig seit zehn Jahren zwischen 300 — 400.

Die Mischung verschiedener Stammthümlichkeiten in der akademischen Sphäre ist der wissenschaftlichen Bildung sehr vortheilhaft und es ist sehr zu bedauern, daß unsere Lage uns derselben so sehr entbehren läßt. Namentlich leiden unsere Privatdocenten darunter, denn vom Ausland kommende Studenten bringen gewöhnlich Geld mit und bezahlen die Vorlesungen, wogegen es für den Einheimischen Regel ist, sie wenn irgend möglich nicht zu bezahlen. Er betrachtet die Academia Albertina im eigentlichsten Sinn als seine alma mater, die ihm Freitische gibt, die ihm Bücher leihet, die ihm in den zahlreichen Stipendiengeldern die Mittel zu Kleidung und Wohnung reicht oder ihm im Kypkeanum auch letztere ertheilt und die ihn pflegt, wenn er krank wird. Die Vorlesungen soll er zwar bezahlen, allein den meisten werden sie bis

zur künftigen Anstellung gestundet. Für sein Studium Geld auszugeben, kommt daher bei unseren Studirenden mehr ausnahmsweise vor. Mithin hat der Privatdocent von seinen Zuhörern auf keine Einnahme zu rechnen, obwohl er gerade in seinem Hungerleiderstande ihrer so sehr bedürfte. Daher sieht man denn auch die hiesigen Privatdocenten nach einigen Jahren vergeblichen Experimentirens gewöhnlich ihre Vorlesungen wieder aufgeben. Sie suchen Stellen bei Schulen, kleine Rectorate, Pfarrämter, Assessorate zu erlangen. Nur als eine Insignie höherer Bildung scheinen manche noch immer Vorlesungen anzukündigen, die sie aber nicht halten. Noch andere, nachdem sie anderweit ihr Auskommen gefunden, kündigen nicht einmal mehr bestimmte Collegia an, sondern schreiben in den Lectionskatalog: N. N. lectiones suas intermittet. — Aber noch ein anderer Umstand ist mit dem Besuch einer Universität durch Fremde verknüpft. Der fremde Student ist unabhängig von den Provinzialprüfungsbehörden, welche zum Theil von den Professoren selbst zusammengesetzt sind, zum Theil auch durch Cumulation der Aemter, die freilich nur in seltenen Fällen nicht ein Ruin der akademischen Wirksamkeit wird, sich erzeugt, z. B. wenn ein Professor der Theologie zugleich Consistorialrath ist. Daß die Studirenden zunächst

von den Professoren geprüft werden, welche ihre Lehrer waren, ist an und für sich zweckmäßig, weil es ihrem Studium Bestimmtheit verleihet. Aber diese Bestimmtheit kann Befangenheit werden. Das Urtheil des Einheimischen über den Docenten ist nicht so frei, als das des Fremden, der außerdem gewöhnlich noch auf andern Universitäten studirt hat und leichter verschiedene Lehrer desselben Fachs mit einander vergleichen kann. Der Einheimische wird im Collegium oft in die Reflexion verfallen, daß gerade das eben Gesagte von dem Herrn Professor einst im Examen gefragt werden könne. Er wird deshalb oft nicht der Sache, sondern des Examens wegen lernen und er wird dies zuweilen, wenn er ängstlich berechnend ist, selbst dann thun, wenn die Billigkeit, die Humanität des Prüfenden hinlänglich bekannt ist. Durch fremde Studenten, welche ohne die Furcht, im Examen „durchzufallen" die Wissenschaft betreiben, wird also die sachliche Kritik der Docenten gefördert und die Freizügigkeit der Deutschen Universitäten steht daher auch aus dem Grunde lebhaft zu wünschen, dem Mechanismus des Lehrens und Lernens entgegenzuarbeiten. Ein Professor, dem durch seine Stellung bei den prüfenden Behörden eine gewisse Herrschaft über die Studirenden gesichert ist; ein Professor, der von

Amtswegen darauf bestehen muß, daß man diese oder jene Doctrin bei ihm gehört habe; ein Professor, der gar keine Vernachlässigung der Studirenden erfahren kann, ein solcher kann, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen, nur zu leicht in eine gewisse Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit verfallen. Es fehlt ihm ja in keinem Semester an Zuhörern. Daß dieselben seine Collegia oft nicht hören, also nur Annehmer seiner Vorlesungen sind, das liegt dann in der Trägheit, in dem schlechten Geist der Jugend oder wozu man sich sonst noch überreden kann. Die Zahl der Zuhörerliste, welche dem Ministerium eingesandt wird, bleibt trotz dieses Defects in der Mitte des Semesters am Anfang und Ende die nämliche.

Rühmlichst muß man von Königsberg sagen, daß die Größe und geistige Regsamkeit der Stadt eine solche Zwingherrschaft der Professoren, wie sie sonst in kleinen Universitätsstädten, namentlich in Göttingen, vorkam, glücklicherweise gar nicht zuläßt. Der Professor kommt mit zu vielen Gebildeten anderer Stände in Berührung, als daß er sich auf seine Alleinweisheit etwas einbilden könnte. Er ist zu sehr für die Gymnasiallehrer, Prediger, Officiere, Kaufleute, Beamte u. s. w. ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Urtheils, als daß er nicht auch von Seiten

dieser Männer, die von dem äußeren Einfluß der Universität ganz unabhängig sind, eine Kritik erleiden müßte, welche der Auffassung der Studirenden, wenn sie in Befangenheit zu gerathen droht, supplementarisch, correctiv zur Seite steht.

Der universelle Bildungstrieb der Stadt ist auch wohl der Grund, daß die Königsberger Docenten sich in ihrer Darstellung durch Popularität im edelsten Sinne des Worts hervorthun. Der Pedantismus, mit der Würde des Professorthums in stirnrunzelnder Feierlichkeit zu kokettiren, kann in unserem ernsten, eben deshalb aber wahrhaft heitern Königsberg nicht aufkommen. Man denke an Kant und Herbart, an v. Baer und v. Bohlen, an Kähler und Burdach, an Lobeck und Sachs, an Voigt und Schubert, an Meier und Bessel u. s. w., denn ich fühle schon, daß ich mit dem Niederschreiben dieser Namen, die sich mir unwillkürlich aufdrängten, einen Fehler gemacht habe, da man der Delicatesse wegen in solchen Fällen, wo man Lobdiplome vertheilt, klug genug sein sollte, Niemand oder Alle zu nennen. Am Besten nehme man den ersten Band der Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft oder ein paar Jahrgänge unseres Provincialblattes zur Hand, von dem Gesagten sich zu überzeugen. Die Docenten sind bei uns, ohne aus dem Schooß

des akademischen Lebens zu sehr herauszugehen, vielfach veranlaßt, sich als Mitglieder gelehrter Gesellschaften, als Prediger oder auch aus reiner Mittheilungslust dem nicht akademischen, selbst einem aus Männern und Frauen gemischten Publicum aufzuschließen und sich dadurch den Tact der ächten Popularität anzueignen: Popularität nicht als die triviale Salbaderei, welche den Leuten nur sagt, was sie schon wissen und es ihnen sogar, um das zweideutige Lob der Verständlichkeit einzuärnten, eben so wieder sagt, wie sie es wissen; Popularität nicht als der überlistende Kunstgriff, alle Augenblick die Versicherung zu geben, daß, was man so eben gesagt, offenbar ganz klar sei; Popularität nicht als schweifwedelnde Accommodation an vorauszusetzende Lieblingsmeinungen des Publikums oder gar als ein Blumenstrauß bildstrotzender, witzschillernder Phrasen — sondern Popularität als das Streben nach dem angemessensten und kürzesten Ausdruck, der immer zugleich auch sowohl der wirksamste als geschmackvollste ist.

Die Allgemeinheit der Königsberger Bildung wendet sich mit Theilnahme auch Vorlesungen zu, welche von andern, als Professoren, gehalten werden. Diese Thatsache, die zu Berlin noch in der Kindheit zu stehen scheint, ist bei uns schon alt und höchst erfreulich. Sie führt den Beweis,

daß die mündliche Darstellung der Wissenschaft als ein freies Kunstwerk bei uns gar nicht mehr an die Universität gebunden ist. Man kann Vorträge halten, ohne graduirt zu sein. Man sei nur der Sache mächtig und — nicht langweilig. Diese Thatsache gewährt die Aussicht in eine schöne Zukunft, in welcher wissenschaftliche Forscher immer nur dann ein Publicum um sich versammeln werden, wenn sie die Lösung eines Problems so eben beendigt haben oder wenigstens mit einer neuen Form der Darstellung beschäftigt sind. Sie können dann den periodischen Impulsen ihres Bildungsganges folgen, während sie jetzt als angestellte Lehrer oft vortragen müssen, was zwar zu ihrer Wissenschaft gehört, ihnen deshalb auch theuer ist, nur worin sie gerade jetzt nicht mit dem heiligen Geist des productiven Interesses verweilen, das gerade in einer anderen Sphäre sich relativ fixirt hat.

Die Wissenschaft ist eine Macht in der Welt, wie nur irgend eine. Ihr Name erinnert uns an die höchsten und edelsten Bestrebungen der Menschheit. Auch der Roheste, der von dem Wesen, wissenschaftlicher Forschung keine Vorstellung, nur eine trübe Ahnung hat, widmet diesem Namen einige Ehrfurcht. Die Namen derer, die in der That geforscht und auch etwas erforscht haben, sind in das Buch der Unsterblichkeit eingeschrieben.

Selbst die Namen der Reichen und Fürsten, die der Wissenschaft und ihren Männern Schutz verliehen, die achtungsvoll ihre Arbeiten durch die ihnen zu Gebot stehenden Mittel unterstützten, die ein wenn oft auch nur dilettantisches Interesse daran nahmen, haben von diesem Glanz auch ihren Theil an sich genommen. Kein Staat wird von der öffentlichen Meinung mehr geehrt, als der, welcher für die Wissenschaft, ohne die Philosophie in ihren kühnsten Versuchen auszuschließen, nach Kräften thätig ist, denn man vermuthet, daß ein solcher wisse „was des Geistes ist“, vermuthet, daß er mit dem Patronat der Freiheit der Intelligenz auch das jeder wahren praktischen Freiheit übernommen habe.

Die Universität ist das höchste Organ, das die Menschheit bis jetzt für die lebendige Ueberlieferung und Fortzeugung der Wissenschaft erfunden hat. Das Gymnasium, das Realgymnasium und die Realschule lehren nur das fertige Wissen, die gleichsam als solide garantirte Errungenschaft der Erkenntniß; die Akademie aber als ein Bund von Meistern der Wissenschaft schließt das eigentliche Lehren aus und die Akademiker erscheinen der Wissenschaft gegenüber selbst als durch eigene Anstrengung Fortlernende. In dem wissenschaftlichen Erbe soll nun nichts sein, was nicht für die Universität in irgend einem

ihrer Mitglieder als dessen eigenstes Interesse fortlebte. Was der Theologe nicht weiß, weiß der Jurist u. s. f. Und was in der Theologie der Exeget nicht weiß, weiß der Dogmatiker u. s. w. Allein die Universität soll nicht nur als Schule lehren, was andere früher erkannt haben, sie soll auch aus der Vergangenheit in die Zukunft greifen, das Erkennen weiterbilden und dadurch immer in der rechten Mitte der Gegenwart stehen. Sind nicht in Deutschland die meisten Akademiker zugleich Universitätsprofessoren? Freilich, sollte die Universität nur ein bestimmtes, scheinbar ausgemachtes Quantum von Kenntnissen überliefern, ohne daß sie dasselbe mit ihrer Kritik begleiten dürfte — da ja der Kritik die Skepsis zu Grunde liegt, die Skepsis aber auf Wiederbestätigung oder höhere Gestaltung dessen dringen muß, wogegen sie sich richtet — so würde es allerdings, wie Unkundige vorgeschlagen haben, besser sein, Chinesischer Barbarei zu huldigen und nur Fachschulen zu haben, welche Staat und Kirche sich nach ihrem Bedürfniß zurichteten. Die Regierung könnte dann gewisse Compendien und Hefte als legitime Wissenschaft mit der Erlaubniß ausstatten, vorgelesen und nachgeschrieben werden zu dürfen. Aber die Universität soll auch den Werdeproceß der Wissenschaft darstellen. Sie bedarf daher der Freiheit der Entwickelung.

Der Lehrende kann, gerade wenn er redlich und strebsam ist, nicht im Voraus wissen, auf was für Resultate er im Lauf seines Lebens durch seine Forschung noch geführt werden wird. Er würde eine Sünde gegen den heiligen Geist der Wissenschaft begehen, wollte er der Regierung ein Versprechen ablegen, immer dasselbe lehren zu wollen. Wie jämmerlich solche Subjecte daran sind, die in diesem Sinne handeln, hat die Geschichte oft genug gelehrt, wenn nämlich, was ja auch vorkommt, die Regierung ihre Richtung änderte. Kann der wissenschaftliche Mensch die Entdeckungen voraus ahnen, die er, die ein anderer machen wird? Kann er voraus die Metamorphosen der allgemeinen Bildung berechnen, aus denen wie mit einem Zauberschlage alle Begriffe oft plötzlich in einer ganz neuen Beleuchtung erscheinen, die es nothwendig macht, die alte Fassung der Erkenntniß umzuarbeiten? Er kann in dieser Hinsicht der Regierung nur versprechen, einem bestimmten Felde des Wissens seinen besondern Fleiß mit aller Kraft und Redlichkeit widmen zu wollen, über das Wie aber, über die nähere Gestaltung des Inhalts kann er nichts bestimmen, weil er hier selbst von der Sache abhängig ist. Jene Fixirung eines eigenthümlichen Feldes ist nothwendig, weil die Regierung eine Vorsorge tragen muß, daß keine

wesentliche Richtung der Erkenntniß ohne Repräsentation bleibe; für die Tüchtigkeit derselben wird sie um so besser sorgen, je freier sie den Forschenden gewähren läßt. Der Mißbrauch der Lehrfreiheit kann nur darin bestehen, daß der Docent Dinge vorträgt, welche mit den Landesgesetzen nicht als Theorie, sondern praktisch im Widerspruch stehen, in welcher Hinsicht er somit den allgemeinen Censurgesetzen, den Gesetzen über Injurien, Verletzung der Sittlichkeit, Religionsverspottung, absichtliche Verbreitung grundloser Unzufriedenheit, Majestätsbeleidigung, Hochverrath verfällt.

Es denkt auch Niemand daran, in der Mathematik, in den Naturwissenschaften, in der Philologie, Geschichte und Philosophie, ja selbst in der Rechtswissenschaft, die unbedingte Freiheit der Lehre als Princip in Abrede zu stellen. Nur die Theologie scheint hier in Verlegenheit gesetzt zu werden, aber nur so lange, als ihre Darstellung auf der Universität sich von dem Zweck der Praxis abhängig macht und nicht der Wissenschaft an und für sich die Ehre gibt. Soll die theologische Facultät eine directe kirchliche Vorbereitungsschule, eine Anstalt zur Bildung von Geistlichen sein, so muß im Verlauf der Zeit die Schranke des confessionellen Symbols mit dem universellen Trieb der Wissenschaft in Conflict treten, weil das Symbol, wie die Theologie

dies selbst begreiflich machen muß, nur eine Stufe in der erscheinenden Selbsterkenntniß des Christenthums ausmacht. Das Symbol ist nur ein relativ Absolutes, nicht ein absolut Absolutes und jedem theologischen Professor, mag er sich vor den Größen der Vergangenheit noch so sehr erniedrigen, flüstert der Geist der Geschichte in die Ohren, daß Luther und Melanchton, Calvin und Boza ja auch Professoren gewesen wären. Früherhin waltete gar kein Zweifel ob, daß nicht der Universitätstheologe, die Dogmatik, Exegese, Kirchenhistorie, ganz nach dem Standpunct seiner Confession vorzutragen habe. Seit der Periode der Aufklärung, seit der Französischen Revolution, seit dem Bestehen einer Wissenschaft des Kanons, einer comparativen Symbolik, einer wahrhaft philologischen Interpretation, einer aus weltgeschichtlicher Perspective aufgefaßten Kirchenhistorie, endlich einer speculativen Dogmatik und kirchlichen Union des Protestantismus — ist dies unmöglich. Strauß hat das Losungswort in der Vorrede zu seiner Glaubenslehre ausgesprochen, daß von jetzt ab alle confessionelle Differenzen, selbst die des Katholicismus und Protestantismus, in den Gegensatz der Heteronomie und Autonomie des Wissens zusammengesunken wären.

Die theologische Facultät hat gegenwärtig das Kreuz, gegen die philosophische gar keine

sichern Grenzen mehr zu besitzen. Ein Historiker, Ranke, kann die Reformationsgeschichte, ein Orientalist, Ewald, kann den Hiob, die Psalmen eben so wohl zum Gegenstand seiner Untersuchungen und Vorträge machen, als der Professor der alttestamentlichen Exegese; ein Philologe, Lachmann, revidirt den Text des neuen Testamentes u. s. f. Worin soll nun ein solcher Theologe die ihn von dem Philosophen unterscheidende Qualität suchen? Soll er seine Auffassung im Dienst einer bestimmten — aber wohl zu merken auf ihrem Gebiet selbst wieder angefochtenen — dogmatischen Ansicht von der Inspiration, Versöhnungslehre, Messionismus modeln, soll er wohl gar darnach dem geschichtlichen Zeugniß der sprachlichen Kunde Gewalt anthun? Soll er meinen, daß, weil er nicht blos Doctor der Philosophie, sondern auch Licentiat, vielleicht selbst Doctor der Theologie ist, ihm ein ganz anderes, höheres, wahrhafteres Verständniß möglich sei, als dem einfachen Philologen? Muß er sich nicht sagen, daß dieser doch, wie er, ein Christ ist? Soll er so hochmüthig, so beschränkt sein, in dem Umstand, der theologischen Facultät anzugehören, ein besonderes wissenschaftliches Erleuchtungsmittel zu erblicken? Soll er sich zu dem Glauben überreden, daß sein Christenthum, weil er nämlich nicht nur ein schlichter Christ, sondern ein Theologe, eine

höhere Potenz des Christenthums? — Am interessantesten ist für das Verhältniß der Theologie zur Philosophie in der letzteren Zeit die Erscheinung gewesen, daß theologische Facultäten solche Mitglieder, welche die gemeinten Grenzen ihres positiven Wissens durch Philosophie überschritten, drängten, ihren Austritt aus der Facultät nehmen zu sollen, um sich in der philosophischen Facultät mit ihrer speculativen Häresis abzulagern.

Die armen Theologen! Wahrlich, ihre Lage ist oft sonderbar und ich wundere mich nicht, wenn sie im entschiedenen Streben nach Herrschaft oft einen Ausweg aus ihrem gepreßten Innern suchen. Wie oft wird ihnen der Vorwurf der Heuchelei gemacht! Das kahle Gefühl, der platte Verstand sind bald fertig, einen Andersgläubigen als Lügner zu behandeln. Eben so ist die kluge Welterfahrung, die mit den Winkeln und Falten menschlicher Gebrechlichkeit vertraute Psychologie des Herrn v. Knigge dazu bereit. Allein welche Stufen gibt es nicht vom Anlügen einer Ueberzeugung, vom Selbstbetrug, von der Selbstbelügung, vom Schwanken und Wechseln zwischen Selbsttäuschung und Täuschung Anderer bis zur selbstbewußten Heuchelei! Diese Scala, welche Daub's noch wenig gelesenes, noch weniger bisher verstandenes, seine Epoche erst erwartendes Buch: über die Selbstsucht in der Theologie so gründlich ent-

wickelt, diese Scala läßt man den armen Theologen zu wenig zu gute kommen. Man ahnt nicht, in welchem geheimen Zwiespalt ihre Intelligenz oft mit sich lebt und für die Philosophie sich bald begeistert, bald sie wieder als eine Verrätherin fürchtet. Man ahnt nicht, welche moralischen Vorgänge in ihrem Leben sie leiten, welche entsetzlichen Erfahrungen sie ganz im Stillen an sich von der Sünde und ihrer dämonischen Gewalt, von der Hülfsbedürftigkeit des Menschen, von göttlicher Vorsehung gemacht haben und wie nun diese verborgene biographische Empirie ihre öffentliche Kanzeltheologie gestaltet. Man ahnt nicht, welchen Kampf sie oft bestehen mit dem, was sie lehren, bald, indem sie sich im Geheimen sagen müssen, in der That nicht zu wissen, ob, was sie verkünden, die ewige Wahrheit sei und deshalb desto eifriger dem Glauben sich zuwenden; bald, indem sie den Widerspruch erkennen, worin ihr Handeln, ihr Empfinden noch mit der vom Glauben geforderten Heiligkeit des Wandels steht! Wie glüht ihnen oft der Pfahl im Fleisch! Wie sind sie in verzehrender Schönseligkeit versunken!

Es ist vorgeschlagen worden, für die protestantischen Theologen zwischen der Universität und dem Amt Seminarien eintreten zu lassen, wo sie durch technische Vorbereitung für den

Kirchendienst eingeschult werden sollen. Preußen besitzt sogar ein solches Seminar in Wittenberg. Würtemberg verbindet in seinem Tübinger theologischen Seminar eigentlich beides, Theorie und Praxis. Aber der protestantische Candidat hat nicht, wie der katholische, viel Aeußerlichkeiten zu lernen. Die Hauptsache bleibt einmal bei uns Protestanten die Predigt als die Urform der Darstellung des Christenthums. Das ächte Christenthum reducirt alles Aeußerliche auf ein Minimum und jetzt besonders haben wir an diese Wahrheit uns zu erinnern, weil man die Religiosität nicht nur als Christlichkeit, sondern diese nur als den Mechanismus einer bestimmten Kirchlichkeit gelten lassen will. Als Wittenberg zum Ersatz für seine nach Halle verlegte Universität das theologische Seminar erhielt, erinnere ich mich, wenn ich nicht irre, in einem Jahrgang des Kayser'schen Reformationsalmanachs eine schöne Abhandlung von de Wette gelesen zu haben, welche gegen den Plan sich erklärte und sehr eindringlich auseinandersetzte, wie das precäre, umhergeworfene, kampfreiche Leben des protestantischen Candidaten gerade den rechten Paulinischen Geist in ihm entwickle.

Früherhin war die theologische Facultät die erste und die philosophische die unterste. Im Lectionscatalog, in der ceremoniellen Dignität ist

es noch so. Aber in der Wissenschaft ist die philosophische Facultät allmälig nicht nur intensiv bedeutender geworden, sondern hat auch extensiv einen Umfang gewonnen, mit welchem sie dem der andern Facultäten ganz gleich zur Seite tritt. Es ist sehr merkwürdig, daß Kant in seinem Streit der Facultäten das Bewußtsein dieser Veränderung zuerst aussprach.

Seine Gebeine ruhen gegenwärtig im Albertinum. Ein offener Gang an der Seite des Domes endigt mit einem Gewölbe, worin der Sarg beigesetzt ist. Er führt den Namen Stoa Kantiana. Bei Regenwetter geht man auf seinen Steinplatten spazieren. Die Kuchenmarketenderinnen der Studenten haben hier ihren Lieblingsplatz. Es ist schön, daß Kant an den Außenwerken der Kirche in einer offenen Halle, in welche die Linden sommerlich ihren süßen Duft hineinstreuen, wie ein König allein ruhet. Er läßt hier die akademische Jugend nicht ohne Erinnerung an sich. Er zwingt sie, ihn nicht zu ignoiren. — Eine Stiftung existirt, nach welcher an seinem Todestage in der Aula des Albertinums sein Gedächtniß durch eine Rede gefeiert wird, die ein Studirender hält. Der Stifter dieser Feierlichkeit, Schreiber, hat einen Preis ausgesetzt, um welchen das eine Jahr in Deutscher, das andere in Lateinischer

Sprache concurrirt wird. Die Aufgabe besteht im Enkomium Kant's in der Erläuterung irgend eines Satzes aus den Kant'schen Schriften. Diese Erläuterung ist im Lauf der Zeit auch nicht selten zur Polemik geworden, denn unter Herbart wurde Kant Herbart'sch, gegenwärtig wird er Hegel'sch aufgefaßt. Dies ist ganz natürlich und ganz im Geiste Kant's. Nichts würde ihm verhaßter sein, als seine Philosophie gleichsam lebend einbalsamirt zu wissen, ihm, der selbst von Standpunct zu Standpunct sich fortbildete, ihm, dem jedes unkritische Wiederkäuen ein Greuel war.

Alter Held, halte auch fürder Wache bei uns, daß die Zukunft Preußens immer mehr dem Ideal geistiger und sittlicher Freiheit entspreche, deren Verkünder Du warst, und daß jeder Frühling den Kranz einer neuen würdigen That auf Dein Grab lege!

Druckfehler.

Seite	8	Zeile	9	v.	U. lies statt Eine: eine.
=	8	=	4	=	U. lies statt Königsberg: Königsberger.
=	11	=	6	=	O. setze hinter Chodowiecki's ein Komma.
=	13	=	2	=	O. lies statt Erothik: Erotik.
=	20	=	8	=	O. lies statt Industerie: Industrie.
=	24	=	5	=	O. setze statt den nur: nur den.
=	28	=	7	=	O. streiche das Komma hinter auf, aus.
=	41	=	11	=	U. lies statt ein: Ein.
=	44	=	3	=	U. lies statt anticen: antiken.
=	52	=	14	=	U. lies statt Schakspeare: Shakespeare.
=	58	=	5	=	O. lies statt frapanten: frappanten.
=	58	=	7	=	O. lies statt: spektischen: skeptischen.
=	86	=	9	=	O. lies statt schauderte: schauerte.
=	92	=	9	=	O. lies statt gründlichen: gründlicher.
=	109	=	3	=	U. lies statt heißt: heizt.
=	172	=	2	=	U. lies statt ihm: ihn.
=	188	=	2	=	U. lies statt Prüderei: Prüderie.
=	201	=	9	=	O. lies statt konnten: könnten.
=	213	=	12	=	O. lies statt theologischen: thelogischem.
=	267	=	6	=	U. setze vor zum: eine Verbindung, die.
=	277	=	8	=	O. lies statt Boza: Beza.
=	278	=	14	=	O. lies st. Messionismus: Messianismus.

b f

g

h

a



